Ein Ultramontaner
jenseits der Berge.

Rom-Reise zur Journalisten-Audienz
bei
Papst Leo XIII.

Von
Friedrich Werber,
Kaplan.

Radolfzell,
Druck und Verlag von Wilh. Moriell,
1879.

Ein Ultramontaner jenseits der Berge.

Rom-Reise zur Journalisten-Audienz
bei
Papst Leo XIII.

Von

Friedrich Werber,
Kaplan.

Radolfzell,
Druck und Verlag von Wilh. Moriell,
1879.

Vorwort.

Schon wieder eine Romreise! mag Mancher ausrufen, wenn er dieses Schriftchen „Ein Ultramontaner jenseits der Berge" unter die Augen bekommt. Zu meiner Entschuldigung darf ich sagen, daß ich eigentlich auf unschuldige Art unter die Bücherschreiber gekommen bin. Der Anfang meiner Romreise erschien zunächst im Feuilleton der „Freien Stimme," die ich bei der Journalisten-Audienz in Rom vertreten. Meine Bekannten wollten Reisenachrichten haben; sie sind mir unter den Händen gewachsen, und da in den kleinen Feuilletonsartikeln eines nur 3 Mal wöchentlich erscheinenden Blattes die Reisebeschreibung sich zur Ungebühr hinauszieht: habe ich mich auf mehrseitiges Bitten nicht ohne Widerstreben entschlossen, den „Ultramontanen" nicht blos jenseits der Berge zu schicken, sondern auch auf den Markt

zu werfen. Möge diese größere Erstlingsarbeit, welche zunächst für den bürgerlichen und katholischen Leserkreis der „Freien Stimme" bestimmt war, eine freundliche Aufnahme finden!

Radolfzell, am Tage des heil. Johannes des Täufers 1879.

Der Verfasser.

Die drei berühmtesten Wallfahrtsorte der katholischen Welt sind die Stätten des hl. Landes, die ewige Roma mit dem Grabe der Apostelfürsten Petrus und Paulus und das Grab des hl. Jakobus zu Compostella in Spanien.

Letzteres wird von Deutschen wohl am seltensten besucht, während schon manche Deutsche das Glück gehabt haben, in Bethlehem, Jerusalem und Nazareth dem Erlöser auf den Knieen zu danken, den heil. Boden zu küssen und Thränen der Freude und des Reueschmerzes zu weinen. Besonders zahlreich aber sah Rom zu jeder Zeit Pilger aus allen Ländern und von allen Ständen durch seine Thore einziehen, um entweder da Kunstschätze zu bewundern oder auf den Trümmern des Forums und der Kaiserpaläste von alter Herrlichkeit zu träumen, oder auf den Gräbern der Apostel und so vieler Heiliger zu beten und den Stellvertreter Gottes auf Erden zu sehen, zu sprechen, um den Segen zu bitten.

Mich zog so ziemlich all das Obige an und längst war es nebenbei mein Wunsch gewesen, in's schöne Land Italia zu kommen, den blauen Himmel zu sehen, die liebliche Sprache zu hören und vom Weine zu kosten, den eine südlichere Sonne erwärmt. Der Wunsch sollte im Jahre 1879 erfüllt werden. Anläßlich des Jahrestages der Erwählung Leo's XIII. faßte der römische Redakteur und Monsignore Luigi Tripepi den großartigen Gedanken, eine internationale Versammlung aller katholischen Redakteure der Welt in der Hauptstadt der Christenheit zu veranstalten,

um dem Papste die Gefühle der Ehrerbietung, Hochachtung und Liebe zu Füßen zu legen. Zur Verwirklichung solcher Pläne haben allerdings die Italiener nicht übertrieben viel Geschick, und es war offenbar auch die Zeit von der Fassung des Planes bis zur Ausführung desselben eine kurze; dennoch gelang es dem verdienstvollen, liebenswürdigen Geistlichen etwa 1000 katholische Journalisten oder Vertreter derselben zu den Füßen des heil. Vaters versammelt zu sehen. Die deutsche katholische Presse, sonst keineswegs die geringste, war verhältnißmäßig wohl am spärlichsten vertreten. Berufsgeschäfte, Mangel an Zeit und Geld hielden wohl manche mit ihrem sündhaften Leibe in Deutschland zurück, während ihr Sinnen und Trachten jenseits der Berge sie führte, um wenigstens in Gedanken so recht ultramontan zu sein. Durch die Freundlichkeit eines in Rom zur Zeit ansäßigen katholischen Fürsten wurde ich rechtzeitig auf die Gelegenheit, nach Italien zu kommen, aufmerksam gemacht, und mein Plan war bald gefaßt, obwohl trotzdem ich in alle Welt geschrieben, die Aussicht vorhanden war, mutterseelen allein als Fremdling in fremde Lande zu gehen. Lust hätten wohl viele gehabt, aber der nervus rerum ist heutzutage ein Nerv, der sehr häufig arg verstimmt sein soll. Auch hier bewährte sich schließlich der Göthe'sche Spruch:

Warum in die Ferne schweifen,
Sieh das Gute liegt so nah!
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da.

Nachdem ich von Berlin, Köln, Stuttgart, Augsburg, Freiburg theils abschlägliche, theils gar keine Antwort erhalten, erstund ein Reisebegleiter nicht blos ganz in der Nähe, nicht blos im eigenen Wohnort, sondern sogar im eigenen Hause. Der Sohn meines Hausherrn, ein junger Kaufmann Julius Streicher, den es gelüstete fremde Länder

und Leute zu sehen, meldete sich eines Abends als Reisegefährte; ihm wurde dann später die Aufgabe zu Theil, das „Säckinger Volksblatt“ bei der Audienz zu vertreten. Mit Reisepässen, die wir übrigens nirgends brauchten, mit etlichem Geld und noch mehr Plänen ausgerüstet und von den besten Wünschen begleitet, traten wir am 3. Februar d. J. die Reise nach Italien an, die nun im Folgenden beschrieben werden soll und zwar Tag für Tag, wie sich die Ereignisse zugetragen. Die Reisebeschreibung soll, um den Egoismus gleich einzugestehen, zunächst zu unserer eigenen Erinnerung geschrieben werden, und wenn ich vielleicht in manchem Leser die Liebe zur Kirche und zur Stadt Rom entzünden oder ihn wenigstens angenehm unterhalten kann, so soll das mir doppelt erwünscht sein.

So eine Art Feuilleton möchte ich schreiben, meine Gedanken, Empfindungen, Erfahrungen wieder geben; ich will den Bischöfen, Kardinälen und dem hl. Vater keine Rathschläge ertheilen, kein erschöpfendes Urtheil über Land und Leute schreiben, nur eine kurze Reiseskizze geben, Ernstes und Heiteres, Religiöses und Weltliches, Ueberirdisches und Gewöhnliches behandeln, wie eben die Verhältnisse und die Zeiten es mit sich brachten. „Wer Vieles bringt, wird Jedem Etwas bringen!“ Und nun zur Sache.

---

1. Montag, 3. Februar.

Von Radolfzell nach München.

Nach Italien! Ja können Sie denn auch Italienisch? Nun das gerade nicht, könnte man vielleicht einwenden; aber es gibt ja Bücher und Methoden, es in vier Wochen zu lernen. Am Ende noch schneller. Um etwas vorzugreifen, erzählte uns ein liebenswürdiger Südtiroler in Innsbruck, er sei einmal von einem Rheinpreußen angegangen worden, ihm von Roveredo bis Trient (eine Eisen-

bahnstation) das Italienische beizubringen; das Kunststück habe er aber, trotzdem Lehrer und Schüler zu den besten Hoffnungen berechtigten, nicht fertig gebracht. So schnell wollte ich es nicht lernen; aber gerade viel Zeit war mir auch nicht zu Gebote.

Vor 20 Jahren hatte ich einmal beim längst verstorbenen Prof. Eble in Freiburg ein Semester italienisch gelernt und le mie prigioni von Silvio Pellico gelesen. Aber in 20 Jahren vergißt man leicht, was man in einem halben hätte lernen sollen und so mußte ich denn in meinem Lehrbuch von „Frühauf und Rausch“ fast wieder von vorn anfangen. Beim „Frühauf“ lernt man jedenfalls mehr, als bei seinem ominösen Herrn Kollegen.

Wie die Juden mit Sack und Pack in Egypten das Osterlamm schlachteten und aßen: so habe ich mit Sack und Pack im Flug italienisch gelernt und auf Gut Glück hin die Reise angetreten. Nur immer vorwärts, avanti, sagt der Italiener; es wird sich schon geben.

In Radolfzell am Bahnhof redete man noch deutsch, und um 75 Pfennige Reichsgeld nahm man uns nach Konstanz mit — wir waren schon fremd geworden. Ich will nun weder über die dortigen Altkatholiken ein paar schlechte Witze machen, noch vom Badhotel, vom Stromeyer und sonstigen Berühmtheiten reden — es war auch ein schrecklicher Seenebel in die Lande gegangen, sondern rasch per Dampf um 3 Mk. 85 übers schwäbische Meer nach Lindau fahren. Von Lindau bis München kostet der Eilzug 14 Mk. 20 Pf.; der Schalterherr, den wir nach Rundreisbilleten fragten, war bei dem Regenwetter übel gelaunt, wogegen die Kondukteure uns wieder mit unserm Geschicke versöhnten. Draußen lag Schnee und vom Himmel her regnete es; um so willkommener war die Gesellschaft eines Schweizer Ingenieurs aus Delsberg im Jura gebürtig, der direkt nach Rumänien fuhr, um dort nach Umfluß eines

Urlaubs wieder seine Stelle an einer Eisenbahn anzutreten, die Stroußberg und ähnliche Eisenbahnkönige wahrscheinlich unvollendet ließen. Der Herr sprach den bekannten deutschen Schweizerdialekt, gut französisch und auch rumänisch und erzählte sehr viel von Rumänien, wie dort bis zum Krieg Alles wohlfeil gewesen, man keine Steuern bezahlt, während jetzt der Wohlstand allmälig schwinde u. s. w. Wir waren ganz in Rumäniens blühende Finanzen und in die schmutzigen Städte und Dörfer vertieft, als der Zug hielt und der Schaffner: „Buchloe 7 Minuten Aufenthalt, gutes Bier, meine Herren" in den Schlag hinein rief.

Zu Olims Zeiten hätte ich mir dies nicht zwei Mal sagen lassen; aber seit mein Leibarzt, um mit Lessing zu reden, vor mich getreten und gesagt: Stirb oder meide — das Bier, habe ich dem edlen Gambrinus seit mehr als einem Jahre die Freundschaft aufgekündet und war, da ja bekanntlich keinem Mund zu trauen ist, nur einmal in seiner Hauptresidenz in München nämlich, wieder in seine Heeresfolge getreten.

In Buchloe waren meine Vorsätze noch bombenfest, die sieben Minuten gingen auch ohne bairisches Bier vorüber, und Abends 8 Uhr waren wir im deutschen Athen, in München, an der Isar. Vor 11 Jahren bin ich einmal mehrere Tage in München gewesen und hatte im Oberpollinger logirt, der damals in seiner Blütheperiode stand. On revient toujours à ses premiers amours, man kommt immer wieder auf seine alte Liebe zurück, sagt der Franzos, und obwohl man uns andere Wirthshäuser in Menge angerathen, wir stiegen im Oberpollinger ab und wurden von einer Kellnerschaar empfangen, die uns zwar nicht, wie unser Dichter Scheffel sagt, des Wirthes Rechnung auf Ziegelsteinen darbrachte, aber uns mit solcher Aufmerksamkeit empfing, wie im schwarzen Wallfisch zu Ascalon weder Jonas noch andere Propheten je aufgenommen wurden.

Wir hatten übrigens keine Ursache, im Oberpollinger unzufrieden zu sein.

Wir ließen uns nach der langen Fahrt ein Liter Münchner Bier — ich hatte thatsächlich seit Oktober 1877 kein Bier mehr getrunken — schmecken und hörten eine Zeit lang einem Volkskonzerte zu, das da gerade sich produzirte, wie man dies in München vielfach trifft; es waren keine besonders musikalischen Leistungen, aber anständige Gesänge, in welchen die Thorheiten der Welt und die Klugheiten des Münchener Magistrates besungen und bekrittelt wurden. Die Rathsherren theilen ja überall das gleiche Loos: sie lieben es oder lieben es vielmehr auch nicht, ausgescholten zu werden, und ihre Kritiker machens oft gar nicht besser, wenn sie an's Ruder kommen. Der Lärm auf den Straßen war etwas lebhafter als im friedlichen Radolfzell; der Schlaf floh uns eine Zeit lang, wir sprachen und träumten vom Pfarrer und Reichstagsabg. Westermaier, bekannt durch seine guten Witze und seine kampfgewohnte Schlagfertigkeit; ein Zentrumsmann hat über ihn selbst, der gut in Bonmots und Schnaderhüpferl sein soll, das boshafte Schnaderhüpferl gemacht:

Unser Pfarr' Westermaier
Ist en kreuzbraver Mann,
Er bet', was er muß
Und trinkt, was er kann.

Er soll selber eine große Freude an der Bosheit haben, der alte, hochverdiente Herr, bekannt durch seine Bauernpredigten und die unterschiedlichen Wahrheiten, die er auch den Münchnern und Berliner Herren schon gesagt hat. Der Dr. Sigl ist schlecht auf ihn zu sprechen — die Münchner haben ihn trotzdem schon mehr als einmal nach Berlin in Reichstag geschickt, den liebenswürdigen Pfarrherrn von St. Peter.

2. Dienstag, 4. Februar.

Von München nach Verona.

Nachdem am andern Morgen der Oberkellner uns je 5 Mk. 25 Pf. abgenommen und glückliche Reise gewünscht, suchten wir am nahen Bahnhof Rundreisbillete nach Italien zu bekommen und bezahlten für die Fahrt München-Neapel und zurück II. Klasse 147 Mk. 70 Pfg. Das ist viel für ein Eisenbahnbillet, aber im Verhältniß zur großen Strecke sehr billig. Das Rundreisbillet besteht eigentlich aus zwei Büchlein; das eine von München nach Verona und zurück 60 Tage giltig, ist aber um den ermäßigten Preis nur erhältlich, wenn man ein anderes für oberitalienische und römische Eisenbahnen dazu nimmt.

Das Billet Verona-Neapel und zurück kostet 125 Fr. 15 Cent. II. Klasse und berechtigt zur Fahrt Verona-Mailand-Turin-Alessandria-Genua-Spezia-Pisa-Livorno-Civitavecchia-Rom-Neapel-Rom-Foligno-Firenze-Bologna-Padua-Venedig-Verona oder umgekehrt. Auf allen Zwischenstationen kann man gleichfalls aus- und einsteigen, wenn man vorher das Billet auf die betreffende Station hat stempeln lassen. Insofern sind die Billete bequem, man ist aber auch an die Route gebunden. Von München bis Verona hatte der Schnellzug 13 Stunden zu fahren.

Die bairischen Eisenbahnwagen (wir kamen in einen durchfahrenden Wagen, der von Berlin über Hof, München direkt nach Ala fährt, so daß man nie umsteigen muß) sind sehr bequem und mit warmer Luft gut geheizt; in Oesterreich heizt man mit Fußwärmern, in Oberitalien mit Stroh, d. h. gar nicht mehr. Die II. Klasse auf den italienischen Bahnen entspricht unserer III., nur ist sie stellenweise etwas unbequemer. Doch wir sind ja noch in München; als Reisebegleiter hatten wir einen Berliner Handelsreisenden, der sich aber sehr liebenswürdig zu machen wußte, was man sonst weder allen Berlinern, noch allen Handelsreisenden

nachreden kann; er war schon 9 Mal in Italien gewesen und gab verschiedene Lebenserfahrungen in und außerhalb der Wirthshäuser zum Besten. Außer Italienisch und Berliner Deutsch konnte er Französisch, Englisch, etwas Türkisch und auch im Lateinischen war der nordische Sohn des Merkurius nicht unbewandert. Solche Geschäftsreisende sind jedenfalls gesucht und das merkte man ihm wohl an. Für die Italiener war er sehr eingenommen; in religiöser Beziehung war er Protestant, aber durchaus nicht so intolerant, wie sehr viele Protestanten. Eine stehende Redensart ist bei ihm: „Ich habe meinem Schöpfer jedankt" — und der Komparativ von gut, heißt bei ihm „juter", nicht besser. Den Wermuth von Turin lobte er sehr; es gibt jar nichts Juteres auf der Reise, meinte er. Im Uebrigen war er sehr unterhaltend, gefällig, liebenswürdig und ein nicht übler Wegweiser für gute Gasthöfe. Später gesellte sich ein Antiquitätenhändler zu uns, der die halbe Welt gesehen, in Malta, Kairo, Tunis und Tripolis und sonstigen Räuberstaaten gewesen, nach Alterthümern geforscht und unterdessen selbst eines geworden war.

Bald nachdem man München verlassen, wird die Gegend schon bei Trudering recht hübsch; nach Ostermünchen und Karolinenfeld zeigt sich eine überraschend schöne Gebirgsansicht.

R o s e n h e i m liegt prächtig da, und berühmt sind die dortigen Liberalen durch Kullmann geworden, nicht weil er sich an ihre Rockschöße gehängt hat, sondern weil sie in einer Beileidsadresse an den Reichskanzler versicherten, daß die Kullmann'sche Kugel ihr Herz getroffen habe. Ein paar schlechte Witze, die darüber und über den Reichshund der Redakteur Sigl machte, brachten ihm einige Monate Gefängniß ein, in denen er sich aber nicht sonderlich bekehrt hat. Das Wetter war prachtvoll; dazu stimmten die Tiroler Berge, die unsern Blicken zum ersten Male sich darboten

immer freudiger; mit der Station Kufstein hatten wir kaiserlich königlich österreichischen Boden betreten. Kufstein am Inn liegt wunderschön; die Festung, welche 1809 eine große Rolle spielte, dient jetzt als Staatsgefängniß. Die Gepäckvisitation war sehr kurz; nur nach Zigarren und Tabak, die in Oesterreich Staatsmonopol sind, wurde gefragt. Die Oesterreicher Zigarren, namentlich die Virginia, sind übrigens im Vergleich zu den italienischen sehr gut und wohlfeil; über das italienische Kraut klagten fortwährend alle deutschen Raucher und gaben ihm alle möglichen Ehrentitel: Stincatores, Rauchdusia, Freimaurer Zigarren die auch Maurer nur im Freien rauchen können, Extramuros Danewirkos, Impossibles die man erst Wochen lang liegen lassen und dann wegschmeißen kann. Die Oesterreicher Virginia, die sehr stark sind, rauchte ich früher gern — jetzt habe ich aus der Zunft mich streichen lassen, sehe also dem Zoll und dem Monopol mit einer stoischen Ruhe entgegen. Uebrigens würde ich schon aus Mitleid mit den ehemaligen Zunftgenossen immer noch loben, was in einem Bremer Zigarrenetui so rührend geschrieben steht:

> Der Gott, der Tabak wachsen ließ,
> Wollt' nicht, daß hohe Steuern
> Das Beste aus dem Paradies
> Dem deutschen Volk vertheuern.
> Mein Inhalt macht euch sonnenklar
> Die hohe Staatskunst offenbar:
> „O sorgt dafür, daß Jedermann
> Auch etwas Gutes rauchen kann!"

Innsbruck liegt so wunderschön, daß wir der Versuchung fast nicht widerstehen konnten, einen kürzeren Aufenthalt zu nehmen, um die ehemalige fürstliche Residenz, jetzt die Hauptstadt Tirols, mit ihren schönen Kirchen, Häusern und Plätzen genauer zu besichtigen. In der Hofkirche befinden sich zwei berühmte Denkmäler des Kaisers Maximilian und

des Andreas Hofer, dessen Lied „Zu Mantua in Banden" und dessen Heldenthaten wohl Jedermann kennt. Weniger bekannt dürfte seine „Erfrischung" sein, von der man sich das Folgende erzählt:

Als der Sandwirth von Passeyer
Innsbruck hat mit Sturm genommen,
Ließ er sich zwei Dutzend Eier
Und zwei Dutzend Schnäpse kommen.
Diese wunderbare Mischung
Schlürft er mit Behagen ein,
Und seitdem heißt die Erfrischung
In ganz Deutschland Knickebein.

Die Gebeine Hofers, der am 20. Februar 1810 Mittags in Mantua erschossen wurde, verbrachte man 1823 nach Innsbruck; das kolossale Standbild in Marmor ließ Kaiser Franz durch Professor Schaller fertigen.

Unmittelbar bei Innsbruck hebt die Brennerbahn an, die in den Jahren 1864—67 erbaut wurde; sie ist durch Porphyr, Serpentin und Thonschiefer gebrochen, zählt 27 Tunnels, worunter 2 Kehrtunnels, deren Kurve den Ausgang dem Eingang wieder nahe bringt; sie hat also viel Aehnlichkeit mit der Schwarzwaldbahn; nur scheint mir die letztere großartiger und viel kürzer zu sein.

Die Brennerbahn erreicht ihre Höhe, 1362 Meter bei der Brennerstation, wo tiefer Schnee lag und ein ziemlich kühles Lüftchen wehte. Mittels eines 612 Meter langen Tunnels fahrt man bald im Anfang auch durch den bekannten Iselberg, von dem es im Liede heißt:

Der Tod, den er so manches Mal
Vom Iselberg geschickt in's Thal
Im heiligen Land Tirol.

Auf der Brennerstation ist die Wasserscheide zwischen Inn und Etsch, also die Grenze des Wasserbeckens des

schwarzen und adriatischen Meeres. Bis zur italienischen Grenze hatte es Schnee und zwar mehr als Innsbruck zu. Vom Brenner berührt man Schelleberg, Gossensaß, Sterzing, Freienfeld und Franzenveste mit riesigen Festungswerken zur Deckung des Uebergangs über den Brenner und der Verbindung mit dem Puster- und Eisackthal; es ist der strategische Thalriegel, welcher die sog. Brixener Klause abschließt. Die Veste wird vielleicht einmal eine Rolle spielen, wenn die Italiener Lust bekommen, Wälschtirol zu anexiren. Tu felix Austria nube durch Heirath ist Oesterreich groß geworden, Italien aber wenigstens in der neuesten Geschichte durch Niederlagen, und dazu kanns ja auch in Zukunft Gelegenheit geben. Von da an fing es an zu dunkeln; Brixen, Bozen, Trient, Roveredo zu besichtigen, mußten wir auf die Rückfahrt versparen — es war schon tief Nacht, als der Zug in Ala eintraf, wo die Italiener das Gepäck visitirten und abermals nach Tabak und Zigarren fragten. Der Zoll ist bedeutend, das Kilo deutsche Zigarren (200) Stück) kostet etwa 20 Franken; 10 Stück sind zollfrei. Die Strafe für allenfallsige Defraudation soll sehr empfindlich sein.

Von Ala brachte uns die Eisenbahn längs der Etsch durch die Bernerklause nach Verona, wo wir, müde von dem langen Fahren im Gasthof Italia die erste Nacht auf italienischem Boden zubrachten.

---

3. Mittwoch, den 5. Februar.

Verona und Mailand.

Verona, zur Zeit eine Stadt von etwa 68,000 Einwohnern, ist eine sehr belebte Festung am Fuße der Alpen in fruchtbarer Ebene, sehr schön gelegen, von der Etsch in zwei Theile getheilt, ein Bischofssitz mit etwa 50 Kirchen und drei Theatern. Die Stadt ist sehr alt und

berühmt in der Kriegsgeschichte. Im Jahre 101 v. Chr. schlug Marius hier die Zimbern, Kaiser Konstantin 312 n. Chr. den Feldherrn des Maxentius, Stilicho 403 den Alarich, und Theodorich 489 den Odoaker, der seine Residenz hier aufgeschlagen. Durch Theodorich (Dietrich) kam Verona als „Bern" in die deutsche Dichtung. 553 nahm der Byzantiner Narses das ostgothische Verona, das 572 schon wieder seinen Herrn wechselte, und durch Albion longobardisch wurde. Kaum 200 Jahre waren vorüber, als Karl d. Gr. die Stadt einnahm und sie dem fränkischen Reiche einverleibte. Als Pavia gefallen, wurde in Verona Pipin zum König Italiens gewählt; er residirte 781—811 in Verona. Im 13. Jahrhundert war ein Ezzelino ein gewaltiger Herr der Stadt geworden und führte, vom Kaiser Friedrich II. unterstützt, ein scharfes und grausames Regiment. Als er und die Hohenstaufen gestürzt waren, wählte Verona 1260 den reichen und mächtigen Mastino della Scala (Scaliger) zum Präsidenten des Raths der Fünfhundert und zum Podesta. Der Mann muß das Regieren gut verstanden haben; denn schon 1262 wurde er von der ghibellinischen Partei zum capitano generale und zum signor perpetuo (immerwährenden Herrn) von Verona ernannt. So begann die Dynastie der Scaligeri, welche einer der vielen Beweise ist, daß der Mensch, wenn er's Zeug dazu hat, es zu etwas bringen kann. Man sagt nämlich, der Ahnherr dieser Scaliger sei ein Kaufmann aus Montagna gewesen, der mit Leitern (scala) gehandelt; auf einer derselben stiegen seine Nachkommen zur höchsten Sprosse der Macht. Unter den Scaligern sah Verona die schönsten Tage seiner an Erfahrungen so reichen Geschichte; zwölf della Scala beherrschten die Stadt während 125 Jahren. Der Kaiser verlieh 1310 den Scaligern den Herzogtitel; ein Scaliger Cangrande war der Mäcenas des Dichters Dante. 1387 brach der Herzog Johann Galeazzo Visconti von Mailand

die Macht der Scaliger und Verona's, das 1409 unter die Botmäßigkeit von Venedig fiel. Neun und neunzig Jahre später kam Kaiser Maximilian in den Besitz der Stadt, die 1517 durch den Frieden von Brüssel den Venetianern abermals zufiel. Im Frieden von Campo Formio überließen es die Franzosen den Oesterreichern (1797). 1799 besetzten die Russen unter Suwarow die Stadt, wurden aber 1801 von den Franzosen wieder vertrieben. 1805 schlugen sich hier die Franzosen unter Massena und die Oesterreicher unter Erzherzog Karl, und im gleichen Jahre kam durch den Frieden von Preßburg Verona zum Königreich Italien. Der Pariser Frieden (1814) sprach es Oesterreich zu; 1822 war in Verona der Monarchen-Kongreß zur Zügelung der europäischen Revolution. Oesterreichs und Rußlands Kaiser beantragten daselbst in richtiger Würdigung die Aufhebung des Freimaurerordens, drangen aber leider damit nicht durch. 1848 hatte Radetzky seine Hauptstellung in Verona, das zu dem bekannten Festungsviereck zählte. Seit 1866 hat die Stadt die Ehre, zum glorreichen Königreich Italien zu gehören. Es dürfte wohl wenige Städte geben, die so viel mitgemacht und so oft den Herrn gewechselt, als Verona, das u. a. auch die Vaterstadt des Cornelius Nepos ist, eines lateinischen Schriftstellers, mit dem und mit dessen berühmten Männern die jungen Studentlein sich plagen müssen.

Für uns Radolfzeller Seehasen hatte Verona aber noch eine weitere Bedeutung: Der selige Radoltus, der Gründer unserer berühmten Seestadt, war ja Bischof von Verona gewesen. Er stammte aus dem bekannten Geschlechte der Grafen aus der Bertholdsbaar, war also ein Zähringer und darum verwandt mit unserm großherzoglichen Hause. Nach der damaligen schönen Sitte der fürstlichen und adeligen Häuser, ihre Kinder irgend einem bedeutenden christlichen Stifte oder Manne zur Erziehung zu übergeben, kam

der junge Ratholdus zum frommen Bischof Egino von Verona, der als geistlicher Lehrer ihn unterrichtete. Als dann das Bisthum Verona durch freiwillige Verzichtleistung und Zurückziehung des Bischofs Egino in die Einsamkeit erledigt war, wurde Ratholdus wegen des Rufes seiner vortrefflichen Tugenden, Wissenschaft und Frömmigkeit einstimmig als Nachfolger Egino's zum Bischof von Verona gewählt. Dieses hohe bischöfliche Amt verwaltete er bis 816 n. Chr. mit großem Eifer und Ruhm. Aber müde des Lebens in der Welt, faßte er den Entschluß seinem seligen Vorfahrer in Erwählung des einsamen Lebens auf der Insel Reichenau ebenfalls nachzuahmen. Er entsagte der bischöflichen Würde in Verona, legte seinen Hirtenstab nieder, wanderte über die Alpen und kam unter der Regierung des Abtes Hatto von Reichenau als Pilger auf der Insel an und stellte an denselben die Bitte, ihm die von seinem Vorfahrer erbaute Zelle zur einsamen Wohnung zu überlassen. Der Abt Hatto aber ertheilte ihm die Erlaubniß, an einem andern von der Insel nicht gar weit entfernten Orte, im reichenauischen Gebiete. am Ende des Sees und am Eingange in den Hegau eine Zelle und Kirche zu bauen. Radolfus oder Ratholdus wählte die Stelle, wo jetzt die Stadt steht, die nach seinem Namen Radolfzell genannt wird. Radoltus brachte auch Reliquien der hl. Hausherren oder Schutzpatronen der Stadt Radolfzell mit, nämlich der heil. Theopontus, Synesius und Zeno, von denen der letztere gleichfalls Bischof (und zwar der 8.) von Verona war und daselbst unter des Kaisers Valens Regierung den Martertod starb (wahrscheinlich um 380 n. Chr.). Verona und Radolfzell sind also alte Bekannte, und heute sollte im gewissen Sinn die alte Bekanntschaft erneuert werden, als zwei Radolfzeller am Mittwoch, den 5. Februar Morgens ihre Augen in Verona ausrieben. Der Gasthof Italia ist weder ersten noch zweiten Ranges;

er gefiel uns anfangs gar nicht übel und es machte auf mich als katholischen Priester gleich einen guten Eindruck, im Schlafzimmer ein Muttergottesbild zu sehen und zwei Weihwasserkessel zu finden, in denen allerdings wie man zu sagen pflegt, ein Kapuziner ertrunken d. h. kein Wasser zu finden war.

Es gefällt mir ungemein, wenn in Wirthshäusern man noch ein christliches Zeichen findet und unser Herrgott oder seine liebe Mutter noch ein Plätzchen in den Herzen und in den Häusern haben. Man kann in protestantische Gegenden kommen, wo man in jedem Wirthszimmer eine Bibel findet; in katholischen Gegenden trifft man in den Wirthszimmern alles Mögliche, nur kein Heiligenbild; es könnte ja Jemand daran Anstoß nehmen. Es hat aber auch oft ein eigenes Bewandtniß mit so einem Christus- oder Heiligenbild. Einer der schönsten Christusköpfe ist der Hemling'sche (oder Memling'sche) in der sog. Boisserée'schen Sammlung; man fand das Bild im Schutte einer verfallenen Kirche in Mastricht. Dieser Christuskopf ist ein unerschöpflicher Born göttlichen Lebens und göttlicher Liebe; wer dieses Auge sieht, der muß sagen, dieser ist's, durch den die Welt geschaffen ist. Ueber diesen Christuskopf äußerte sich Thibaut, er fürchte sich so leicht vor nichts; aber mit diesem Gemälde allein im Zimmer zu sein, das würde er nicht überstehen können. Göthe ließ einen schönen Abdruck dieses Christuskopfes aus seinem Schlafzimmer entfernen, „weil der Nazarener ihn störe.“ Das wird wohl das Richtige sein.

Religiöse Bilder habe ich in Zukunft in den Schlafzimmern nicht mehr gefunden, wohl aber hie und da die Bildnisse Viktor Emmanuels und Garibaldi's, der bekanntlich bei unsern Liberalen hoch in Ehren stand, bis er anno 1870/71 den Franzosen zweifelhafte Hilfe leistete und dann von unsern sog. liberalen Blättern eine alte

Kuh genannt wurde; vorher war er stets eine ehrliche Haut gewesen.

Der Kellner des Gasthofes sprach ziemlich schlecht Deutsch; er war einige Zeit in Dresden oder Leipzig gewesen und begleitete uns unaufgefordert bei unsern Ausgängen in die Stadt. Ich las die hl. Messe in der Kirche St. Nazaro e Celso, die nicht weit vom Gasthof entfernt ist; im Allgemeinen habe ich gefunden, daß die italienischen Priester gegen Fremde freundlich, aber etwas kurz sind. Ein Celebret d. h. ein Zeugniß des Bischofs, daß man Priester und ohne kirchliche Censuren ist, muß man in Italien durchaus haben; in Rom z. B. ist neuerdings durch Leo XIII. der strenge Befehl ergangen, daß ein fremder Priester ohne Celebret nicht mehr als einmal celebriren dürfe und daß alle diese Zeugnisse dem Generalvikar vorgelegt werden müssen. An einigen Orten hat man allerdings das Celebret nicht verlangt und nicht angeschaut. Meistens muß man beim Messelesen, wie das auch durchaus zu billigen ist, eine Sutane anziehen; im Dom in Neapel war man hierin am strengsten. Solcher Sutane besitzt manche Sakristei in oft sehr denkwürdigen Exemplaren.

Die Ministranten sind vielfach nicht vom besten Butter und lebhafter und zerstreuter als es wünschenswerth ist; in Pisa haben mich die Rangen am meisten geärgert. Der italienischen Lebhaftigkeit muß man schon etwas zu gut halten, und auch von manchen deutschen Ministranten hat der selige Dr. Alzog behauptet, sie seien „die größten Lotterbuben denn da." In manchen Kirchen z. B. in Florenz, Bologna, Turin, Venedig haben mir ganz alte Männer zur hl. Messe gedient und mit großer Devotion die Meßkännchen und zum Schlusse des Priesters Hände geküßt.

Eigenthümlich ist, daß man in allen Kirchen Italiens, die ich besucht, zur Kommunion nicht läutet und daß man überall viel größere Hostien hat, als bei uns in Deutsch-

land dieselben in der Regel zu sein pflegen. Nirgends habe ich in den Kelchen das Löffelchen gefunden, mit dem bei uns bei der Opferung Wasser in den Wein gegossen wird. Italienische Priester, die deutsch sprachen, habe ich nur in Bologna einen getroffen; mit der größten Freundlichkeit hat man überall uns deutsche Priester zu Altären zugelassen, die durch Reliquien oder sonst ausgezeichnet sind.

Der deutsch radbrechende Kellner des Hotels in Verona, der sonst keine andern Gäste zu besorgen hatte und ein etwas verstörtes Gesicht machte, wie das viele Regenwetter, von dem er sprach, ging mit zur Kirche und dann zum Platze, wo Dante ein schönes Denkmal hat, dann zur Piazza d'Erbe, wo der obligate italienische Lärm anging.

Das Volk rührt sich hier sehr lebhaft durcheinander, besonders in Kaufläden und Handwerksbuden sieht es sehr lustig aus.

Da ist nicht etwa die Thüre geschlossen vor dem Laden oder Arbeitszimmer, nein die ganze Breite des Hauses ist offen, man sieht bis in die Tiefe und Alles was darin vorgeht. Die Schneider nähen, die Schuster ziehen und klopfen, alle halb auf der Straße; freundlich und heiter blicket der Schneider, finster uud duster schaut dabei der Schuster. Gemüse und Früchte verkauft man da unübersehlich viel, Knoblauch und Zwiebeln, welche die Italiener mit einer israelitischen Vorliebe umfassen, nach Herzenslust.

Uebrigens schreien, schäckern und singen diese Leute den ganzen Tag, lärmen, jauchzen und lachen, sie scheinen nicht so viel Sorgen zu haben, wie die Germanen jenseits der Berge, die selbst wenn sie lustig und guter Dinge sein wollen, melancholische Lieder singen und nicht wissen, was es bedeuten soll, daß sie so traurig sind. Die Märchen aus alten Zeiten machen den Italienern keine Grillen, auch über die Reinlichkeit zerbrechen sie sich nicht allzusehr die Köpfe. Doch wir eilen zu den Gräbern der stolzen Scaliger,

von da zu einem Geldwechsler, wo wir einen Theil unserer Napoleons in Papiergeld umsetzten. Dieses Geld hatten wir in offenbar etwas übertriebener Furcht vor italienischen Annexanders theils im Gilet eingenäht, theils noch sorgsamer verwahrt; gestohlen hat man uns keinen Centime, aber sonst ehrlich und redlich abgenommen, hie und da auch unehrlich und unredlich zu viel verlangt. Italien ist mit Papiergeld beglückt, das übrigens lange nicht so unbequem ist, als man anfangs meinen sollte. Das Papiergeld hat Zwangskurs, und gibt es Scheine für 50 centesimi 40 Pf. una lira, due (2) lire, cinque (5), dieci (10), cento lire (100). Unter 50 centesimi (Rappen) kommen Kupfermünzen meist 10 und 5 centesimi, die eine sehr ansehnliche Größe haben und die Taschen etwas unsanft beschweren, und solche Kupferstücke sollte man stets in Hülle und Fülle bei sich tragen. Silbergeld habe ich auch nicht ein einziges Stück gesehen, außer denen, die ich bei mir hatte. Das Silbergeld nehmen die Italiener übrigens auch, selbst die päpstlichen Franken als voll, besonders in Form von Trinkgeldern.

So ein italienisches Papiergeld ist ein niedliches Ding, viel kleiner als unser Papiergeld aber etwas stärker. Es steht darauf z. B. Biglietto consortiale a corso forzoso (Papiergeld mit Zwangskurs) inconvertibile cinquanta centesimi (50 Centimes). Mein Reisebegleiter behauptete stets, es sei auf photographischem Wege gut nachzumachen. Für einen Napoleon bekommt man je nach dem Kurse, der wechselt, 21 Francs 50 bis 22 Frcs. 10 Centimes. Die letztere Summe bekamen wir in Rom auf dem deutschen Konsulat bei Bankier Schmidt, so daß man also über 10% am Gold profitirt, folglich um 10% in Italien billiger lebt; auch glaube ich, daß man in Italien um 1 Frank erhält, was in Deutschland 1 Mark kostet, so daß also das Leben in Italien wohlfeiler sich gestaltet, als im Reich der Gottesfurcht und frommen Sitte. In Verona bezahlte uns

der Wechsler (cambio valute oder cambio moneta) nur 21.50, weil er uns in Begleitung des Kellners, der sich aufgedrängt, als Fremdlinge ansah — und einen Fremdling über die Ohren zu hauen, wird bei Wechslern, Kutschern, Wirthen und sonstigen einnehmenden Persönlichkeiten offenbar nicht hoch angeschlagen. Vielleicht bezahlt man übrigens in kleinern Städten an und für sich weniger, als auf großen Verkehrsplätzen und gilt auch hier dann das Sprichwort vom Schmidt und Schmidtchen. Außer dem Staatspapiergeld, das überall in ganz Italien gilt, gibt es noch Papiergeld einzelner Banken und Städte, vor dem man sich in der Regel hüten mag, da es außerhalb der Grenzpfähle dieser Städte keine Giltigkeit hat, und der Kredit der italienischen Städte ist viel kleiner als die Schulden derselben.

Von den Gräbern der Scaliger, welche sehr schöne gothische Baudenkmale sind, eilten wir durch die ziemlich engen, aber sehr belebten Straßen zur piazza (Platz) Vittorio Emmanuele, früher Bra genannt, dem größten Platz der Stadt mit hübschen Gartenanlagen, Springbrunnen und Gaslaternen. Der Name des König Ehrenmanns, der um einen Monat dem Papste Pius IX. im Tode voranging, kehrt in italienischen Städten sehr häufig wieder für Straßen, Gallerien, öffentliche Plätze, Museen und dgl. Er muß also eine sehr populäre Persönlichkeit gewesen sein oder die Väter der Städte wollten ihn auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege dazu machen.

Oestlich am Platze Viktor Emmanuels liegt das weltbekannte veronische Amphitheater l'Arena, wohl das besterhaltene in Italien, das man mit etwas Phantasie, die ja den meisten der Sterblichen oft mehr als genug zu Gebote steht, leicht in seiner schönen einfachen Großheit und Zweckmäßigkeit ergänzen kann. Man staunt mit Bewunderung und Wehmuth dieses römische Werk an; mit Be-

wunderung über die Größe des Baues, dem fast zwei Jahrtausende kaum den Mörtel in den Fugen zu zernagen vermocht haben und das in seinen Ruinen an das mächtige kaiserliche Rom auch in den Provinzen erinnert; mit Wehmuth, weil auch hier das Blut der Christen geflossen sein soll, um ein Schauspiel zu werden des allezeit vergnügungssüchtigen Pöbels verschiedener Stände.

Da ich schon auf der berühmten höheren Bürgerschule meiner Vaterstadt das Kreuz des Zeichenlehrers war, ist es mir, obwohl ich schon hie und da Einen gezeichnet habe, etwas schwer, Häuser, Paläste und sonstige Gebäulichkeiten zu beschreiben; ich will mich daher etwas kurz fassen und nach Art anderer Reisebeschreiber mich ein wenig an's Reisebuch halten; den bekannten Gsell-Fels und zwar die größere, theurere Ausgabe in 4 Bänden (bibliographisches Institut in Leipzig) habe ich sehr trefflich gefunden.

Der Gesammtumfang des Amphitheaters beträgt 436 Meter, die Gesammtbreite des Ovals 123 Meter, der Umfang der Arena (des innern Ovals für die Kampfspiele) 189 Meter, die Länge 74, die Breite 44. Um die Arena ziehen sich mehrere Bogenhallen mit Rustikapfeilern, dem Oval des Kampfspielplatzes folgend. Die Höhe der Hallen wächst mit ihrer Entfernung von demselben; die mächtigen Pfeiler der Eintrittshallen sind 32 Meter hoch. Diese Hallen, in der Neuzeit verbaut und zu Werkstätten für Tischler, Gebrüder Schuster und Handschuhmacher u. dgl. eingerichtet, dienten zum Ein- und Ausgang und erhielten ihr Licht wesentlich von Außen. Zu den 45 ovalen Sitzreihen geleiten Treppen; die Sitzplätze waren mit Marmor bekleidet. Von den obersten Sitzen genießt man eine herrliche Aussicht über die Stadt und über die Berge hin zu den schneebedeckten Tiroleralpen, sowie über die weite lombardische Ebene.

Die äußere Umfassung war dreigeschossig und hatte 72 Zugänge, an jedem Bogen die Nummer. Jetzt sind von

der äußern Umfassung nur noch 4 Rundarkaden mit den Zahlen LXIV—LXVII (64—67) übrig.

Das Gebäude wurde entweder unter den Kaisern Domitian und Nerva oder während der ersten Regierungsjahre Trajan's (98—117 n. Chr.) gebaut. Es hat 8 Arkaden weniger, als das Colosseum in Rom, besteht aber nicht aus Travertin, sondern aus Marmor, der bei der Chiusa an der Etsch gebrochen wurde. Schon im Alterthum verwandte man in der Noth einen Theil seiner Steine zu einer Schutzmauer gegen die Barbaren, später diente es als Festung und zu Zweikämpfen; die Scaliger ließen Verurtheilte von Gewicht und Bedeutung dort hinrichten; im 15. Jahrh. diente es gar der Unsittlichkeit. Später verwendete man wieder Geld darauf, um den Bau zu erhalten und künftigen Geschlechtern aufzubewahren. In der Nähe desselben halten sich immer einige Cicerone (Erklärer) auf und wir waren so glücklich, einem ganz originellen in die Hände zu fallen. Derselbe war sich seiner hohen Aufgabe sehr bewußt; mit spanischer Grandezza spazierte er einher, in etwas berücksichtigtem Mantel und nicht mehr tadellosem Zylinder und erklärte mit einer Kennermiene und viel versprechenden Kopf- und Handbewegungen feierlich, pathetisch und salbungsvoll die blutige Geschichte der stolzen Arena; es war schon ein ziemlich bejahrter Herr und hatte gewiß schon vielmal die vielen steinernen Treppen betreten — aber ewig neu und ewig jung flossen die Worte von seinen beredten Lippen.

Er sprach italienisch und ziemlich schlecht französisch, schilderte die Leiden der armen christiani (Christen) und des hl. Zeno (von dem es übrigens gar nicht sicher ist, daß er in der Arena gemartert wurde) und als er uns die Sitze per le donne romane (für die römischen Damen) zeigte, that er das mit einer solch' graziösen Bewegung und mit lispelnder Stimme, als ob er einer ganzen Elite

derselben die Honneurs zu machen gehabt hätte. Solche Cicerone — es war übrigens dies mit Ausnahme von Venedig der erste und letzte, dessen wir uns bedienten — pflegen immer und überall ihre Sache wichtig zu machen; unser Führer aber war aus lauter Superlativen zusammengesetzt und importantissimo, prestantissimo, celebrissimo (sehr wichtig berühmt, großartig 2c.) schwirrte es um unsere Ohren, bis wir natürlich auch davon überzeugt waren, daß wir auf dem klassischsten Boden der Welt zu stehen die Ehre hatten. Mit Jahrhunderten warf er wie ein Ballkünstler mit Kugeln um sich und mit einer zierlichen Handbewegung war er von der römischen Kaiserzeit bis zu den berühmten Tagen der Gegenwart gekommen, indem er auf das Amphitheater, auf dessen Höhe wir stunden, hinwies, auf den mit Zinnen gekrönten Portone della Brà, ein frühmittelalterliches zweibögiges Stadtthor mit Thurm, auf den der Arena gegenüberliegenden Palast der sog. großen alten Wache aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts und auf das Municipio (Rathhaus) mit einer großen Halle korinthischer Säulen, das erst vor 20 Jahren vollendet wurde. Diese verschiedenen Jahrhunderte, durch Bauwerke so nahe bei einander repräsentirt, rührte des alten Cicerone's weiches Herz und als wir ihm zum Abschied eine Papiernote auf einen Franken lautend überreichten, empfahl er sich mit dem freundlichen tante grazie (tausend Dank) und zündete sich eine Regiezigarre an, die er fröhlich dämpfte, in der Erwartung, daß mit diesen deutschen Fremdlingen die Saison nun für ihn begonnen habe. A rivedérla (auf Wiedersehen) wenn wir nochmals nach Verona kommen sollten!

Nun war noch der hl. Zeno übrig, dessen Kirche zwar nicht die größte, aber interessanteste in Verona, ziemlich entfernt von der Arena liegt. Die Kirche ist eine der ältesten romanischen Bauten Oberitaliens mit einer den alten Basiliken ähnlichen Vorhalle, deren zwei Säulen auf dem Rücken von

2 kirchlich-heraldisch starren Löwen (Sinnbilder der Wachsamkeit) sich erheben und über ihren mit der Wand verbundenen Kapitälen den balkonartigen Giebel tragen. In das Innere steigt man auf 10 Stufen hinab; es ist ohne Querschiff und zeigt sehr geräumige, breite Verhältnisse, weite Seitenschiffe, große Säulenabstände, offenen Dachstuhl. Der Chor hat die volle Schiffbreite und ist über Stufen erhöht. Aus den Seitenschiffen führen Treppen zur Krypte, deren Säulenschiffe und Kapitäle dem 12. Jahrhundert angehören.

Der Meßmer sprach nebst seiner Muttersprache französisch und wußte viel Schönes und Gutes von seinem Pfarrer zu erzählen, wie ein berühmter und gelehrter Herr er sei; er zeigte uns einige Sehenswürdigkeiten, z. B. ein altes achteckiges Taufbecken, eine antike Porphyrvase, eine Statue des hl. Zeno mit Bischofsstab und Fisch, ein berühmtes dreitheiliges Bild von Andrea Mantegna aus dem 15. Jahrhundert und den schönen Kreuzgang. Wir empfahlen uns dem Schutze des hl. Bischofs, dessen Andenken in Verona hoch in Ehren gehalten wird, empfahlen ihm die cella des seligen Radolti, die das Haupt des hl. Zeno als kostbare Reliquie verehrt und machten uns müde und abgespannt von all dem Vielen, was wir sahen und hörten, etwa eine halbe Stunde zurück zu unserem Gasthof. Der Kellner, der uns die Rechnung erst zwischen Thür und Angel brachte, hatte, was wir erst in Turin oder Genua bemerkten, 4 Franken für seine Begleitung aufgeschrieben und noch ein Trinkgeld dazu mit unzufriedener Miene in den Sack gesteckt. Wir bezahlten zusammen 20 Franken in Papier und ließen uns, nachdem vorerst noch der Stiefelputzer, der Portier, der Kutscher, der Diener, der sich hinten auf den Omnibus stellte, ihren allzeit bereitwilligen Arm zu einem Trinkgeld (10—20 Centimes) ausgestreckt, an den Bahnhof führen, um mit dem Nachmittagszug noch nach Mailand zu kommen. Mein Reisebegleiter, der die Rech-

nungen später revidirte und mit Randglossen versah, schreibt dazu: nicht theuer, aber doch nicht empfehlenswerth, was auf Rechnung des Kellners resp. unseres Nichtnachsehens zu setzen ist. Das war das erste Lehrgeld, das wir bezahlten — es ist nicht zu theuer gewesen.

Die Omnibus vom Bahnhof und retour sind in der Regel theuer; wir bezahlten zu zwei in Verona für beide Fuhren 3 Franken, für das Zimmer 5, für Abendessen 2, Kaffee am Morgen 2, Mittagessen 4 Franken — also jeder 8 Franken; das Zimmer war schön, die Betten gut, etwas leicht, wie man das überall in Italien trifft. Die Zimmerboden sind mit steinernen Platten belegt.

Aber halt, bevor der Zug abfährt, müssen wir noch eine Unterlassungssünde abmachen: Romeo und Julie haben wir ganz vergessen — und die sind ja auch von Verona gewesen. Der englische Dichter Shakespeare hat diese zwei Veroneserkinder berühmter gemacht, als sie es eigentlich verdienen. Die Einen behaupten, die Geschichte sei zwar schön, aber nicht wahr und solcher Geschichten gibt es ja viele. Es war einmal ein Jüngling, der hieß Romeo, und eine Jungfrau, sie hieß Julie. Ihre Väter, zwei veronesische reiche Familienhäupter, Montecchi und Capuletti, hatten einander tödtlichen Haß geschworen, Romeo und Julie aber heiratheten einander in tödtlicher Liebe heimlicher Weise. Da ward Romeo aus Verona verbannt und Julie soll einem Andern Herz und Hand schenken. Statt einfach zu sagen, sie sei schon verheirathet, rüstet sie Alles zur Hochzeit zu, nimmt aber am Abend vorher einen Schlaftrunk, der sie als todt erscheinen läßt. Sie wird als todt in der Familiengruft begraben. Romeo soll von dieser List unterrichtet werden, erhält aber den Brief nicht, sondern einen andern, der ihm den Tod seiner Julie anzeigt. Er eilt nach Verona, schleicht sich in die Familiengruft und nimmt aus Verzweiflung Gift. Kaum war er todt, so erwacht die betäubte

Julie zum Leben und als sie ihren Romeo des Todes verstorben neben sich sieht, tödtet sie sich mit dem spitzigen Dolche. Ueber den Leichen der Kinder reichen sich die seither entzweiten Väter die Hände zu Frieden und Freundschaft. Diese schreckliche Räubergeschichte, wie sie keine Großmutter grauslicher schildern kann, ist die Geschichte von Romeo und Julie, die auf vielen Theatern sich alle Jahre abspielt und schon fürchterliche Thränen gekostet hat. Mir kommt sie sehr einfältig und unwahrscheinlich vor — und es hat mich auch nicht sonderlich angemacht, den Sarg der Julie, der als Merkwürdigkeit in Verona gezeigt wird, zu sehen. Neuere Forscher wollen zudem entdeckt haben, daß es gar kein Sarg, sondern ein simpler Waschtrog sei. Also avanti per Milano!

Von Verona fährt der Zug etwa in 4 Stunden nach Mailand meist an Ortschaften vorüber, die in der Geschichte berühmt sind, St. Lucia, wo anno 1848 im Mai die österreichischen Jäger sich gegen die unter Carlo Alberto anstürmenden Piemontesen tapfer schlugen; von da zieht sich die Bahn durch die Ebene der Etsch dem schönen Gardasee entgegen (lacus Benacus), dem größten See Oberitaliens im Angesicht des fast meist mit Schnee bedeckten Monte Baldo. Vom Gardasee und seinem durch Farbenabwechslung berühmten Wasser, vom milden Klima und seiner üppigen Vegetation haben alle Dichter gesungen, und auch an Fischen, Forellen, Sardinen, Agonen, Aalen, Treischen, Gründlingen und Pesatten ist der See sehr reich. Nicht weit von der Station Somma Compagna liegt Custozza, wo 1848 Radetzky und 1866 Erzherzog Albrecht die Italiener schlugen.

Ueber den Mincio fährt man nach Peschiera, gleichfalls zum Festungsviereck gehörig; nach Desenzano sieht man in der Ferne das Schlachtfeld von Solferino, wo am 24. Juni 1859 die Franzosen unter Napoleon III. (130,600)

und 43,000 Piemontesen 217,000 Oesterreicher unter dem Kaiser Franz Josef in blutigem Kampfe schlugen. Die Oesterreicher verloren 32,000, die Franzosen 12,000 und die Piemontesen 5500 Mann.

Vorüber an Brescia, einer sehr hübsch gelegenen Stadt, geht es durch die fruchtbare lombardische Ebene über Treviglio, Cassano, Melzo und Limito nach

Mailand.

Nach kurzer Omnibusfahrt befinden wir uns mitten in der fröhlichen Hauptstadt der Lombardei, in welcher immerdar ein bewegtes Leben farbenreich und frisch emporsprudelt gleich einem Springquell im Sonnenschein. La grande (die große) ist Mailand zubenannt und zählt mit seinen Vorstädten 280,000 Einwohner; la grassa (fette) hört man es zeitweilig nennen wegen der Wohlhäbigkeit. Mit Vorliebe aber geben die Mailänder ihrer Stadt den Ehrennamen la capitale morale dell' Italia, die moralische Hauptstadt Italiens. Und doch hat Mailand wenig spezifisch Italienisches, viel weniger z. B. als Verona oder Bologna — es gleicht sehr den andern europäischen Großstädten, aber schön ist das stolze Milano, wunderschön! Die Häuser sind stattlich und hoch, von schöner Großräumigkeit, 80 Kirchen und zahlreiche Paläste, viele Thore und 48 Hauptstraßen bilden die Zierden der Stadt, in der Abends z. B. auf der Galleria Vittorio Emmanuele ein Leben herrscht, das mit den größten Städten der Welt wetteifert. Und schön ist der Dom, dieses Marmorgebirge aus dem Norden, dessen Majestät die Seele überwältigt! Schön ist das Denkmal von Leonardo da Vinci, schön ist die Brera, ja Mailand macht einen symphatischen Eindruck!

Man siehts ihnen aber auch an, den Männern mit dem schwarzen Haar und den dunkeln Augen, den Frauen

mit den eleganten schwarzen Schleiern und selbst der losen Jugend, daß sie fühlen, Milanesen zu sein.

Durch 2 Eigenthümlichkeiten zeichnen die Mailänder sich aus, sie sprechen einen eigenen Dialekt à la Milanese und ihre Küche ist in ganz Oberitalien Muster und Vorbild. Man kocht Vieles — so wiesen wenigstens die Speisekarten auf — à la Milanese. (Nach mailänder Art).

Wem fällt, wenn er von Mailand hört, nicht der hl. Ambrosius, der unheilige Theodosius ein und die Heereszüge des Attila, die italienischen Kriege des gewaltigen Barbarossa, die Thatsache, daß Mailand 48 Mal belagert und 28 Mal eingenommen worden?

Nachdem wir im Hotel Rebecchino uns einquartirt, suchten wir sofort den Dom auf, der ganz in der Nähe liegt. Dieser prachtvolle Tempel, ganz aus weißem Marmor gebaut, der prächtigste Marmortempel der Welt, macht Außen und Innen einen überwältigenden Eindruck, mit zauberischer Fülle von Bildwerken und den lichtverklärten Spitzen von tausenden aus den Pfeilern hervorwachsenden schlanken Pyramiden und mit der breiten Façade mit dem einen Giebel, oben das wunderbare Marmordach, das dem Besteigenden wie ein zum blauen Himmel emporragender, durch die Kunst verklärter Gletscher erscheint.

Von 1386 an bauten 190 Baumeister bis in unsere Tage an dem gewaltigen Dome, der auch ein Beweis von der ganz außerordentlichen Opferwilligkeit der Mailänder Bürger ist. Der Marmor stammt aus dem Bruche von Candoglia bei Ornavasso unweit des Lago Maggiore und mußte vom Toce-Fluß über den See, dann auf dem Tessin und einen künstlichen Kanal für theures Geld, das die Stadt, Almosen, Erbschaften und Steuern herbeischafften, nach Mailand gebracht werden. 250 marmorene Statuen sind allein an der Façade, im Ganzen 4500 angebracht; die Gesammtlänge der Kirche beträgt 148 Meter, (St. Peter

zu Rom 186); ist länger als S. Petronio zu Bologna (133), St. Paul in Rom (138) kürzer als der Dom zu Florenz (152). Die Axe des Querschiffes beträgt 88 Meter die Scheitelhöhe der Kreuzkuppel 64 Meter, die Höhe der Thurmspitze 108 Meter.

Das Innere mit seinem geheimnißvollen Halbdunkel mit fünfschiffigem Langhaus und dreischiffigem Querbau, mit 52 eng gestellten hohen Pfeilern, mit seinen kostbaren Glasfenstern bleibt einem unvergeßlich. Man betet vielleicht nicht so innig und herzlich in einem so gewaltigen Dome; aber die Majestät des Herrn erfüllt dieses Haus und das Gemüth des Betenden.

Vom Dome gingen wir zur Galleria Vittorio Emmanuele, einem erst seit 1867 vollendetem Bogengang, dem sich an Großartigkeit der Verhältnisse im modernen Europa nichts an die Seite stellen läßt. Er bildet ein 14½ Meter breites Kreuz mit kürzeren Seitenarmen (195 M. auf 105,5 M.) in der Grundform des sardinischen Wappens. Auf die 4 Grundlinien sind 4 Paläste gebaut, im Erdgeschoß mit den schönsten Cafés und Schauläden Mailands, darüber 3 Stockwerke mit der reichsten modernen Architektur und über dem 1. Geschoß ein umlaufender Balkon. Den Mittelpunkt der Gallerie bildet ein 50 Meter hohes Achteck. Der ganze Bau ist mit einer aus Eisen und Glas bestehenden Wölbung überdacht, die über dem Achteck in einer Glaskuppel von 39 Meter Durchmesser ihren Abschluß findet. Auf dem glatten Macadam Boden, für Wagen und Fuhrwerke natürlich verboten, bewegt sich Abends bei wundervoller Gasbeleuchtung mit 2000 Flammen, die hohe Welt Mailands und bewegten auch wir uns, obwohl die Füße anfangs Einsprache erheben wollten; in meinem Leben hatte ich keinen schöneren Platz gesehen.

Die Jugend liebt es in Italien nicht, wenigstens nicht allgemein, am Abend nach Hause zu gehen; lärmend, pfei-

fend und singend reiben sich die Rangen herum und schreien nach unsern Begriffen ganz polizeiwidrig. Die Italiener machen sich weniger daraus; es war schon ganz dunkel, als ein Bub aus voller Kehle unaufhörlich schrie: Se va bene oggi, va sempre, wenn's heute gut geht, geht's immer gut. Die Lebensphilosophie leuchtete mir besser ein, als sein stetiges Schreien; ob's ihm auch immer gut geht, wer mag's entscheiden.

Ganz in der Nähe auf der piazza della Scala vis-à vis dem erst 1872 enthüllten prachtvollen Denkmal des 1519 gestorbenen Malers Leonardo da Vinci steht das berühmte Theater della Scala 1777 erbaut, das wir diesen Abend noch besuchten. Es war eine italienische Oper angezeigt; alla platea, im Parterre bezahlten wir 3½ Franken für ein Billet. Das Theater hat sechs Logenreihen mit 240 Logen und eine Raumgröße für 3600 Zuschauer; es war ziemlich angefüllt. Die Kapelle mochte etwa 120 Mitglieder zählen; vom Texte versteht man in einer deutschen Oper schon nicht viel, in der italienischen hatten wir gar wenig verstanden; er sang io son felice (ich bin glücklich) und sie: io non son felice, ich bin nicht glücklich, und zuletzt wird es wohl mit einer Heirath geendet haben. Die Duettgesänge waren wundervoll, die Italiener, die sonst viel schwätzen, waren meist sehr still; wenn's gar zu schön war, rief Einer oder der Andere bene, benissime; das Bravo- und Herausrufen und Stampfen wie's in deutschen Theatern üblich ist, nahmen wir nicht wahr. Am Schlusse des 3. Aktes, an dem von den wundervollen Stimmen der beiden Hauptsängerinnen, des Heldentenors und des Bassisten nebst des etwa 150 Köpfe starken Chores Alles dahingerissen war, suchten wir noch ein Kafé auf, um unsere Lebensgeister noch etwas anzufachen. War es doch jetzt sicher

Dem Guten gegonnen,
Wenn des Abends sank die Sonnen,

Daß er seine Schritte lenkt,
Wo man — einen Bittern schenkt.

Da war wieder Concert und Alles reich besetzt; für den Café nero (schwarzen Kaffee) bezahlten wir 25 Centimes und suchten dann müd und matt, wie man nur sein kann nach diesen aufregenden Anstrengungen des heutigen Tages das wohlverdiente Ruhelager auf.

---

4. Donnerstag, 6. Februar.

Mailand, Magenta, Novara, Vercelli, Turin.

Ueber dem Grab des großen Kirchenfürsten Carl Borromäus las ich die hl. Messe; es war für mich eine besondere Freude, dieses Glück zu haben, da ja der Heilige, einer der größten Zierden der katholischen Kirche ist, der die wahre reformatorische Thätigkeit erst an sich — er soll alle Tage gebeichtet haben — und dann in der Kirche ausübte. Seine Anweisung für Beichtväter gelten als unvergleichlich und mit apostolischem Eifer arbeitete er an der Erziehung des Weltklerus und der Verbesserung des Ordenswesens. Der Papst Pius IV. war sein Oheim von mütterlicher Seite und er aus berühmten Adelsgeschlechte — aber mehr als die Gunst des Papstes und der Vorrang seiner Geburt hatte sein apostolischer Geist ihn zu der hohen Stellung befähigt, die er als Kardinal und Erzbischof von Mailand einnahm. Seine apostolischen Reisen in Italien und der Schweiz erinnern an St. Paulus, seine Liebe zu den Armen an Stephanus, seine Aufopferung für die Pestkranken an die heldenmüthigsten Ordensleute. Das war nicht das Größere an ihm, daß er den Armen sein Vermögen austheilte — er gab da nur das Seinige; als 1576 die Pest in Mailand ausbrach gab er sich selbst dahin; er selbst suchte die von Allen gemiedenen Pestkranken auf,

pflegte, tröstete sie, versah sie mit den hl. Sakramenten; sein Beispiel wirkte Wunder. Carl Borromäus wußte auch viele Protestanten der Kirche wieder zu gewinnen und nahm am Concil von Trient thätigen Antheil. Er erreichte nur ein Alter von 46 Jahren. Bei geistlichen Exercitien bekam er Fieberanfälle, die er nicht beachtete, weil er zu sagen pflegte: „Ein Seelsorger muß drei Fieber aushalten können, ehe er sich zu Bette legt." Er starb am 3. November 1584 mit den Worten: Siehe, Herr, ich komme, ich komme bald! Eine einfache Grabschrift hatte er sich schon zu Lebzeiten gewählt; Paul V. sprach ihn am 1. November 1610 heilig, viele Millionen trugen seither seinen Namen und in Deutschland heißt ein Verein zur Verbreitung guter Bücher Carl Borromäus-Verein. Der Sarg des Heiligen ist mit verschwenderischer Pracht ausgeschmückt.

Der hl. Carl ist auch der Namenspatron meiner seligen guten Mutter gewesen, deren ich heute besonders gedachte.

Die wahre Muttertreue
Ist treu bis über's Grab,
Und wahre Mutterliebe
Blüht fort und fällt nicht ab.
Wenn auch recht Vieles täuschet
Und trüget allerwärts,
So täuscht doch nicht und trüget
Ein treues Mutterherz.

Ich finde daher begreiflich, was A. Zimmermann sagt:

Im Leben magst du viel verschmerzen,
Weil Manches trügt als böser Schein,
Nur Eines lebet fort im Herzen:
Dein längst verstorb'nes Mütterlein.

Vom Dome gingen wir, da der Morgennebel eine Aussicht noch sehr fraglich machte, in den Palazzo di Brera, dessen Gemäldesammlung jeweils Donnerstag und Sonntag frei geöffnet ist. Dieser Palast, wohl das größte weltliche

Gebäude, war früher ein Jesuitenkolleg, ist jetzt königl. Palast der Künste und Wissenschaften, mit Sternwarte, botanischem Garten, Akademie der schönen Künste (30 Professoren, über 1000 Schüler) und berühmter, besonders an Werken lombardischer und Bologneser Meister reicher Gemäldegallerie, reicher Sammlung von Gipsabdrücken und Bibliothek. Die Bildergallerie umfaßt 24 Säle; viele Bilder stammen aus aufgehobenen Klöstern und repräsentiren einen immensen Kunst- und materiellen Werth. Die berühmtesten Bilder der Brera sind: Raffaels Spozalizio (Vermählung Mariens mit dem hl. Josef) 1504 gemalt, der Christuskopf von Leonardo da Vinci, die Fresken des Bernardino Luini und Bilder ersten Ranges von Mantegna, Gentile, Bellini, Cima u. a. Auch von van Dyck und Rubens sind einige Stücke da.

Wie hoch der Werth solch' klassischer Bilder geschätzt wird, mag man daraus ersehen, daß einige Bilder im Vatikan auf 1 Million Franken taxirt werden und daß für einen Raffael'schen Flötenspieler, der im Besitze der Familie Sciarra auf dem Corso in Rom ist, der Bankier Rothschild 1 Million Franken in Gold geboten hat, wie mir ein Verwandter der Familie erzählte, die auf den Handel nicht eingegangen ist. Und da sagt man noch, die Kunst gehe betteln!

Auf einem Omnibus, wie solche alle 15 Minuten von jedem Thor zum Domplatz um 10 Centimes fahren, kutschirten wir wieder zum Marmorkoloß zurück, um nun zum Dach und Thurm hinaufzusteigen (25 Centimes). Bis zum Dach sind es 194 Marmorstufen, vom Dach zum Thurm 150, den Thurm hinan abermals 150; die Höhe der Thurmspitze über dem Boden beträgt 105 Meter. 123 Spitzthürme mit je 13 bis 17 Statuen übersieht man mit einem Blick, wie die letzten Wipfel des herrlichen gothischen Waldes. Wir hatten leider keine treffliche Fernsicht; der Nebel legte sich erst, als wir wieder unten angekommen

waren, allmälig. Doch konnten wir natürlich das Häuser- und Thurmmeer der gesammten kreisförmigen Stadt übersehen. Um dieselbe breiten sich aus die fruchtbaren Ebenen der Lombardei; bei hellem Wetter sieht man die riesige Kette der Alpen von der Spitze des Monte Viso bis zum Rücken des Monte Baldo am Gardasee, den Mont-Cenis, Montblanc, St. Bernhard, Matterhorn, Monte Rosa, Simplon, Berner Alpen, St. Gotthard, den Ortler und im Südwesten und Süden die Apenninen.

Man weiß natürlich, da jeder Genuß erkauft sein will, was man gethan hat, wenn man die vielen vielen Marmortreppen hinauf und hinunter seinen sündhaften Leichnam geschleppt hat und nachdem wir noch einen Rundgang in dem prächtigen Dom, wo namentlich sehr hübsche Beichtstühle sind, gemacht hatten — so brachten wir vielen Hunger und Durst mit zu unserm Mittagessen.

Küche und Keller und aus letzterem ein trefflicher Chianti restaurirten unsere Lebenskräfte wieder — der Gasthof ist etwas theuer, aber alles Gebotene gut und ohne Siesta ging es nun zu Wagen zu weitern Touren. Denn Mailand hat noch viel Sehenswerthes z. B. die ambrosianische Bibliothek, vom Kardinal Friedrich Borromäus gegründet mit über 100,000 gedruckten Werken und 15,000 Handschriften und viele Kirchen.

Wohl die berühmteste nach dem Dom ist die Kirche des hl. Ambrosius, berühmt durch ihr Alter und eine geschichtliche Thatsache. Der hl. Ambrosius, einer der 4 großen lateinischen Kirchenlehrer, Bischof von Mailand, der geistliche Vater des hl. Augustinus predigte nicht blos dem Volke, sondern ebenso furchtlos und unparteiisch auch als ein zweiter Johannes dem Kaiser Theodosius dem Großen. Im Jahre 390, so erzählt die Kirchengeschichte, war zu Thessalonich der Schauspieler wegen ein Volksaufruhr entstanden, der mehreren kaiserlichen Offizieren das Leben kostete.

Als der Kaiser Theodosius, der gerade zu Mailand sein Hoflager hielt, die Nachricht empfing, ließ er sich, obwohl er sonst ein milder Regent war, wohl auch durch seinen Hofkanzler Rufin aufgestachelt, so sehr von Zorn übermannen, daß er in der Hitze den Befehl gab, man solle in Thessalonich unter dem Vorwande eines neuen Schauspieles das Volk in die Rennbahn locken, dann den Platz mit Soldaten umringen und Alles niedermetzeln. 7000 Menschen, Schuldige und Unschuldige, Groß und Klein, wurden ohne Gnade und Barmherzigkeit niedergemetzelt. Als der hl. Ambrosius von dieser Grausamkeit hörte, ward er auf's Aeußerste darüber bestürzt und schrieb an den Kaiser einen rührenden Brief, worin er ihm die Größe seines Verbrechens vor Augen hielt und ihn zur öffentlichen Buße ermahnte. Allein der Kaiser schien auf den Befehl nicht viel zu achten. Als er nun bei der nächsten Festlichkeit, umgeben von seinem ganzen Hofstaate in die Kirche gehen wollte, trat ihm im Vorhof auf dem Platze, wo jetzt St. Ambrogio steht, der Bischof entgegen und verwehrte ihm den Eingang. „Es scheint, o Kaiser, redete er den überraschten Monarchen an, daß du die Größe deiner Schuld nicht einsehen willst, selbst jetzt nicht, da die Hitze deines Zornes sich gelegt hat?! Wie willst du es mit schuldbeladenem Gewissen wagen, diesen heiligen Boden zu betreten? Wie magst du deine blutbeflekten Hände ausstrecken, um den hochheiligen Leib des Herrn zu empfangen? (Damals empfingen nämlich die Männer die hl. Hostie auf die rechte Hand). Wie deinen Mund öffnen, um das Blut des Lammes Gottes zu trinken, gegen den so viel ungerechtes Blut zum Himmel schreit? Weiche zurück, damit nicht, was dir die Seele retten sollte, dir zum Verderben gereicht; denn es steht geschrieben: Wer unwürdig ißt und trinkt von dem Leibe und Blute des Herrn, der ißt und trinkt sich das Gericht hinein."

Wer war wohl ein größerer Gottesmann, der un-

beugsame hl. Ambrosius oder ein sogenannter anderer, der einige Jahrhunderte später nicht blos selbst eine ausgesprungene Klosterfrau heirathete, sondern auch in die Doppelehe eines weltlichen Fürsten willigte? „Der Landgraf von Hessen, der Vorkämpfer des Protestantismus, forderte 1540 ein Gutachten zur Rechtfertigung der von ihm beabsichtigten Bigamie (Doppelehe), und Luther hatte nicht den Muth, es zu verweigern; Melanchthon selbst wohnte der Vermählung bei und Luther, der wenigstens auf Verschwiegenheit und Geheimhaltung der Geschichte gerechnet hatte, mußte zu seinem Verdrusse bemerken, daß sie ruchbar werde; doch wollte er, wie er sagte, des Teufels und der Papisten willen seinen Kummer verbergen." So Döllinger im Artikel Luther des Freiburger Kirchenlexicon (Bd. 6 pg. 670.) Doch kehren wir zum Kaiser Theodosius zurück; er entschuldigte sich mit dem Beispiel Davids, der doch auch einen Ehebruch und Mord begangen habe. Allein schnell entgegnete ihm der hl. Mann: „Hast du den König David nachgeahmt im Sündigen, so ahme ihm auch nach im Bußethun." Dies traf des Kaisers Herz. Er unterwarf sich demüthig und willig der öffentlichen Buße. Acht Monate lang durfte der Monarch nicht mehr die Kirche betreten, und als ihm der hl. Ambrosius am Christtage wieder das erste Mal den Eintritt in das Haus Gottes gewährte, so warf sich der große Büßer zur allgemeinen Erbauung des tiefgerührten Volkes auf den Boden nieder und betete laut die Worte seines Vorbildes David: „Meine Seele liegt im Staube, o Herr, belebe mich nach deinem Worte."

Man weiß in der That nicht, soll man mehr staunen über den Muth des Bischofs oder über die Demuth des Kaisers — jeden Falls waren es 2 christliche Helden, die unter der Vorhalle der Ambrosiuskirche sich gegenüberstanden! In dieser Kirche wurde auch der hl. Augustinus getauft und hier empfingen 9 Kaiser die eiserne Krone. Als

wir eintraten, machte man gerade große Zurüstungen zu einer Tumba für den Jahrestag Pius IX. und auch außen wurde die Kirche schwarz ausgeschlagen. In der Krypta unter dem Hochaltar ist die Gruft des hl. Ambrosius und die wahren Gebeine der hl. Gervasius und Protasius. Daß die Altbreisacher nicht im Besitze derselben sind, wie sie glaubten, ist erst in letzter Zeit sicher konstatirt worden.

Eine nicht minder interessante Kirche ist S. Maria delle Grazie mit einer prächtigen Kuppel, die dem berühmten Baumeister Bramante zugeschrieben wird. Ganz in der Nähe ist der Saal, ehemals das Refektorium des Dominikanerklosters, wo das berühmte Abendmahl des Leonardo da Vinci ist. In dem geräumigen Saale sitzen an langer Tafel die 12 Apostel und in ihrer Mitte der Herr. Drei Fenster gehen auf der Rückseite der Sitzenden ins Freie. Das mittlere Fenster ist das größere. Gegen dieses ist der Heiland mit dem Rücken gewendet. In ernster Wehmuth senkt sich der Blick der Augen des Meisters herab. Sein Angesicht ist nach der linken Seite gerichtet. Das schlichte Haar scheitelt sich auf der hohen erhabenen Stirne und fließt in schönen Locken auf die Schultern herab. Der Mund ist halb geöffnet, denn soeben hat er die Worte gesprochen: „Wahrlich, ich sage Euch, Einer von Euch wird mich verrathen."

Zwei Gefühle sind es, die sich auf seinem Angesichte mit einander mischen: das eine ist das Gefühl der vollkommenen Ergebung in den Willen des ewigen Vaters, und das andere des unendlichen Mitleids selbst mit dem Verräther.

Das vom Herrn gesprochene Wort hat unter den Aposteln die größte Bewegung hervor gebracht; alle sind unruhig geworden und haben sich theilweise von ihren Sitzen erhoben, theilweise sind sie in eifrigem Gespräche unter einander begriffen.

Es bilden sich vier Gruppen der Apostel. Zur Rechten des Heilandes sieht man Johannes, Petrus und Judas.

1. Gruppe. Johannes, der Jünger der Liebe, ist über das Wort des Herrn von Wehmuth ergriffen; darauf deuten die gefalteten Hände, die geschlossenen Augen und das Neigen zur Rechten, als wenn er von einer Ohnmacht befallen wäre. Petrus ist auf das vom Herrn gesprochene Wort von seinem Sitze mit Heftigkeit aufgefahren und beugt sich, den Judas an den Tisch drückend, zu Johannes hin, indem er auf die rechte Schulter desselben seine Hand legte und mit dem Zeigefinger auf Jesus hinweist, womit angedeutet ist, Johannes solle den Herrn fragen, wer der Verräther sei, dem der Verrath nicht gelingen dürfe, und wie fest entschlossen Petrus selbst zur Vertheidigung Jesu sei, das deutet seine rechte Hand an, mit der er ein Messer hält, dessen Griff er zufällig dem Judas an die Lenden setzt. Der von Petrus erhaltene Stoß und das schlechte Gewissen wegen des vom Herrn verkündeten Verrathes schrecken den Judas so zusammen, daß er mit der rechten Hand, die den Geldsäckel hält, ein vor ihm stehendes Salzfaß umstößt, womit angedeutet ist, daß Judas den Familienfrieden gestört hat.

2. Gruppe: An der linken Seite des Heilandes begegnen uns Jakobus, der Aeltere, Thomas und Philippus. Jakobus, der Aeltere, zunächst bei Jesus sitzend, hat dessen Wort vom Verrathe gehört und vor Schrecken darüber breitet er die Hände weit aus, die Augen sind starr geöffnet und der Mund aufgesperrt. Die ganze heftige Bewegung dieses Apostels zeigt Schrecken und Abscheu gegen den Verräther. Der Apostel hinter dem Jakobus ist der hl. Thomas. Er schaut auf den Herrn und hebt ihm den Zeigfinger seiner rechten Hand entgegen, als wollte er sagen: Aber Herr, wie ist das möglich, daß Einer von uns der Verräther sein soll? Es scheint, der

Maler hat hier schon den ungläubigen Thomas, wie man gewöhnlich sagt, malen wollen. In diesem Falle ist der Zweifel oder der Unglaube des Thomas kein tadelnswerther, indem er an einen Verrath durch einen Apostel nicht glauben mochte. An der linken Seite des Jakobus sieht man den Apostel Philippus, der von seinem Sitze aufgestanden ist. Er beugt sich auf liebenswürdige Weise gegen den Erlöser, bewegt beide Hände gegen die Brust, als wolle er sagen: Meister, du kennst mein Innerstes selbst am besten, und darum brauche ich dir nicht zu betheuern, daß ich der Verräther nicht bin, von dem du soeben gesprochen hast. Sieht man dieses Philippusbild aufmerksam, an, so kommts einem vor, als hörte man den Apostel sprechen.

Die 3. Gruppe besteht aus Andreas, Jakobus dem Jüngeren und Bartholomäus, am Tischende rechts von Jesus. Andreas hat das schreckliche Wort des Herrn gehört und ist von Entsetzen ergriffen. Seine Arme sind halb erhoben und die flachen Hände vorwärts gehalten, gleichsam, als wollte er das Ungeheure abwehren, das sowohl dem Meister als auch den Aposteln drohe. Zur rechten Seite von Andreas sitzt Jakobus, der Jüngere; er legt die linke Hand auf die Schulter des Petrus, von dem er nähere Aufklärung über Jesu Wort verlangt, das er wegen der weiteren Entfernung nicht vollkommen verstanden hat. Am Ende des Tisches, rechts von Jakobus, dem Jüngeren, ist der Apostel Bartholomäus. Dieser ist auch aufgestanden, hat den linken Fuß über den rechten geschlagen, beugt sich vorwärts und stemmt beide Hände auf den Tisch und sein Blick geht gerade zu auf Johannes; das ganze Gesicht zeigt eine große Aufmerksamkeit an, wie das eines lauschenden Mannes. Bartholomäus will von irgend einem Zeichen oder einer Geberde des Johannes erfahren, wer der Verräther sei.

Die 4. Gruppe am linken Tischende bilden Matthäus, Judas Thaddäus und Simon von Cana. Alle drei sieht man im eifrigen Gespräche miteinander. Matthäus, halb von seinem Sitze erhoben, wendet sich zu seinen zwei Genossen Thaddäus und Simon. Die beiden Arme bewegt er aber gegen Jesus.

Die ganze Gestalt scheint anzudeuten, als theile der Apostel Matthäus seinen zwei Genossen am untersten linken Ende des Tisches das Wort mit, welches der Herr wegen des Verrathes gesprochen hat.

Der erste, zu dem er sich wendet, ist Judas Thaddäus, dessen Angesicht bei heftiger Erschütterung ein gemischtes Gefühl von Ueberraschung, Verdruß, Zweifel und Verdacht zeigt. Die linke Hand liegt offen auf dem Tisch, die rechte aber in der Absicht erhoben, um mit ihrer Rückseite in die geöffnete Linke einzuschlagen, das will heißen: Der Apostel hat eine Ahnung hinsichtlich des Judas Ischariot gehabt und im Augenblick, wo ihm das Wort Jesu von seinem Mitapostel Matthäus mitgetheilt wird, fühlt er seine gehabte Ahnung bestätigt, so daß er, mit seiner rechten Hand in die linke einschlagend, gleichsam sagen will: Schaut, meine Ahnung ist leider wahr geworden! Der Apostel Simon sitzt am untersten Ende des Tisches. Er ist unter den Aposteln der Aelteste. Auch sein Gesicht zeigt über das Wort des Herrn von Verrath eine Betroffenheit und Ueberraschung an, allein die Bedächtlichkeit des reiferen Alters läßt ihn mehr ruhig, er ist nicht heftig erschüttert. Es ist, wie wenn er nicht an die Möglichkeit glauben wollte, daß ein Apostel zum Verräther am Herrn werden könnte.

Göthe rühmt an diesem Bilde als hauptsächliches Belebungsmittel die Bewegung der Hände. Das Bild ist 9 m. lang und 4,5 m. hoch; es wurde 1494—97 gemalt, befindet sich aber in einem ziemlich kläglichen Zustand. Die Farben sind verblaßt, das Bild hat durch Ueberschwem-

mung und Uebermalung gelitten, und zu allem Ueberfluß machten die Franzosen 1796 aus dem Refektorium noch einen Stall. Das Bild, das aus der Hand des Meisters als eines der berühmtesten Bilder der Welt hervorgegangen, hat ungezählte Abbildungen gefunden und ist eine Zierde gar vieler christlicher Häuser.

Von dem Abendmahl fuhren wir zum Mailänder großen Spital, einem kolossalen Prachtbau aus Backsteinen mit 450 m. langer Fronte; 2000 Betten sollen in demselben stehen. Auf dem Corso Vittorio Emmanuele, der belebtesten Straße entließen wir unsern Droschkenführer, der uns 1½ Stunden geführt und sahen dem bunten Treiben eine Zeit lang zu; die Kirche St. Carlo erinnert an das Pantheon in Rom.

Und nun leb' wohl du stolze Stadt, Klein-Paris am Fluß Olona; per Torino geht es heute noch und die 4stündige Eisenbahnfahrt sollte uns entschädigen, was an Ruhe in Mailand uns abgegangen war.

In Italien theilt man die Passagiere etwas strenger als bei uns in Raucher und Nichtraucher ein; im Wagen pei fumatori (für die Raucher) werden Diejenigen placirt, welche zur Zunft der Reichsfreunde gehören und die Tabaks-Steuer auf den Altar des Vaterlandes niederlegen; sie sind in der Regel besser besetzt, als die Wagen, auf denen geschrieben steht: è vietato fumare, es ist verboten zu rauchen. An Eleganz resp. an Mangel derselben sind sie so ziemlich einander gleich.

Die Bahn fahrt von Mailand nach Turin über klassischen Boden, der im buchstäblichen Sinne des Wortes blutgetränkt ist. Durch zahlreiche Reisfelder an Rho und Vittuone vorüber kommt man zunächst nach M a g e n t a, einer Stadt von etwa 6000 Einwohnern. Wer kennt nicht den Herzog von Magenta, den General Mac Mahon, der

am 4. Juni 1859 zur rechten Zeit noch kam, um Napoleon und die Franzosen zu retten? Obwohl die Oesterreicher seit 36 Stunden ohne Nahrung und von ihrem Feldherrn unberathen waren, so fochten sie doch mit der äußersten Tapferkeit und Erbitterung und brachten die Garde und den Kaiser Napoleon hart in's Gedränge. Die Ankunft Mac Mahons, der noch auf dem Schlachtfeld zum Herzog von Magenta erhoben wurde, entschied gegen Abend den Kampf zu Frankreichs Gunsten; die Oesterreicher räumten die Lombardei und zogen sich hinter den Mincio zurück. Auf einem Hügel in der Mitte des Schlachtfeldes wurde 1862 eine Kapelle eingeweiht; von der Bahn aus sieht man die Kreuze auf den Gräbern der Gefallenen, die da schlummern, bis ein anderes Feldgeschrei, die Posaune des jüngsten Gerichtes sie zur großen Parade der Auferstehung ruft. Wer aber hat einen Nutzen von den Schlachten allen? Etwa die Franzosen? Das Bischen gloire bezahlen sie heute noch in ihren Millionen und Milliarden Schulden, die sie versteuern. Etwa die Italiener? Besser als unter Oesterreichs Herrschaft werden sie es wohl schwerlich haben! Und Napoleon III., dessen Kaiserreich dem Worte nach der Friede, der That nach der Krieg war, wird, wenn er der Ruhe im Grabe sich erfreut, sie schwerlich auf den Lorbeeren von Magenta gefunden haben. Ueber den Herzog von Magenta aber ist bei Wörth und Sedan ein Stärkerer gekommen, der ihm die Waffenrüstung abnahm und einen Theil des Ruhmes von der lombardischen Ebene. Mac Mahon war am 25. Mai 1873 Frankreichs Präsident geworden, und alle Gutgesinnten begrüßten den ehrlichen Soldaten mit seinen konservativen Grundsätzen. Er war aber der revolutionären Strömung nicht gewachsen und hatte wohl auch nicht die rechten Leute hinter sich, und nachdem er eine Zeit lang mit fortgeschoben wurde auf der abschüssigen Bahn nach Links hat er durch seine Abdankung vom 31. Jänner manche

Sympathie wieder gewonnen, die er mit Recht oder Unrecht verloren hatte. Dornenvoll sind jedenfalls die Pfade seiner Regentschaft gewesen. Die Erinnerung war am 6. Februar noch zu neu, als daß unsere Gedanken und Reden sich nicht hätten mit Mac Mahon beschäftigen sollen. Seine Rolle ist wohl im Krieg und im Frieden ausgespielt — die Geschichte wird seinen Namen zu allen Zeiten mit Ehren nennen. Sein Septennat hat er nicht ganz ausgedient, aber würdig war der Abschied des alten Soldaten, der es sich nicht gefallen lassen konnte, daß stellensüchtige Advokaten, die noch nie Pulver gerochen, ihm über das Militärkommando gute Rathschläge ertheilten.

„Ich kann, schrieb er an die Präsidenten der beiden Kammern, dieselben (die Versetzungen) nicht unterschreiben. Jedes andere Ministerium, das ich aus der Majorität der Kammer nähme, würde mir die nämlichen Bedingungen auflegen. Ich glaube demnach die Dauer des Mandats abkürzen zu müssen, welches die Nationalversammlung mir anvertraut hat und gebe meine Entlassung von dem Posten eines Präsidenten der Republik. Indem ich meine Gewalten niederlege, habe ich den Trost, mich daran zu erinnern, daß ich während der 53 Jahre, die ich dem Dienste meines Landes als Soldat und Bürger geweiht habe, niemals von andern Gefühlen, als von denen der Ehre, der Pflicht und der absoluten Ergebenheit gegen das Vaterland geleitet worden bin."

Der Soldat und der Franzose sprechen aus dieser kurzen Erklärung.

Doch weiter! *Magenta* und *Novara* sind nicht weit von einander. *Novara* ist eine schön auf einer Anhöhe gelegene Stadt italienischer Bauart mit etwa 30,000 Einwohnern mit einem romanischen Dom und verschiedenen Denkmälern. Am 9. April 1821 schlug hier der österrei-

chische General Bubna die Insurgenten und am 23. März 1849 Radetzky die Sardinier. Das auf dem Schlachtfeld errichtete Denkmal wurde 30 Jahre später in Gegenwart zahlreicher Deputationen und Notabilitäten in feierlicher Weise enthüllt. Die Oesterreicher nahmen natürlich auch daran Theil. Die republikanische Partei in Mailand aber benützte die Festlichkeit zu einem Skandal und Randal. Von hier aus hat man eine prächtige Aussicht auf die Alpen. Bei Vercelli fährt man schon wieder auf blutgetränktem Boden. In der Nähe von Vercelli gegen Rotto an der Sesia liegen die Raudii Campi, wo Hannibal 218 v. Chr. seine erste Schlacht auf italienischem Boden geschlagen und wo 101 v. Chr. 50,000 Römer unter Marius und Catulus die Cimbrer vernichteten. Mommsen, der berühmte Philologe, der zeitweilig auch in Kulturkampf macht, sagt: „Die Menschenlawine, die 13 Jahre hindurch von der Donau bis zum Ebro, von der Seine bis zum Po die Nationen alarmirt hatte, ruht hier unter der Scholle. Der verlorne Posten der deutschen Wanderungen hatte seine Schuldigkeit gethan; das heimathlose Volk der Cimbrer mit seinen Genossen war nicht mehr.“ Doch auch durch friedlichere Dinge ist der Name Vercelli berühmt, durch eine schöne Bibliothek mit kostbaren Manuskripten.

Nachts 1/28 Uhr kamen wir in Turin an, das wir unserm Rundreisebillet folgend, nur kurz berühren wollten. Im Hotel Trombetta gefiel es uns sehr gut; wir fanden einen sehr noblen und nicht besonders theuren Gasthof. Turin, dicht am Saume der Berge liegend an der Einmündung der Dora in den Po, die Hauptstadt des ehemaligen Königreichs Savoyen, ist eine der regelmäßigsten und glänzendsten Städte Italiens mit meist schnurgeraden breiten Straßen und stattlichen breiten Plätzen. Es fiel mir dabei ein, was Alban Stolz von der sog. neuen Vorstadt in Freiburg sagt, sie sei gerade so, wie wenn ein höherer Bür-

gerschüler den Plan mit dem Lineal gemacht hätte. Turin hat etwa 213,000 Einwohner; unter seinen Mauern hat Prinz Eugenius, der edle Ritter, 1706 die Franzosen geschlagen. Nicht wenig sind die Turiner auf den größten italienischen Staatsmann stolz, auf den Camillo di Cavour, der hier geboren wurde und starb und natürlich auch ein Denkmal hat. Cavour war jedenfalls ein geriebener Diplomat; er brachte Napoleon in der Unterredung zu Plombieres dazu, mit Oesterreich Krieg zu führen; Lombardo-Venetien sollte Italien, Nizza und Savoyen den Franzosen als Beute zufallen. Napoleon sah sich übrigens von Cavour überlistet und schloß nach der Schlacht von Solferino mit Franz Josef zu Villafranka Friede. Cavour spielte den Gekränkten und zog sich zurück. Nach dem Frieden von Zürich trat er abermals an die Spitze eines neugegründeten Ministeriums, entschädigte Napoleon mit Nizza und Savoyen, annexirte dafür die Herzogthümer und lenkte den entfesselten Volksgeist nach Rom und Neapel. Er wollte den Papst zum Verzicht auf den Kirchenstaat bewegen; der Papst sollte in allem Glanz der geistlichen Macht seinen Sitz im Vatikan behalten, und durch seine Gegenwart das Ansehen Italiens heben. Als Pius IX. darauf nicht einging und durch die Phrase „von der freien Kirche im freien Staate“ sich nicht täuschen ließ, rückte ein piemontesisches Corps 1860 in Umbrien und die Marken ohne Kriegserklärung ein und vernichtete meuchlerisch die päpstl. Armee. Nachdem Garibaldi den Weg gebahnt, ließ Cavour die Piemontesen, von England ermuntert und unterstützt, in Neapel einrücken und im Flug wurde 1861 Viktor Emanuel zum König Italiens ausgerufen.

Cavour erlebte die Krönung seines Werkes nicht; die viele Arbeit, die Händel mit Garibaldi, der sehr gefährlich werden konnte, die Gewissensangst wegen der Verfeindung mit der Kirche zerrütteten Cavours Gesundheit; ein hitziges

Fieber machte am 6. Juni 1861 seinem vielbeschäftigten Leben ein frühes Ende; er war erst 51 Jahre alt. Seine letzten Worte sollen im Fieber gewesen sein: Frate, frate libera chiesa in libero stato, Brüder, Brüder, die freie Kirche in freiem Staate.

Turin hörte 1865 auf, Hauptstadt zu sein; bis 1870 hatte Florenz die Ehre um dieses Ruhmes willen in ungezählte Schulden sich zu stürzen und jetzt herrscht Viktor Emmanuels Sohn im hl. Roma. Cavour ist am meisten Schuld daran.

Turin hat noch andere Berühmtheiten; die Chokolade von Turin gilt als die beste Italiens, vom Wermuth hat uns der Berliner Reisende schon am 1. Tag gesprochen und an einer anderen sollten wir noch in der Trombetta heute Abend uns erfreuen. Die Turiner haben nämlich eine eigene Art Zwiebackstengelchen, die sie grissini heißen, etwa in der Form des Rohres eines Kölner Pfeifchens, die man bei jeder Mahlzeit erhält; sie wurden von einem Arzte als das verdaulichste Brod eingeführt; wir tranken einen Thee mit Butter dazu und gingen dann beim Mondschein und der reichen Gasbeleuchtung noch lange in den belebten Straßen spazieren; man spricht in Turin viel französisch. In unserer Himmelbettstatt und in trefflichen Betten, wie sie in Italien selten sind, schliefen wir den Schlaf der Gerechten in der höchst gelegenen und kältesten der Hauptstädte Italiens. Felice notte! gute Nacht!

---

5. Freitag, 7. Februar.

Turin, Asti, Alessandria, Novi und Genua.

Weder die rosenfingerige Eos (Morgenröthe) noch ein handfester Hausknecht hatten nöthig mich des Morgens zu wecken; da das itinerans non brevirans wahrscheinlich „alt-

katholischer," aber nicht alter katholischer Brauch ist d. h. man auch auf Reisen das Brevier beten soll, so mußte jeweils in früher Morgenstunde antizipirt werden; um 5 Uhr begann also heute, wo wir den ganzen Tag auf den Beinen und im Zug sein sollten, mein Tagwerk.

In unserm Freiburger Direktorium haben wir viel mehr de ea und de eo, als ich im römischen, pisanischen, mailändischen, turinischen und venetianischen entdeckte. Der 7. Februar ist der Todestag Pius IX; ich wäre gerne schon an diesem Tage in Rom gewesen, und ließ mir erzählen, welch' eine großartige Feier in St. Peter gewesen und daß 15—20,000 Andächtige die weiten Hallen gefüllt haben. Uebrigens hat auch Turin würdig des großen Papstes gedacht. Die Kirche zum hl. Carl, wo ich celebrirte war ganz schwarz behängt und auch außen das Thor. Die Inschrift, welche zum Anniversarium einlud, lautete: Pio IX. Pont. max. pacem cœlestem adprecati curio et catholici Taurinenses anniversario sacro perlitant. Die Kirche war schon am Morgen gut besetzt und viele empfingen die hl. Sakramente. Die Kirche vom hl. Carl muß lauter sehr schlanke geistliche Herren besitzen; kein Cingulum wollte mir passen, und der alte Meßmer, der mit unserm Herrgott auch auf einem guten Fuß zu stehen scheint, hatte seine schwere Noth, bis er für den sacerdote tedescho endlich unter großer Freudenbezeugung das Richtige getroffen.

Da nach 9 Uhr unser Zug abging, fuhren wir auf den sehr wohlfeilen Pferdebahnen auf einige große Plätze und an den Po; der Morgen war aber sehr frisch und der Nebel hätte dem Bodensee alle Ehre gemacht. Wir mußten verzichten, die unita cattolica, die bedeutsamste kath. Zeitschrift Italiens aufzusuchen; das königliche Schloß und einige sehr schöne Denkmäler besichtigten wir, als wir eilig, unsere Schritte zum Dome lenkten, um die sehr interessante Gruftkapelle der Herzoge von Savoyen zu sehen. Die

eigenthümliche Bauart, die ernste dunkle Farbe des Marmors, die weiß leuchtenden Grabmonumente geben dem Ganzen eine ergreifende Feierlichkeit. 5 Standbilder sind dem Andenken von 4 savoyschen Herzögen und von der Königin Maria Adelaide gewidmet, welche 1855 ihrem Gemahle Viktor Emmanuel im Tode voranging. Der letztere selbst liegt bekanntlich im Pantheon zu Rom begraben. In dieser Kapelle bewahrt man das hl. Linnen auf, in welchem der Rathsherr Josef v. Arimathea, der ein heimlicher Jünger Jesu war, den Leichnam des Herrn legte. Am 4. Mai wird da alle Jahre ein hohes Fest gefeiert. Die Reliqui kam zur Zeit der Kreuzzüge in den Besitz Gottfrieds von Champagne und 1452 durch seine Tochter nach Chambéry in den Besitz des Herzogs Ludwig von Savoyen, von wo sie aus Höflichkeit für den zu ihr pilgernden Carl Borromäus 1694 nach Turin versetzt wurde. Wir fanden eine ziemliche Anzahl Andächtiger vor dem Altare und knieeten unsererseits auch hin, um im Gebete des leidenden und sterbenden Erlösers, der Ruhe im Grabe und unserer Sünden zu gedenken. Es heißt so schön im Hymnus von der hl. Linnen:

O quam nudum hic te cerno,
Vulneratum et distentum,
Inquinatum, involutum
In hoc sacro tegmine.

O wie seh' ich entblößt dich hier, verwundet und geschlagen, eingehüllt in diesem hl. Linnen.

Unterdessen war die Zeit sehr vorgerückt, und als wir in den Gasthof kamen, um uns nach alter Väter, Weise, an den Bahnhof führen zu lassen, hatte der Omnibus es schon vorgezogen, ohne uns hinauszufahren. Wir fanden endlich im Sturmschritt unser viel geplagtes Gepäck, und richtig mein Regenschirm ist mir untreu geworden. Der Portier hatte ihn, da keiner der Passagiere ihn als den seinigen erkannte,

in's Hotel zurückgeschickt, und als der Regenschirm im Hotel war, hatte sein Besitzer schon im Bahnhof sich eingefunden.

Der Portier machte den Weg nochmals zurück und kam glücklich noch recht, als der Zug abfahren wollte. Das war das erste Abenteuer, das damit endete, daß wir den Omnibus bezahlt hatten und laufen, springen, rennen durften. Das Hotel ist sehr empfehlenswerth und nicht besonders theuer.

Vom Centralbahnhof, der kaum ein Dutzend Jahre alt ist und 3 Millionen Franken kostete, fuhren wir um 9.40 in Turin ab, um nach 5¾ Stunden nach Genua zu kommen.

Post nubila Phœbus, heißt ein altes Sprichwort, auf den Nebel folgt Sonnenschein; auf einmal lagen die Berge alle prächtig vor uns: der Monte Viso, Mont Cenis, Montblanc, Monte Rosa zeigten sich in ihrer majestätischen Größe. Aber die Zeit wollte benutzt sein; der Nebel wurde wieder Meister und von Asti, der berühmten Weinstadt sahen wir keine Spur; im Mittelalter soll es 100, jetzt noch dreißig Thürme haben. Berühmt ist der vino d'Asti; ich habe einmal in meinem Leben auf Reichenau-Oberzell solchen getrunken beim freundlichen Pfarrherrn, der nun schon einige Jahre im Grabe ruht. Wir waren damals außerordentlich vergnügt und ich hätte nicht geglaubt, so bald zur Quelle zu kommen. Den Weinverkäufern war scheints der Nebel zu dick; sie behielten ihren Wein und wir das Geld, das wir für den Asti bestimmt hatten. Es wächst auf den welligen Hügeln umher viel Wein, es wird jedenfalls auch viel verkauft, der da nicht gewachsen ist. Am beliebtesten ist der Nibiolo, hellroth, süß, pikant, mit Himbeergeruch moussirend wie Champagner.

Die 57,000 Einwohner zählende Stadt Alessandria verdankt dem großen Papst Alexander III. den Namen, der durch die ihm aufgedrungenen Kämpfe mit Friedrich Bar-

barossa zu einem der berühmtesten Päpste geworden ist. Sein unerschütterliches, durch keine Gefahr entmuthigtes Festhalten an den Rechten der Kirche hat ihm die Bewunderung der Mit- und Nachwelt verschafft. Er siegte, und obwohl Friedrich Barbarossa ihm 3 Gegenpäpste entgegengestellt hatte (Viktor IV. 1159, Paschalis III. 1167, Calixtus III.), und über eine sehr große weltliche Macht verfügte, blieb dem stolzen Kaiser nichts anders übrig, als selbst nach Venedig zu kommen, sich dem Papste zu Füßen zu werfen und von ihm mit dem Friedenskusse die Befreiung vom Kirchenbann zu erlangen am 24. Juni 1177. Neun Jahre vorher zur Zeit des erbitterten Kampfes wurde die Stadt Alessandria von den gegen Kaiser Friedrich verbündeten lombardischen Städten erbaut und von den Guelfen nach dem Papste genannt.

Es war auch ein hartes Stück Kulturkampf, das sich in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts abspielte, und es mag den Kaiser Rothbart lobesam mehr als einmal gereut haben, mit dem Papste den von vornherein aussichtslosen Streit zu beginnen. Alessandria hat eine stürmische Vergangenheit hinter sich; anno 1859 hatten hier Viktor Emmanuel und Napoleon ihr Hauptquartier, beide starben merkwürdiger Weise am gleichen Tage (9. Jänner), der eine in der Verbannung zu Chislehurst, der andere in Rom, wo er sich wie an einem Orte, wo man nicht hingehört, nie wohl fühlte. Bald hätten wir an Alessandria ein unliebsames Andenken mitgenommen. Die italienischen Schaffner zerbrechen sich nämlich nicht allzusehr die Köpfe über ihre Passagiere; es schaut oft Stundenlang kein Mensch nach Einem sich um. Alessandria ist ein Eisenbahnknotenpunkt, und nach Genua hätten wir aussteigen müssen, da unser seitheriger Zug nach Florenz zu fuhr. Im letzten Augenblick entdeckten wir den Irrthum und kaum waren die verschiedenen Gepäcker ausgeladen, als der Schnellzug

davon eilte. Wir wären in verschiedene Verlegenheiten, um etliche Franken und um die kostbare Zeit gekommen. Den noch kurzen Aufenthalt benutzten wir nun, unser Freitags-mittagessen uns einzukaufen, das in trefflichen Eiern bestand, die aber zum Unglück weich ausfielen, obwohl wir sie hart bestellt hatten, was zum obigen Abenteuer und den gegen-seitigen Vorwürfen ein lustiges Intermezzo gab. Die Ita-liener halten die Kirchengebote in Betreff des Freitags und der Fasten sehr strenge, jedenfalls viel strenger, als bei uns am See, wo man zwar auch gut katholisch, aber in dieser Beziehung vielfach außerordentlich lax ist. Der dies-jährige Hirtenbrief unseres hochwürdigsten Bischofs hat in dieser Beziehung ein sehr zeitgemäßes Thema behandelt. In Italien ißt man auch an Samstagen kein Fleisch und in vielen Diözesen während der ganzen 40tägigen Fasten-zeit auch nicht. Die Italiener sind überhaupt sehr genüg-same Leute, können Hunger und Durst und körperliche Anstrengungen viel besser ertragen, als wir Deutsche, von denen es vielen, wie sie sagen übel wird, wenn sie am Freitag nichts vom Ochsen, Kalbe, von den Schutzbefohlenen des göttlichen Eumaios und sonstigem Gethiere genießen. In dieser Beziehung stehen wir jedenfalls weit ab von den urwüchsigen alten Germanen, die keines schlechten Magens sich rühmten; herentgegen sind wir ihnen treu geblieben in andern Tugenden, von denen Scheffel singt und sagt:

Und als er am andern Morgen
  Sich seinen Jammer besah,
  So schrieb er voll Kummer und Sorgen
  In seine „Germania“:
Es wohnen die deutschen Barbaren
  Zu beiden Ufern des Rheins,
  Sie liegen auf Bärenhäuten
  Und trinken immer noch eins.

Um jedoch auf die Italiener wieder zurückzukommen, so haben sie auch eine größere Auswahl in Speisen für

Abstinenztage und jedenfalls auch weniger Bedürfnisse. Jenseits Alessandria führt die Bahn in südlicher Richtung auf neunbogiger Brücke über die Bormida. 1/2 Stunde südöstlich von dieser Brücke liegt das Dorf Marengo, wo am 14. Juni 1800 die berühmte Schlacht stattfand, die über den Besitz Oberitaliens für Bonaparte entschied. In einem Wirthshaus zeigt man noch Waffen, Kugeln, den Tisch und Stuhl und das Schreibzeug, die Bonaparte benutzt haben soll. Das ist auch ein Reliquienkultus, wie er mit Napoleonsstühlen, Schillerlocken, Garibaldikugeln und weiß Gott was noch getrieben wird.

Viele Aufgeklärte werfen der Kirche ihre Reliquienverehrung vor und gehen auf die Wartburg, um den Flecken zu sehen, der entstanden ist, als Luther dem Teufel das Dintengeschirr an den Kopf warf. Im Jahre 1857 brachten viele Zeitungen über die zu jener Zeit stattgehabte Göthe- und Schillerfeier einen Brief aus Weimar, worin es hieß: „Sie (Göthe's Arbeits- und Schlafzimmer) und Schillers einfaches Stübchen waren von Wallfahrern immer belagert und ich selber habe einen Mann gesehen, der einen Kuß auf die Bettlade drückte, in welcher der, dem so viele Herzen heute und in Ewigkeit (sic!) gehören, seinen letzten Seufzer ausgehaucht." Wenn man über Wallfahren und Reliquien-Kultus schimpft, so soll man nicht nach Weimar gehen, um Bettladen zu küssen; thuet man aber das letztere, so soll man nicht über Wallfahrer und Reliquien-Kultus schimpfen.

Die Reliquien werden von der Kirche verehrt, weil sie Heiligen angehören und einst wieder von den Todten zur ewigen Herrlichkeit auferstehen werden und Gott häufig durch dieselben große Wunder gethan, wie die hl. Schrift und die Kirchengeschichte bezeugen.

Die Reliquien gehörten Seelen an, die wahrhaft groß auf Erden gewesen und selig im Himmel sind. Die Welt ver-

ehrt sog. große Männer und Frauen, die in der Nähe betrachtet sehr klein sind, von denen der hl. Augustinus sagt: laudantur ubi non sunt, vexantur ubi sunt — sie werden gelobt, wo sie nicht sind; sie werden gepeinigt, wo sie sind.

Doch wir sind ja in der Nähe von Marengo und fahren über die Station Frugarolo in reich bebauter hübscher Gegend nach Novi, einer Fabrikstadt, wo viel Seide gesponnen wird und die reichen Genueser einst ihre Villen hatten. An Maria Himmelfahrt 1799 schlugen hier Suwarow und Melas die Franzosen unter Joubert, der Schlacht und Leben verlor, und unter Moreau. Was da schon Blut geflossen ist auf diesem italienischen Boden! Die Bahn wendet sich nun gegen die Apenninen, welche sie zuerst bei Serravalle erreicht, wo ein prächtiger Ausblick auf die Vorhügel mit Burgen und Dörfern sich darbietet. Die Italiener bauen Bahnen in der ganzen Welt; sie haben aber auch schöne und kühne Bahnbauten im eigenen Lande.

Die Bahn steigt von Alessandria beständig, bis Bussalo macht es 361 Meter aus. Die Baukosten betrugen 135 Millionen Franken. Nach Serravalle verengt sich das Flußthal, die jähe Felsschlucht beginnt; die Bahn fährt durch 11 Tunnels, von denen das größte 3100 Meter lang ist und der Zug 7 Minuten zur Durchfahrt braucht. Wilde Gebirgsthäler und Schluchten bieten sich dem staunenden Auge, bis man zur Wasserscheide zwischen dem mittelländischen und adriatischen Meere kommt. Das Eisenbahnpersonal ist nicht sehr zahlreich, ein Lokomotivführer, 1 Heizer, 2 Schaffner voilà tout! Die Züge zeichnen sich in Italien nicht durch große Schnelligkeit aus; es wäre mir oft lieber gewesen, die Italiener wären etwas schneller gefahren und hätten etwas langsamer gesprochen; aber wo werden der Sterblichen Wünsche alle erfüllt? Es war ein schöner Frühlingstag, die Sonne schien warm, wie jetzt bei uns im April, die Winzer arbeiteten in den Reben und die Weiber

wuschen und schlugen resp. kneteten in der Scrivia ihre Wäsche. Ich selber aber dachte darüber nach, wie ich eigentlich der geplagteste Mensch auf Gottes Erdboden sei; ich mußte im Reisehandbuch vorlesen, dann nachschlagen, rings um die Gegend anschauen, das Brevier beten, Notizen machen, als Dolmetscher fungiren, italienisch studiren und stets dabei einen guten Humor bewahren, der auf Reisen unerläßlich ist. Es liegt ein hartes Loos auf Adams Söhnen und auch die Evas Töchter seufzen in diesem Thale der Zähren! Zwischen Ronco und Bussalo sah ich einen Aviso an Reisende, man solle der Tunnels und der Bauten wegen den Kopf nicht zum Waggon hinaushängen. Die Mahnung war englisch, französisch, italienisch — also auch hier „nix deutsch." Meinen vielleicht die Italiener, es kommen gar keine deutsche Barbaren in ihre Gefilde oder es schade den deutschen Köpfen nichts, wenn sie etwas unliebsame Bekanntschaften in den Tunnels machen? Mein patriotisches Gefühl war über diese Nichtbeachtung der Deutschen empört; früher waren die Italiener auf die Deutschen schlecht zu sprechen; morte ai Tedeschi Tod den Deutschen, hörte man in Italien oft. Jetzt aber in dieser neuen Zeit hätten die Italiener gewiß allen Grund, auf uns Deutsche und unsere Köpfe etwas mehr Rücksicht zu nehmen. Die Buben, welche an den Stationen ihre Zeitungen und oft sehr schlechte und kirchenfeindliche anboten und gräßlich schrieen, mitunter aber sehr melodisch ihre Waare anpriesen, konnten mich in meiner patriotischen Empfindlichkeit nicht ganz versöhnen. Als wir aber an den Villen des nahen Genua vorübereilten, die in prachtvollster Zerstreuung, die jedem deutschen Professor Ehre gemacht hätte, im reich bevölkerten Engthal der Polcevera sich lagerten und wir in der Ferne des ligurischen Meeres ansichtig wurden, so war aller Aerger verschwunden, noch ein Tunnel — Genova la soperba (die stolze) mit all ihrer Herrlichkeit lag vor uns.

Genua,

die mächtigste Handels- und Seestadt mit 170,000 Einwohnern ist eine der schönsten Städte der Welt. Mit ihren Palästen, Terrassen, Gärten, Bastionen, Festungswerken, mit ihren thurmartigen Häusern, mit dem steilen Gebirgskranz und dem majestätischen Meere, mit ihrem regen Handelsleben und ihrem prächtigen Hafen fesselt sie gleich den Ankömmling um so mehr, wenn dieser noch nie das Meer gesehen in seiner wunderbaren Farbenpracht vom Hellgrün durchs Purpurrothe und Dunkelblaue. Die Stadt in die Berge eingeengt, ist genöthigt zur Höhe sich aufzuthürmen; die Straßen sind meist eng, aber sehr reinlich, die Häuser oft 7, 8 und 9 stöckig.

Genua war einst mächtige Republik und stolze Dogen- und Handelsstadt und blutige Kämpfe nach Innen und Außen bezeichnen Genua's Geschichte; von der alten Herrlichkeit ist gar Vieles verschwunden, aber auch Vieles geblieben. Genua ist jetzt die bedeutendste italienische Handelstadt; man berechnet den Werth seiner jährlichen Einfuhr auf 300 Millionen Franken, seiner Ausfuhr auf 120 Millionen, die Zahl seiner jährlich einlaufenden Schiffe auf 7000 Segelschiffe, 3200 Dampfschiffe, darunter 1700 Segelschiffe und 800 Dampfschiffe vom Ausland.

Am Bahnhof angekommen gaben wir unser Gepäck zum Gasthof Londra ab, der sehr empfehlenswerth und ganz in der Nähe des Bahnhofs ist und eilten sofort an den Hafen. Ein stolzer Hafen im stolzen Genua! Er hat eine ganze Stunde im Umkreis und ist durch 2 kühne in's offene Meer hinausgebaute Moli geschützt; ein ganzer Wald von Dampf- und Segelschiffen bedeckt den Hafen und die leicht bewegliche Schaluppe bahnt sich den Weg durch die Kriegs- und Auswandererschiffe mit den Flaggen aller Länder, Völker und Nationen. Gerade wurde ein Dreimaster von Liverpool ausgeladen, der Kohlen brachte; die Arbeiter,

welche unermüdlich in großen Körben den Koloß von seiner Last befreiten, waren kohlschwarz, barfuß und arbeiteten wie „die Feinde.“ Das Treiben in den Straßen von Genua ist mit den Augen eines Kleinstädters betrachtet, ungeheuer lebendig und es wird Einem ganz schwindelig durch die vielen Fuhrwerke, Omnibusse, Tramways, Schubkarren und durch das Geschrei ihrer Dirigenten. Die 2räderigen Lastkarren, mit Esel und Pferden in brüderlicher Kameradschaft vereinigt, wirbeln einen Staub auf, der schon nicht mehr schön ist; das Pferd geht in der Regel voraus und dann folgen 2 oder 3 Esel in Gäns- resp. Eselsmarsch und ziehen ganz gewaltig. Und wenn die Bestie nimmer will oder nimmer kann, schreien die Treiber ghio und ghiu, und werden auch diese holden Töne nicht verstanden, so hilft der Geißelstock dem bessern Verständniß nach. Die bessern Esel und Eselinnen an den leichten Wägelchen rasen in Windeseile in den Straßen dahin und machen diese Langohren weder dumme, noch langweilige, noch lendenlahme Gesichter; ich möchte sie fast verständnißinnig heißen, wenn dieser Ausdruck durch unsere Amtsverkündiger nicht etwas anrüchig geworden wäre. Vom Hafen stiegen wir zur caserno benigno (zur Kaserne, wo's gnädig hergeht) nicht weit vom Leuchtthurm auf; es waren da etwa 20 Kanonen aufgepflanzt und auch Kugeln, Bomben und Granaten in massa, und von hier aus könnte man Schiffen und Stadt und ankommenden Feinden jedenfalls ein gehöriges Denkzeichen geben. Bin sonst kein Freund von Schießgewehren, habe in meinem Leben erst einmal eine Pistole losgeschossen und hätte auch dem Knechte des Malchus weder das rechte noch das linke Ohr abgehauen und kann weder die gezogenen, noch die ungezogenen Kanonen leiden — aber man sieht sich der Neugierde wegen auch mal solch' blutige Spielereien an. Auf einem Tramway (Pferdeeisenbahn) fuhren wir durch das bunte Treiben der via Balbi, welche mit ihren Verlän-

gerungen etwa $^3/_4$ Stunden lang von den Marmorpaläſten eingefaßt iſt. Genua iſt durch ſeine Paläſte berühmt, es hat auch einige hübſche Kirchen z. B. S. Annunciata, ein Säulenbau der Spaitrenaiſſance, ganz verſchwenderiſch ausgeſtattet, mit ſehr ſchönen Freskogemälden (Malerei à la Fresco iſt Malerei auf dem noch friſchen, feuchten Kalkmörtel mit Waſſerfarben an Mauern, Wänden und Decken ausgeführt) an denen Italien in ſeinen Kirchen, Klöſtern, Kapellen, Kirchhöfen und Gallerien überreich iſt. Von der Kirche, die wie faſt alle Kirchen Italiens von Bettlern mehr als hinlänglich bewacht iſt, ſtiegen wir den Berg hinan zur strada di circonvallazione a monte, um die ſchöne Ausſicht zu genießen. Doch vorher kehrten wir, weil auch der leidige, reſp. unleidige Magen ſeine Anſprüche geltend machte, auf der Bergeshöhe in einer Kneipe ein, die ſich trattoria del negro (zum Neger) nannte. An die Schönheit der Weinſchenken machen die Italiener keine großen Anſprüche; ſo eine italieniſche osteria (namentlich in Rom, Neapel) iſt nicht übertrieben reinlich, hat finſtere Wände, die ſchon lange nicht mehr den Gypſer geſehen, die Tiſche und Bänke ſind ſo gut oder ſchlecht, wie ſie eben der Schreiner mit ein ein paar Hobelſtrichen der Mutter Natur abgerungen hat. Manch luſtiger Vers iſt mit Kohle an die Wand geſchrieben, z. B. oggi non si da credenza, domani si, heute gibt man keinen Borg, morgen dann, eine gemüthliche Neckerei, da alle Tage heute iſt und das Morgen, an dem man borgt, niemals kommt. Aber den Wein, den man trinkt, den laßt mich loben! Welche Gluthen hat die ſüdliche Sonne in dieſen Wein gegoſſen! Die Negerkneipe in Genua war übrigens zierlicher, als manch andere und der Wirth auch ſonſt kein Unmenſch; denn er hat uns beiden für die Flaſche Wein, die wir tranken und Käs — vom berühmten capo di monaco (Mönchskopf) — und Brod nur 90 Centesimi lumpiges Kupfergeld abgenommen, was nach unſerm Geld 72 Pfg.

und mit Abzug von 10% Agio 65 Pfennige ausmacht. Beides, sowohl der Wein, als der Käse muß also in dieser Gegend wohlfeil sein, sonst haben der Neger und die Negerin nicht viel an uns verdient und das freundliche a rivedérla (auf Wiedersehen) hat er uns noch gratis dazugegeben. Immer weiter stiegen wir hinauf, und beim Sonnenuntergang genossen wir einen unbeschreiblich schönen Anblick über die Stadt. Ja wirklich schön lag sie da, die Genova soperba mit ihrem Hafen, mit dem ruhigen Meeresspiegel, mild beleuchtet vom Scheine der untergehenden Sonne, mit dem gewaltigen Häusermeere, in dem keine von den engen Straßen sichtbar war — Alles schien wie ausgestorben in der so lebendig bewegten Stadt. Da tönte auf einmal von allen Kirchen, Kirchlein und Kapellen das trauliche Ave Maria, der Engel des Herrn, so freudig und friedlich grüßend Maria die Himmelskönigin und die untergehende Sonne, das Sinnbild ihres göttlichen Sohnes. Ein kleines Mädchen rief aus dem 8. Stocke eines Hauses beständig: Papa, Papa — und das unermeßliche Meer, von der Hand Gottes und die Kirchen zum Lobe Gottes von Menschenhänden gebaut, sie wurden wie lebendig und riefen Papa dem Vater im Himmel zu. Und die weiche Stimmung der Abenddämmerung sie ergriff auch mächtig unsere Herzen, unwillkürlich falteten sich die Hände, um dem Geber alles Guten und seiner hl. Mutter zu danken, die uns bisher so gnädig beschützt und so manch Schönes und Herrliches uns hat sehen lassen. Lange noch standen wir oben, in Gedanken vertieft; wie schön muß es hier oben erst sein, wenn in üppiger Blüthe Orangen, Citronen, Cypressen, Oleander und die ganze südliche Vegetation sich entfaltet und wie majestätisch, wenn die Blitze das Meer erleuchten, die Stürme tosen und die Donner rollen!

Als wir in die Stadt wieder herabgestiegen waren, verloren wir uns absichtlich ohne Plan und Ziel im bunten

Treiben der Menschen, was auf mich wie das stundenlange Lesen oder Studieren Nachts bei der Lampe — zwar zwei Gegensätze, einen gleich wohlthuenden Eindruck macht. Alles geht da an Einem vorüber: der Lastträger mit dem kurzen Beinkleid, der geschäftige Kaufmann, der Stubengelehrte, der zwischen Feuer und Licht ein wenig seinen Büchern entrinnt, der Arbeiter, der Fremdling, der Matrose mit seinem blauen Wollhemd, die Genueserinnen mit dem langen, weißen um den Kopf gewickelten Schleier, der leger sich einherbewegende Soldat, der Priester, der Schiffer mit dem wachsleinenen Hut und der Bettler, nie zu vergessen im Lande Italien! Ein kleiner Knabe verfolgte uns mindestens 5 Minuten lang, jammernd, heulend und bettelnd. Wir ließen es darauf ankommen, wie lang sein Geduldsfaden sei und thaten, als ob wir ihn nicht sahen und hörten. Mit einem Eifer, der einer bessern Sache würdig gewesen wäre, sprang er immer mit, schließlich gab er nach und ich auch, er, indem er davonging, um wahrscheinlich bei einem Weichherzigern sein Glück zu probiren und ich, indem ich ihm einen kupfernen Vittorio Emmanuele gab. So war Beiden geholfen, der Kleine sprang lächelnd und fröhlich davon und wir hatten den Zudringlichen los und ein gutes Werk gethan. Doch schwerlich! bettelnden Kindern Geld zu geben, soll ein pädagogischer Mißgriff sein! Merkwürdig, wie die Buben in Italien so gern betteln.

In Rom sprangen uns oft mehrere nach und riefen, indem sie die erbärmlichsten Gesichter schnitten „un sordo (statt soldo = 5 Centimes) signore," wenigstens 20 Mal nach einander; ich habe Hunger, schrecklich Hunger, mein Vater ist im Spital, die Mutter krank, ich habe schon 4 Tage nichts mehr gegessen. Dabei deuten sie mit der kläglichsten Miene der Welt, wie das nur ein Italiener kann, auf den Mund und den hungrigen Magen und schauen Einen so wehmüthig an, daß man ganz vergißt, daß Alles über-

trieben und Comödie ist. Man trifft aber wirklich so viele ausgehungerte Gesichter, namentlich von Kindern und hört so viel von Noth und Elend. Manche Familien leben von den paar Sordi, welche ihre Kinder betteln, zu viel zum Sterben, zu wenig zum Leben. Sie sollen arbeiten, sagt man da wohl; aber wo ist die Arbeit? wer gibt ihnen solche? In Rom, Venedig und Neapel soll vielfach eine Armuth herrschen, wie sie kaum glaublich wäre, wenn nicht Personen, die sie mit Augen gesehen, sie uns geschildert hätten! In Rom, so erzählte mir ein Bekannter, sei vor nicht langer Zeit ein fremder Geistlicher durch den Ghetto, das bekannte Judenviertel gegangen und von einem jungen Israeliten um den obligaten Sordo angebettelt worden, und als er ihm und einem folgenden einen solchen gegeben, so sei er in 2 Minuten von 50 Judenbüblein umringt gewesen, die alle „un sordo signore" verlangten. Gibt man einem Jungen etwas, so steht er den andern Tag wieder da, er geht aber auch ohne Bitterkeit und sogar freundlich lächelnd fort, wenn man ihn mit einem un'altra volte (ein anderes Mal) abbezahlt.

Lästig sind die Bettler, die an den Kirchenthüren oft in stattlicher Anzahl stehen und jeden Hinein- und Herausgehenden ansprechen; da müßte Vielen, da man doch nicht Allen geben kann, das Beten und Kirchengehen noch mehr entleiden.

Zuletzt verirrten wir noch in Genua, wir kamen an unabsehbaren Lagerhäusern bei immer spärlicherer Beleuchtung vorüber, so daß es uns etwas unheimlich zu Muthe wurde und wir ernstlich die Hauptstraße wieder aufsuchten Endlich kamen wir in unsern Gasthof, müde und matt, wie man nur sein kann und ließen uns die Makkaroni und die Meerfische (pesce fritte) sehr gut schmecken. Mein Reisegefährte schlummerte schon längst, als ich ganz spät um Mitternacht, des Schreibens und Notirens auch überdrüssig

die Lichter löschte und immer noch vom Lärm auf der Straße beglückt, Leib und Seele, um mit dem Berliner zu reden, meinem Schöpfer empfahl.

---

6. Samstag, 8. Februar.

Genua, Spezia, Carrara, Pisa.

Early to bed and early arise makes the man healthy, wealty and wise, früh zu Bett und früh heraus, macht gesund, wohlhabend und weise, sagt der Engländer. Wir Genueser hatten diesmal eine andere Ansicht; spät erst kamen wir zum Hotel hinaus, um uns zuerst das 1862 errichtete, marmorene Columbus-Denkmal in der Nähe des Gasthofes und der Eisenbahn anzusehen. Christoph Columbus, der Entdecker von Amerika, ist ein Genueserkind und die Genueser dürfen mit Recht stolz auf ihn sein; er wurde, obwohl einige andere Städte um die Ehre sich streiten, unzweifelhaft in Genua geboren 1436 n. Chr.; sein Vater war ein Wollkrämpler. Wie selten einer hat Christoph Columbus erfahren, daß Undank der Welt Lohn ist. Zuerst verlachte man den Träumer, der bei den Staaten und Monarchen um die Gunst bettelte, ihnen eine Welt schenken zu dürfen und als er seinen Traum verwirklicht, schmälerte man sein Verdienst, indem man ihm die Originalität abstritt. Columbus starb auch (den 20. Mai 1506 im 70. Jahre) ohne die eigentliche Größe seiner Entdeckung kennen gelernt zu haben; bis zu seinem letzten Athemzuge glaubte er, nur eine neue Straße zu alten Ländern gefunden zu haben. Einem glücklicheren Nachfolger war es vorbehalten, zu ernten, wo Columbus mit seiner besten Lebenskraft gesäet, dem Lande, dessen Schwellen er zuerst betreten, den Namen zu geben.

Nicht blos die Mitwelt, auch die Nachwelt war gegen ihn undankbar, was wohl auch daher kommt, daß er ein

strenggläubiger Katholik, ein treuer Sohn seiner Kirche war und vor Begierde brannte, Jerusalem und das hl. Land christlich zu machen. Columbus, dessen Haare schon vor Unruhe und Sorgen im 30. Jahre schneeweiß waren, that nie etwas ohne Aufblick zu Gott; im Namen Jesu ließ er die Segel spannen; auf den Knieen betete er das Te Deum, als er Amerika entdeckt, streng hielt er die Fasten und Gebräuche der Kirche, sein Tagebuch beginnt in nomine Domini Jesu Christi, im Namen des Herrn Jesus Christus; täglich erschallten Muttergotteslieder auf seinen Schiffen; er starb im Franziskanerhabit des dritten Ordens, versehen mit den Sterbsakramenten unter den Worten: „In deine Hände, Herr, empfehle ich meinen Geist.“ In seiner Lebensart war er mäßig und einfach, beredt im Gespräche, einnehmend und leutselig gegen Fremde, im häuslichen Leben voll Anmuth und Liebenswürdigkeit.

Por Castilia y por Leon
Nuevo Mundo hallo Colon.

Für Kastilien und für Leon eine neue Welt fand Colon, lautet seine Grabschrift.

Seine Gebeine ruhten erst in Valladolid, wo er starb, 1536 wurden sie nach S. Domingo gebracht und dann 1796 nach Havannah, wie man seither glaubte. Im September 1877 entdeckte man die irdischen Ueberreste in der Kathedrale von S. Domingo; von dem berühmtesten aller Entdecker sind übrig einige Arm- und Beinknochen, geringe Fragmente der Kinnlade und des Schädels, eine Schichte von Staub auf dem Boden der Kiste. Wohin die Ketten gekommen, die man ihm mit in's Grab gegeben, ist ein noch ungelöstes Räthsel. Einige Bischöfe, namentlich der Kardinal-Erzbischof Donnet von Bordeaux, haben sich in neuerer Zeit Mühe gegeben, das Canonisationsverfahren in Sachen des Christoph Columbus einzuleiten, d. h. den Papst zu bewegen, ihn heilig zu sprechen. Was der Erfolg sein wird,

wissen wir nicht; aber Bewunderung ergreift Einen vor dem Denkmal des großen Mannes, der nicht blos den Weg zu neuen Erdtheilen, sondern durch Glaube, gute Werke, Kreuz und Leiden den Weg zum Himmel gefunden. Mir aber klang eine Jugenderinnerung in den Ohren, das Gedicht „Columbus von Luise Brachmann“, das ich mehr denn einmal als Höhererbürgerschüler deklamirt:

„Was willst du, Fernando, so trüb und bleich?
Du bringst mir traurige Mähr!“
„Ach, edler Feldherr, bereitet euch,
Nicht länger bezähm' ich das Heer!
Wenn jetzt nicht die Küste sich zeigen will,
So seid ihr ein Opfer der Wuth;
Sie fordern laut wie Sturmgebrüll
Des Feldherrn heiliges Blut.“

Vom Meeresfeldherrn zog es uns hin zum Meere selbst und zu einer Gondelfahrt zunächst mitten durch einen Wald von großen und kleinen Schiffen. Die kleine Schaluppe, von zwei Gondolieri geführt, fuhr anfangs ruhig dahin, vorbei an Schiffen aus allen Nationen, holländischen, russischen, österreichischen, französischen, englischen, deutschen, egyptischen. Je weiter man hinaus kommt, desto schöner wird der entzückende Blick auf die gethürmte Stadt, desto mehr schaukelte aber auch die Schaluppe, die im Vergleich zu den venetianischen Barken ziemlich kühne und verwegene Bewegungen machte, die uns Landratten (trotz des Zeller Sees) mehr imponirten, als den Genueser Schiffskapitänen. Wir stiegen, nachdem wir vergebliche Anstrengungen gemacht, auf ein amerikanisches Auswandererschiff zu kommen, um uns dasselbe einmal anzusehen, und nachdem wir von den zwei Barkenführern als Fremdlinge über die Ohren gehauen waren, nach einer etwa einstündigen Fahrt, an der Douane (Dogana) aus, wo ein ungemein reges Ein- und Ausladen stattfand. An der Börse vorüber suchten wir den Dom

von Genua zum hl. Laurentius auf, das bedeutendste mittelalterliche Gebäude der stolzen Meeresstadt, an dem die romanischen Elemente noch ziemlich unvermittelt neben den gothischen sich geltend machen. Das Portal der rechten Seite mit seinem fast hufeisenförmig geschwungenen Bogen und seinen korinthischen Kapitälen und Säulen macht auf den Beschauer einen ganz eigenthümlichen Eindruck. Das Innere bildet eine mächtige Säulenbasilika mit einer Kuppel vor dem Chor, das Langhaus ist dreischiffig; ein einheitlicher Plan ist weder innen noch außen durchgeführt; die prachtvolle Kirche hat verschiedene Restaurationen durchgemacht. An Marmorstatuen ist S. Lorenzo sehr reich. Natürlich besichtigten wir auch den Dogenpalast, der jetzt als Rathhaus verwendet wird, verschiedene Kirchen und verloren uns dann ganz in die engen und engsten Straßen, wo die Genueser Armen wohnen; die via dei servi z. B. ist nicht besonders reinlich, und was sonst bei uns in den Häusern geschieht, wird Alles auf der engen Straße abgethan, gewaschen, geputzt, geschustert, geschneidert, gekämmt, und ganz ungenirt suchten sorgsame genuesische Mütter ihre Sprößlinge, die man im Unwillen oft Lausbuben nennt, von dem ersten Theile dieses liebenswürdigen Ehrentitels zu befreien. Ein ganzer Rudel loser Rangen spielte sorglos zwischen Fuhrwerken mit Karten, die sie aber nicht zum Caeco-, Tarok-, Rams- oder Sechsundsechzig verwendeten, sondern sie wie wir in unserer Jugend die Knöpfe an die Wand warfen. Wessen Karte zunächst an der Wand war, der nahm die schmutzigen Karten in die Hand, schüttelte sie, warf sie in die Höhe und steckte diejenigen als gute Prise ein, die mit der gemalten Seite nach oben schauten. Die übrigen sammelte der zweite und so ging es unter Höllenspektakel weiter. Eine Kleinigkeit, was Kinder freut. Den Schulzwang scheinen die Buben nicht zu kennen; um diese Zeiten sitzen bei uns die Herren Buben in der Schule und

machen verständnißinnige Gesichter, wenn sie nicht gerade durch Unarten und Flegeleien den Lehrer ärgern. Die Genueser Rangen sahen übrigens sehr pfiffig drein und lernen auf der Straße, der Schule des Lebens, Manches, was man in keiner Schule lernt. Ich will übrigens der Unterrichtsfreiheit in diesem Sinne nicht das Wort reden, glaube aber sicher, daß unsere liebe deutsche Jugend viel zu lang auf den Schulbänken sitzt, was im Interesse des Familienbudgets in Sachen verrissener Hosen und im Interesse der Gesundheit jedenfalls zu bedauern ist. Ich unterschreibe auch nicht von allen Schulen das Urtheil, das einmal ein St. Galler Ultramontaner über die dortigen Schulen im Kantonsrath mit den Worten abgegeben: „Was sie brauchen, das lernen sie nicht und was sie lernen, das brauchen sie nicht“; aber ich meine Lesen, Rechnen und Schreiben sei für die meisten Buben und Mädchen genug. Dazu der Katechismus, die biblische Geschichte und eine gute hausgebackene christliche Erziehung — mein Liebchen, was willst du noch mehr? Es kommt vielleicht wieder eine Zeit, wo man allgemeiner diese Ansicht wieder mehr vertritt; man wird dann auch wieder weniger Klagen über die Verwilderung der Jugend hören.

Der Lärm in den engen Straßen Genuas ist an gewöhnlichen Tagen dem unserer Jahrmärkte vergleichbar; den Karnarienvögeln, Tauben und anderem Gethiere, das namentlich in Schuster- und Schneidersbuden unterm allzeit offenen Fenster hing, gefiel es recht wohl dabei.

Eine hübsch gelegene Kirche mit prächtiger Aussicht auf das Meer, weithin sichtbar, ist S. Maria di Carignano in griechischer Kreuzesform mit Centralkuppel auf vier riesigen Pfeilern erbaut. Das Innere überrascht durch die großartige Ruhe und Klarheit der Raumverhältnisse. Es war gerade ein diakonirtes Hochamt darin abgehalten worden; der Diakon sang das Ite missa est, als wir die

einzigen Besucher, (einen Knaben abgerechnet) hereintraten. Die Kirchen in Genua habe ich an diesem Samstage überall wenig besucht gefunden. Die genuesischen Polizeidiener sind sehr gravitätische Herren; sie tragen einen Stab, schwarzen Cylinder und langen Rock mit Knöpfen, wie bei uns die Herrschaftsdiener. Die Genueser haben eine Gallerie ähnlich wie die Galleria Vittorio Emmanuele in Mailand, nur lange nicht so reich, schön und großartig; sie nennen dieselbe nach dem Namen des Hauptfreischärlers Mazzini. Dieser Mazzini, der die revolutionäre Brandfackel in Italien, der Schweiz, Frankreich, England schürte und mit Ledru Rollin, Kossuth u. a. ein europäisches Revolutionskomite bildete, in Mantua, Mailand, Genua, überall Aufstände erregte und am 10. März 1872 in Pisa das Zeitliche segnete, war ja auch ein Genueser und anno 1805 hier als der Sohn eines Arztes geboren; er muß einen sonderbaren Begriff vom Papstthum gehabt haben, daß er im September 1847 ein Sendschreiben an Pius IX. richtete und denselben aufforderte, an der Spitze Italiens der Schöpfer einer neuen religiösen und politischen (Freimaurer-?) Civilisation Europas zu werden.

Beim Orsini-Attentat auf Napoleon III. (14. Jan. 1858), der als Kaiser nicht Alles halten konnte und wollte, was er als Carbonari versprochen, hatte Mazzini auch Antheil; als 61jährigen Mann 1866 begnadigte ihn den alten Verschwörer der von der Revolution gehobene Viktor Emmanuel, der sich von Gottes Gnaden König von Italien nannte. Alle 3: Mazzini, Napoleon und Viktor Emmanuel sind todt; Garibaldi lebt noch krank und alt zur Zeit, wo wir dieses schreiben, in Rom, besucht den König und wird von ihm besucht und schürt und hetzt, bis wieder irgendwo ein Feuerbrand los ist gegen Habsburg oder das Haus Savoyen.

Die Genueser haben ihren todten Landsmann Mazzini natürlich feierlich in Pisa abgeholt, in der Heimath begraben

und ihm ein Denkmal errichtet — zum Beispiel für Jung und Alt, daß es heutzutage, wo alle liberalen Zeitungen vor Loyalität überfließen, ein verdienstliches Werk sei, von Freiheit, Humanität und Glück zu reden und mit Meineid, Verrath und Meuchelmord zum Ziele zu gelangen. Dem Jesuitenorden schreiben die Revolutionäre fälschlich den Grundsatz zu: „der Zweck heiligt das Mittel" — sie aber handeln in Wirklichkeit darnach und machen es wie Jene, die „Dieb, Dieb" rufen, während sie die Hände in anderer Leute Taschen haben. Während man, dachte ich mir, Revolutionären Denkmale setzt, stellt man sich verwundert, woher die Attentate und die Attentäter kommen.

Nachdem wir noch verschiedene Paläste in Genua gesehen und bei unserm Wirthe Guiseppe Flecchia im empfehlenswerthen Hotel Londra 21 Franken zusammen bezahlt (Zimmer 6 Frcs., Lichter 1.50, Bedienung 1. 50, Abendessen und Wein 4.10, Kaffee mit Milch, Brod und Butter (was in Italien überall theuer ist) 3 Frank, Mittags für Cotelettes, Brod und Wein 3.40): sagten wir der stolzen Genua Lebewohl, um von 1—7 Uhr Nachts nach Pisa zu fahren. In den Wagen der 3. Klasse herrschte ein reges Leben; eine Italienerin sang zur Geige und fand viele Zuhörer. Auch italienische Rekruten sorgten für die nöthige Unterhaltung. Die Fahrt von Genua längs der Riviera di Levante nach Pisa ist eine der schönsten und interessantesten der Welt. Gleich beim ersten Tunnel ist eine Pyramide errichtet zum Andenken an die Abfahrt Garibaldi's nach Sizilien. Man fährt im Ganzen durch 38 Tunnels, immer am Meer hin; es war ein prächtiger, unvergeßlicher Nachmittag, die Luft war so mild, Alles schon grün, die Orangen, Zitronen, Pomeranzen hingen noch an den Bäumen, Garten an Garten reiht sich bei Nervi an, einer Bäderstadt mit etwa 6000 Einwohnern, die im Winter viele Fremde beherbergt. Namentlich Hals- und Lungenleidenden wird diese Station

als Kurort gegen chronische Katarrhe und Emphyseme empfohlen; Schnee fällt hier sehr selten (in Genua schon mehr) und Nebel kennen die guten Nervier nur dem Namen nach. Da sind wir Seehasen mit unsern Seenebeln doch glücklicher! Der Ausblick auf das Meer war wundervoll und die Hügel mit terrassirten Zipressen- Oliven- und Pinienhainen erhöhten die freudige Stimmung; auch blühende Bäume entzückten das Auge. Die Eisenbahn, durch mächtige Felsen gehauen, geht Stunden lang durch Tunnels und hart am Meer hin. Frauen wuschen da und dort an den Bächen barfuß.

In Rapallo wird besonders das Fest Maria Heimsuchung durch große Pilgerzüge gefeiert, und es muß sich vom Meere aus wunderschön ausnehmen, wenn Nachts die nahen Bergspitzen von Freudenfeuern zum Lob der Mutter Gottes erglänzen, welche die Italiener mit kindlicher Rührung verehren.

Die Stadt Chiavari (12,000 Einwohner) liegt malerisch, auch Lavagna mit seinen Schieferbrüchen, eine Stadt, aus der einige Päpste abstammen. So lang fährt man durch die Tunnels, die erst bei Spezia aufhören, daß ich eine ganze Stunde brauchte, um die Vesper zu beten, während man sonst in einigen Minuten sie vollenden kann. In Spezia kauften wir uns am Bahnhof ein Fläschchen italienischen Rothen mit sammt der Flasche um 50 Centesimi. Spezia ist eine ziemlich große Stadt (25,000 Einwohner), stark befestigt, an malerischer Biegung des Golfes und hat einen Hafen für die italienische Kriegsflotte, die sich so manche schöne Niederlage schon geholt hat. Auf einer Anhöhe liegt das ehemalige Kapuzinerkloster, das jetzt in eine Kaserne verwandelt ist. Fabriken und Kasernen sind ja die Klöster des 19. Jahrhunderts, wo aber nicht nach der Regel des hl. Franziskus, Ignatius, Benediktus gelebt und

gewirkt wird, sondern nach dem Reglement der Infanterie, Kavallerie und Artillerie.

Nach Spezia verließ die Bahn das Meer, es fing an zu dunkeln und zu regnen; in Italien wechselt die Witterung viel rascher, als bei uns; da gilt scheints auch vom Februar, was sonst das Sprichwort dem April nachredet

Herrengunst und Aprilen Wetter
Frauenlieb und Rosenblätter,
Würfel und der Karten Spiel
Verkehrt sich oft, wer's glauben will.

Eine Person, die an der Bahn her sich bewegte, hatte einen ganz gelben Regenschirm, wie das gewöhnliche Volk in Italien gerne die grellen und schreienden Farben liebt.

Bei Avenza zweigt die Bahn nach Carrara ab, einer Stadt von 24,000 Einwohner. Wer kennt nicht den karrarischen Marmor? Schon zu des Kaisers Augustus Zeiten wurden dort Steine gebrochen. Jetzt beschäftigen die Gruben über 6000 Arbeiter in 140 Werkstätten. 180,000 Zentner für zirka 6 Millionen Franken werden jährlich ausgeführt, der Rest wird in 40 Marmorsägereien schon in Carrara selbst verarbeitet. Gsell Fels führt an, daß vom statuarischen Marmor der Kubikmeter 300—1700 Franken kostet, vom gefleckten 160—350, vom geaderten 160—250 Franken. Etwa 800 Zentner Marmor werden täglich auf zirka 80 rohen zweiräderigen Karren von 600 Ochsen in die Stadt gezogen; in wildem Galopp jagen die Thiere die schmalen Straßen herab. Schnelligkeit ist überhaupt eine Eigenschaft italienischer Lastthiere.

An Massa, Pietra, Santa, Viareggio vorüber fuhren wir durch Nacht und Regen nach Pisa, eine Stadt von 50,000 Einwohnern am Arno gelegen. Pisa und Genua waren mächtige Rivalinnen im Mittelalter; im Jahr 1114 schlugen 300 Schiffe und 40,000 pisanische Kämpfer die Sarazenen bei den balearischen Inseln. Pisa's Reichthum

war sprichwörtlich und die 4 Hauptbaudenkmale sind jetzt noch beredte Zeugen dafür. 1284 wurden bei der Insel Meloria die Pisaner von den Genuesern entscheidend geschlagen und ihre Macht für immer gebrochen; 5000 Pisaner fielen, 16,000 wurden gefangen. „Wer Pisa sehen will, gehe nach Genua" — sagte man damals. Wir waren in Genua gewesen und wollten Pisa nun doch noch sehen und zwar seiner 4 Denkmale wegen. Freilich diese Nacht war es zu spät; wir kehrten im Hotel Nettuno ein, dessen Restauration — getrennt vom Hotel — mit Recht als eine der besten und feinsten gerühmt wird. Es waren viele Pisaner Studenten da, welche gerade damals zu jenen Studenten gehörten, die nicht studirten, sondern Collegia schwänzten, randalirten und dem akademischen Senate sammt seinem Syndicus bittere Sorgen verursachten. Man stellte uns eine große Flasche Chianti (trefflichen Rothen) auf den Tisch, etwa 1½—2 Liter haltend; wir tranken daraus nach Herzenslust und bezahlten zusammen 1 Frank, was uns als sündhaft wohlfeil vorkam, die wir gewohnt sind, für ein Viertele sauren Seewein 20—25 Pfennige zu bezahlen.

Jeder Gast bekommt eine solche Flasche aufgestellt; man trinkt soviel man mag; die Quantität des nicht vertilgten Weines wird dann gemessen oder gewogen und darnach die Rechnung gemacht. Auch die Speisen waren derart, daß wir diese Restauration mit Fug und Recht Jedermänniglich empfehlen können; ein Kellner im Frack hatte die liebenswürdige Gewohnheit hinter dem Rücken des Herrn mit einem Studio ganz wacker zu zechen. Nachher ergingen wir uns noch am Ufer des Arno, der sehr breit ist und traten um 10 Uhr noch in das Cafe del Ussero, wo sehr reges Leben herrschte. Die Italiener lieben den Kaffee und plaudern und erholen sich dabei des Abends; es muthet mich besser an, als das Bierkneipen, das bei uns Mode und ziemlich prosaisch ist. Abends schrieb ich noch eine

Korrespondenzkarte in Knittelversen an die Radolfzeller Gesellschaft, die alle Mittwoch und Sonntage zu einem harmlosen Spiele sich versammelt; ich führe dies deßhalb an, weil die Karte aus was immer für einem Grunde den Weg nach Radolfzell über London, Englands Hauptstadt, gemacht hat. Sie hängt zum ewigen Angedenken an ihre Irrfahrten zu Wasser und zu Lande hinter Glas und Rahmen. Ihr Anfang lautet:

Vom schiefen Thurm zu Pisa
Kommt diese Karte her,
Der schiefe Thurm zu Pisa
Paßt für die Spieler sehr.

---

7. Sonntag, 9. Februar.

Pisa und Civitavecchia.

Pisa, früher eine berühmte Handelsstadt, ist jetzt ziemlich todt und langweilig; einst spielte es eine Rolle in der Geschichte; Heinrich VII. wollte es sogar auf seinem Römerzug zur Hauptstadt Italiens machen; er starb aber plötzlich 1313 in Buonconvento nicht weit von Siena und liegt in Pisa begraben. Berühmt ist ferner Pisa durch seine Synode zur Beilegung des Schisma's in der Christenheit, wovon später die Rede sein wird, hauptsächlich aber berühmt durch seine 4 Baudenkmale: den Dom, den Gottesacker, die Taufkapelle und den schiefen Thurm. Es ist zwar offenbar übertrieben, wenn behauptet wird: „Wer Pisa nicht gesehen hat, hat Italien nicht gesehen"; aber unvergeßliche, durch alle künftigen Jahrhunderte berühmte Denkmäler sind diese 4 und ich habe sie viel großartiger gefunden, als ich mir vorgestellt. Alle 4 liegen nebeneinander, am äußersten Ende rechts der sog. schiefe Thurm. Ich habe mir, bevor ich nähere Studien darüber gemacht, unter dem schiefen Thurm ein altes, baufälliges Gemäuer vorgestellt, wo Dohlen, Raben, Fledermäuse und anderes unheimliches Ge-

fieber ihr Unwesen treiben und es fiel mir jeweils der passer solitarius in tecto (der einsechte Spatz auf dem Dache) et nycticorax in domicilio (der Nachtkrapp im alten Gemäuer) ein; statt dessen habe ich staunend einen achtstöckigen marmornen Bau gefunden, auf den die Pisaner mit Recht stolz sind. In reizvoller, melodisch bewegter Arkadenumrahmung steigt der freistehende cylinderische Thurm in 8 Geschossen auf. Im obern Geschosse hängen 7 melodisch gestimmte Glocken, von denen die schwerste 10,000 Pisaner Pfund wiegend der Neigung gegenüber hängt. Eine der Glocken, die zum Hochamte das Erste läutete, hat einen mächtigen Ton. Der Thurm ist 54 Meter hoch, die Breite der Mauer an der Basis des Bodens 4 Meter, am 2. Geschoß 2,^{7} m., am 3. 2,^{6} m., am 4.—7. 2,^{4} m. Der Durchmesser im Innern zu ebener Erde beträgt 7,^{3} m, im übrigen Cylinder 7,^{7} m. Die innere Abweichung von der senkrechten beträgt 3,^{4} m., die äußere 4,^{3} m.

Schief ist also der schiefe Thurm — und zwar nicht wenig. Gelehrte und Ungelehrte streiten sich noch bis zur Stunde, ob der Thurm schon anfangs mit Vorbedacht schief gebaut worden sei oder ob er erst im Verlaufe der Zeiten so geworden. Gewöhnlich nimmt man das Letztere an, der schlechte Boden habe eine Senkung veranlaßt, als man schon bis an's 3. Geschoß gekommen war, man wagte dann kühn den Bau der 5 obern Stockwerke durch künstliche Hintanhaltung des Uebergewichtes. Andere behaupten das Gegentheil, er sei schon anfangs schief projektirt gewesen. Die Pisaner dachten vielleicht, es muß auch nicht Alles gerade sein auf der Welt, und jedenfalls ist der schiefe Thurm berühmter geworden, als bei einem geraden dies der Fall gewesen wäre. Die Schiefe des Thurmes benutzte bekanntlich Galilei zur Begründung der Fallgesetze, indem er Kugeln von gleichem Durchmesser und verschiedener Dichtigkeit niederfallen ließ. Der schiefe Thurm ist übrigens

nicht der einzige in Italien, wohl aber der schönste; in Bologna werden wir 2 andere treffen. Obwohl die Aussicht sehr lohnend sein soll, gingen wir nicht hinauf, nicht aus Furcht, er falle zusammen, sondern weil die Zeit uns kurz bemessen, es Sonntag war und weil man auch nicht überall gewesen sein muß. Aber ein stereoskopisches Bild habe ich mir gekauft und freue mich immer noch daran. Der Thurm wurde im 12. Jahrhundert gebaut.

Links davon steht der Dom von Pisa, in dem ich — es war Sonntag Septuagesimæ — die hl. Messe las. In der Sakristei war eine ziemliche Anzahl Ministranten, die des Abends vorher viel erlebt haben mußten; denn sie wußten sich schrecklich viel zu erzählen, und obwohl ich sie ziemlich fest anschaute, nahmen sie wenig Notiz davon. Nach mir las ein Pisaner Herr, der sich offenbar an den Rangen nicht störte, die heil. Messe. Die italienischen Priester sprechen ziemlich vernehmbar nach allen Worten, die mit einem Leiselaut schließen ein e; sie sagen Dominuse vobiscume, corpuse, agnuse ꝛc., was Einen Anfangs stört, später gewöhnt man sich auch daran. Die italienischen Geistlichen lesen im Allgemeinen etwas rascher, als wir Deutsche. Auch hat Italien ziemlich viele Geistliche, und habe oft mir gewünscht, einige mitnehmen zu können, um dem bei uns herrschenden Priestermangel abzuhelfen. Die Geistlichen grüßen sich selbst nicht auf der Straße und werden auch von andern Leuten nicht oder nur höchst selten gegrüßt. In großen Städten stehen sich die Menschen auch ferner. Die Italiener ziehen überhaupt selten Hut oder Kappe; sie winken einander zu, grüßen mit den Augen und mit den Händen, und ich habe diese Methode sehr praktisch gefunden.

Die italienischen Geistlichen werden oft als ungebildet verschrieen und verschrieben; ich sehe nicht ein, warum wir Deutsche gerade gescheiter sein sollten; wir sitzen zwar

länger auf den Schulbänken, und wissen und sollten in verschiedenen Fächern mehr wissen, als unsere italienischen Collegen; aber in der Philosophie und was drum und dran hängt kann man z. B. auf italienischen Schulen kaum weniger lernen, als zu gewissen Zeiten auf unsern Lyceen gelernt wurde. Es wird mehr oder weniger gescheite Geistliche und weltliche Herren in Italien geben wie überall und es gibt wohl keine Nation, welche die Gescheitheit allein in Erbpacht genommen hat. Wir Deutsche nennen uns zwar gern die Nation der Denker; ich glaube aber, daß das ein altes Vorurtheil ist; ich kenne wenigstens sehr viele Deutsche, die mehr schwätzen, als denken. Die kathol. Geistlichen in Italien sollen der Mehrheit nach arm sein, wenigstens behauptete dies der Domkapellenmeister in Bologna, ein Geistlicher, der mir erzählte, er würde gern auch einmal reisen und Wien und Berlin sehen, aber er habe immer Ueberfluß an Geldmangel.

In mancher Beziehung haben wir deutsche Geistliche es viel besser, als die italienischen und ich glaube auch größeren Einfluß; in der Selbstverläugnung zu üben, haben wir hüben und drüben, diesseits und jenseits der Berge Gelegenheit genug. Zum Troste für mich und meine Standesgenossen möge hier ein Wort von Sebastian Brunner angeführt werden: „Der Priester kann dem Opfer nicht entgehen, er mag thun, was er will. Entweder erfaßt er sein Leben als ein Opferleben und ist zufrieden mit der Vorsehung, die ihn führt, auch auf Wegen, die ihm weniger behagen, d. h. die ihm nicht gefallen, auf welchen er dem natürlichen Willen nach nicht gehen wollte und dann bringt er ein Opfer; sein Leben steht im Einklang mit seinem Berufe. Oder er weicht von seinem Berufe ab, der wesentlich ein geistiger ist, weßhalb er auch ein Geistlicher genannt wird, und dann wird er ein Opfer des Ehrgeizes, der Habsucht oder einer andern finstern Leiden-

schaft. Seine innere Zerfallenheit, seine Unzufriedenheit, seine Unruhe ist aber im letzteren Falle bei Weitem größer, als bei einem Laien, der in die gleichen Sünden sich versenkt hat, weil er die Priesterweihe und mit ihr den Gedanken an seinen Beruf und die Vorwürfe des Gewissens nie und nimmer mehr los werden kann. Zwischen dem Opferbringen im Berufe und dem Opferwerden durch ein dem Beruf entgegengesetztes Leben ist aber natürlich ein himmelweiter Unterschied. Jener, welcher das Opfer bringt, hat in sich den Frieden; wer aber der Welt zum Opfer wird, hat in sich den Streit. Gott aber bringt man das Opfer, weil man im Bewußtsein des Opfergedankens lebt; der Welt aber wird man zum Opfer, eben indem man dem rechten Opfer auszuweichen sucht." Treffliche Worte, die z. B. im skandalösen Leben so mancher sog. staatskatholischer Priester der Schweiz eine grelle Beleuchtung finden. Der Pisaner Geistliche theilte nach der hl. Messe die heilige Kommunion aus und zwar betete er nachher zuerst die Antiphon O sacrum Convivium mit Versikel und Oration und gab dann den Segen mit der Hand. Bei uns herrscht hierin eine große Verschiedenheit; die Einen geben den Segen mit dem Ciborium, die Andern mit der Hand, die Dritten gar nicht; die Einen beten das Domine non sum dignus lateinisch, die Andern deutsch; Einheit wäre auch hierin eine schöne Sache.

Der Dom in Pisa ist mit dem in Florenz unstreitig eines der schönsten Baudenkmale der Welt, innen übertrifft er den Florenzer bei Weitem. Als die Pisaner 1063 unter Giovanni Alandi die sizilischen Sarazenen bei Palermo in einer Seeschlacht besiegten, faßten sie den Gedanken, Gott zu Ehren, zur Zier der Stadt einen Dom zu bauen — und diesen schönen Gedanken führten sie wundervoll aus. Gelasius II. weihte 1118 den Dom ein. Wie groß steht das Mittelalter da! Wenn jetzt eine Kirche gebaut werden soll,

wird Land auf Land ab gebettelt und ganz Deutschland baut seit langen Zeiten an der Vollendung der Dome zu Köln und Ulm und wird immer noch nicht fertig — im Mittelalter haben die Bürger einer einzigen Stadt die prächtigsten Dome gebaut. Darum heißt man das Mittelalter finster und unsere Zeit aufgeklärt. In der neusten Zeit muß man jetzt um so mehr Zucht- und Narrenhäuser bauen.

Ein ehrwürdiger, alter Lehrer von mir, der sel. Professor Baumstark in Freiburg, bei dem ich Geschichte der Philologie und Gymnasialpädagogik hörte, sagte oft, wenn er aufs Mittelalter zu sprechen kam, es solle keiner seiner Schüler ihm die Unehre anthuen und bei dem landläufig absprechenden Urtheil übers Mittelalter sagen, er habe dies bei ihm gelernt. Ich dachte an „den alten Baumstark", als ich vor dem Dome in Pisa stand. Das Innere des Doms ist von majestätischer Wirkung, ein fünfschiffiges Langhaus, dreischiffiges Querhaus; die Säulenpracht erhöht den gewaltigen, würdigen und doch heitern Eindruck; 100 Fenster, meist mit Glasmalereien erleuchten das Innere; der Dom in Florenz ist entschieden zu dunkel. 24 Säulen von den Inseln Elba und Giglio tragen über Kreisbögen das Mittelschiff zu Pisa, die Säulen der Nebenschiffe sind antik. Das Mittelschiff hat eine schöne vergoldete Holzdecke; der Fußboden unter der Kuppel ist mit kostbarer Musivarbeit geschmückt (Mosaik oder Musivbild ist ein Bild, das nicht mit dem Pinsel, sondern durch Zusammensetzung verschiedenfarbiger Steinchen gemacht ist; solcher Mosaikbilder gibt es in Italien, namentlich in Rom, Venedig so treffliche, daß man auf den 1. Blick meint, ein Gemälde vor sich zu haben). Die vielen Altäre sind von karrarischen Marmor, die Räume zwischen denselben sind mit 22 großen Leinwandbildern berühmter Meister ausgeschmückt. Eine Reihe trefflicher Oelgemälde, z. B. der hl. Agnes von Andreas del Sarto, schöne Fresken, und ein großes Mosaikgemälde der Chornische fesseln jeden Beschauer.

Leider habe ich die kolossal große Kirche trotz des Sonntags leer gefunden d. h. zu der Zeit, wo der Pisaner Geistliche und ich zelebrirten, waren nicht 6 Personen darin Die Italiener lieben übrigens zur Verrichtung ihrer Andacht die kleinen Kirchen, deren es in Pisa auch viele gibt; das Hochamt begann erst um 11 oder $11^{1}/_{2}$ Uhr und da war ich längst nicht mehr da. Ganz in der Nähe des Domplatzes wurde um 10 Uhr die Straße gekehrt; die Sonntagsheiligung dürfte also da nicht besonders streng gehandhabt werden. Nachmittags sahen wir bei Crosetto Ziegel brennen und Ziegel führen. Es geht mir nichts mehr gegen den Strich, als die Entheiligung der Sonn- und Feiertage, die auch bei uns in Deutschland, namentlich in protestantischen und lau katholischen Gegenden immer mehr einreißt. Sünden gegen alle möglichen Gebote Gottes sind natürlich auch Sünden, oft viel schwerer, als die Sonntagsentheiligung — die letztere aber ist mir immer als eine besondere Gottlosigkeit vorgekommen. Darum betrachte ich die Aufforderung zur Heiligung der Sonntage immer als das Ceterum censeo, und ich halte fast keine Schule, keine Predigt, keine Christenlehre, keinen Zuspruch wo immer, wo nicht irgend etwas von der Sonntagsheiligung vorkommt. Ich glaube, daß das zeitliche Wohl der einzelnen Menschen, der Familien, der Gemeinden, der Kreise, Länder und Staaten von der Sonntagsheiligung abhängt; ein religiöses Leben ist ohnehin ohne Sonntagsheiligung nicht denkbar. Ich habe zwar das Schwabenalter noch nicht hinter mir, aber doch schon mehr als einmal gesehen, daß die Sonntagsarbeit Familien ruinirt hat; es ist unrecht Gut, was man am Sonntag erwirkt, und unrecht Gut gedeiht nicht. Und wenn ich da und dort an Handwerksbuden vorbeigegangen bin, nicht in Italien, sondern in Deutschland, wo gehämmert, geklopft, geschustert, geschneidert wurde, so habe ich schon oft gedacht: Du bist auch noch nicht reich gestorben. Erst dieser Tage

habe ich wieder gelesen, wie streng, ja übertrieben streng der Sonntag z. B. in London gehalten wird. Vordem waren die Geschäfts- und Verkaufslokale nur an den Sonntagen geschlossen, jetzt schon Samstag Abend bis Montag um 9 Uhr, wo man erst in London aufsteht zum Geschäfte. Und während dieser Zeit gibts kein Journal, kein Geschäft und ist die Lambard Street und selbst das Meer ausgestorben, ganz London ist wie ein verlassener Friedhof. Das ist übertrieben und nährt die Langweile, von der Dumas behauptet, sie sei zu London an einem Sonntage auf die Welt gekommen, und oft den Müßiggang; aber es liegt darin, und wenn auch nur äußerlich die Anerkennung: das ist der Tag des Herrn, das ist der Ruhetag. Freilich machen in London von den 4 Millionen Menschen viele den Tag des Herrn zu einem Tage des Müssiggangs und des Lasters — aber daran ist nicht der Sonntag, sondern die verkehrten Menschen schuld.

Nicht einmal Gesellschaft sieht man am Sonntag bei sich: Jedermann zieht sich in den Schooß seiner Familie zurück und vermeidet es selbst Besuche zu machen. Und erscheint ein Fremder am Sonntag zu Besuch, so sieht man es ihm nur nach, weil er ja mit den Lebensgewohnheiten nicht vertraut ist. Es gibt kein öffentliches Leben und das Familienleben ist auf den engsten Kreis beschränkt und alles Geschäft ruht bis Montag, um dann bis Sonnabend desto emsiger betrieben zu werden.

In London herrscht, wie nirgends in der Welt in den Hauptstraßen ein Menschengewühl; am Samstag Abend, am Sonntag ist Alles ausgestorben. Die Omnibusfahrten sind auf das geringste Maß beschränkt und haben erhöhte Preise; Jedermann tritt sogar ruhiger und stiller am Sonntag auf.

Die Italiener halten im Allgemeinen den Sonntag nicht schlecht; in Bologna habe ich die meisten Kirchen-

besucher im Dome gefunden. In Rom gibt es so viele Kirchen, daß man sich über den Kirchenbesuch kein Urtheil bilden kann; man rühmt die Frömmigkeit vieler Römer.

Gern hätte ich im Dom zu Pisa eine italienische Predigt angehört, erfuhr aber zu meinem Leidwesen, daß keine gehalten werde. Von Dreikönig bis Aschermittwoch haltet man vielfach in Italien Predigtferien; von Aschermittwoch bis Ostern wird dagegen z. B. in Rom in manchen Kirchen alle Tage gepredigt.

Der Dom in Pisa ist geschichtlich auch dadurch berühmt, daß im Jahre 1409 darin die bekannte Synode von Pisa, welche einige fälschlicher Weise zu einem allgemeinen Conzil machen wollten, stattgefunden hat. Der Schluß des 14. und der Anfang des 15. Jahrhunderts sahen das traurige Schauspiel, daß zwei Päpste einander gegenüberstanden. Da weder Benedikt XIII., noch Gregor XII. zur Ausgleichung des Schisma's sich geneigt zeigten, so beriefen die Mehrzahl der Kardinäle, unterstützt von weltlichen Regierungen, auf den 25. März 1409 ein sog. Conzil nach Pisa, sie setzten beide Päpste ab und wählten den Kardinal Philargi als Alexander V. zum Papste; er war streng in seinen Sitten, als Bischof reich, als Kardinal arm, als Papst durch übermäßige Freigebigkeit ein Bettler. Er war vom besten Willen beseelt, fand aber nicht viel Anerkennung; Spanien und Schottland hielten zu Benedikt, König Ruprecht von Deutschland zu Gregor, und verwundert sah nun die Christenheit, daß sie drei Päpste hatte. Das Conzil von Pisa, das zweifelsohne den allgemeinen Conzilien nicht beigezählt werden kann, war ziemlich erfolglos. Die Schuld daran lastet aber, wie Bischof Hefele sagt, nicht auf den Vätern des Conzils von Pisa, das haben vielmehr jene Fürsten zu verantworten, welche den lauten Ruf der Christenheit gering achtend, nach Gunst und menschlicher Willkür über den Einheitsstuhl zu verfügen sich erdreisteten,

und die Zwietracht nährten, statt sie, wie die Väter von Pisa erwarteten, mit dem heiligen Arme der Gerechtigkeit zu erdrücken und zu ersticken. Als Alexander bald flüchtig in Bologna gestorben war, wurde Johann XXIII. gewählt, dessen Sitten mit seiner hohen Würde nicht im Einklang stunden.

Das Conzil von Constanz (1414) forderte alle drei Päpste auf, freiwillig zu resigniren; Johannes und Benedikt wurden abgesetzt, Gregor legte sein Amt freiwillig nieder — und der gelehrte, milde und ausgezeichnete Kardinal Otto Colonna wurde als Martin V. zum rechtmäßigen Papste in Konstanz gewählt.

War auch in dieser Verwirrung die Christenheit unter zwei oder gar drei Päpsten geschieden, so war man doch über nichts so sehr einverstanden, als über die Nothwendigkeit, daß ein Papst als Oberhaupt der Kirche regieren müsse. Nur über die Person, die Trägerin dieser Würde, war man verschiedener Ansicht. Uebrigens ging auch in diesem Falle, wo keiner der sich entgegenstehenden Päpste für rechtmäßig allgemein angesehen war, die der Kirche von Christus gegebene Verfassung keineswegs zu Grunde. Wie nämlich ein Königreich, indem man sich zufällig über den Thronerben eine Zeit lang nicht einigen kann, deßhalb doch seinen monarchischen Charakter nicht verliert, so verlor auch die Kirche, obschon man sich über das sichtbare Oberhaupt nicht verständigen konnte, keineswegs ihren Charakter der Einheit. Oder es müßte denn behauptet werden, die Kirche gehe zu Grunde, so oft durch den Tod des Papstes der Stuhl Petri erledigt ist. Ferner gingen alle Ansprüche, welche die streitenden Päpste auf Rechtmäßigkeit machten, zuletzt auf die Person Martins V. über und so trat dieser auch noch als der unzweifelhafte Erbe aller wenn auch zweifelhaften Ansprüche mit dem letzten allgemein anerkannten Papste ebensowohl in Verbindung, als Jemand, auf

den verschiedene Kronprätendenten ihre Ansprüche übertragen würden, der Nachfolger des letzten allgemein anerkannten Monarchen sein würde. (Wilmers.)

Auch am Dome zu Pisa sahen wir noch eine Einladung an die cattolici Pisani zum anniversario di Pio IX.

Aber nun zum Campo Santo, dem Pisaner Friedhof. Die alten Chroniken erzählen, daß im 11. Jahrhundert der Pisaner Erzbischof Ubaldo de Lanfranchi nach der Schlacht bei Ptolemais in seinem Schiffe eine große Ladung Erde vom Kalvarienberg mit nach Hause genommen, in der Absicht, sie zur Anlage eines Campo Santo (Friedhofes) zu verwenden. Dieser Friedhof, ein edler gothischer Bau, gehört nun zu den größten Kunstwerken der Welt. An der südlichen Außenwand steht die Inschrift: „Wer hier begraben wurde und Buße gethan, wird das ewige Leben besitzen". Die Wirkung beim Eintritt (die Anlage bildet ein Rechteck) in den hl. Raum ist eine tief ergreifende — der stille Ernst des Friedhofes und die Hoffnung der Auferstehung und des Wiedersehens tritt Einem unwillkürlich vor Augen. Alle Kunstwerke sind von weißen Marmor mit blauen Bändern, von Marmor ist auch der Boden des rechteckigen Korridorumgangs, der an die Klosterkreuzgänge erinnert.

An den Wänden sind die weltberühmten Freskobilder, zum Theil von Benozzo Gozzoli; leider hat auch an ihnen der Zahn der Zeit genagt. Dargestellt ist das Leben Christi: Auferstehung, Himmelfahrt, dann der Triumph des Todes, Gericht, Hölle (von ergreifender Wirkung). Beim Gerichte ist besonders Salomon auffällig, der nicht weiß, ob er auf die rechte oder linke Seite gehört und ein Mönch, der aus der Schaar der Auserwählten bei den Haaren zum Reich der Verworfenen hinübergezogen wird. Es wird wohl ein ausgesprungener, abgefallener sein! Berühmt sind sodann die Darstellungen aus der Geschichte des alten Testamentes von Noe bis Goliath. Viele historisch berühmte Männer und

Frauen liegen da begraben oder haben wenigstens Denkmäler da, z. B. der Anatom Berlinghieri, der Kaiser Heinrich VII. von Luxemburg, die Gräfin Beatrice, gest. 1076, Mutter der Markgräfin Mathilde von Toscana. Die Inschrift ist bekannt und lautet:

Quamvis peccatrix
Sum domna vocata Beatrix,
In tumulo missa
Jaceo quae comitissa.

Zwar eine Sünderin, heißt mein Name „Beseligerin", im Sarge eingeschlossen liege ich die von Grafen entsprossen. Cavour hat hier auch ein Denkmal und eine Büste als Begründer der italienischen Auferstehung und Größe. Draußen bettelte ein Blinder in allen Sprachen; sogar einige Worte in Deutsch schilderten seine gedrückte Lage.

Gegenüber der Hauptfaçade des Doms liegt endlich das 4. Baudenkmal, die Taufkirche, il battisterio ein prachtvoller Kuppelbau in drei Geschossen von weißem Marmor mit blauen Leisten. 34,000 Familien steuerten zu diesem brillanten Baue bei. In der Mitte der Kirche steht majestätisch der achteckige marmorne Taufbrunnen und auf der Seite die herrliche Marmorkanzel von Nicolaus von Pisa gefertigt. Hier werden die Kinder von Pisa und der Umgegend alle getauft. Solche freistehende Taufkirchen hat Italien noch manche z. B. beim Lateran in Rom, beim Dom in Florenz, in Padua und anderwärts.

Die Taufkirche hat auch ein berühmtes Echo; bemerkenswerth ist die Wirkung der Ellipsen der Rotunde des Baptisteriums auf die Reflexion der Tonwellen. Ein rein und leise angestimmter Grundton klingt wunderbar im Akkord aus, ein Wort zur Höhe bildet ein ergreifendes vieltöniges Wiederhallen. Der Sakristan singt sehr schön und rein und erhält dafür seinen Franken.

Auf dem Heimweg zu unserm Wirthshaus bin ich noch einem Pisaner Verschönerungskünstler in die Hände resp. unters Messer gerathen. Glücklich Diejenigen, welche sich in Italien nicht müssen rasiren lassen. Denn diese Künstler maltraitiren Einen förmlich. Von der Eleganz und Grazie, womit ein deutscher Rasirer einen einseift, von der Kühnheit des leichten Zuges mit dem Messer ist keine Spur vorhanden. Obwohl ich nicht sehr schwer zu rasieren sein muß, hat der Pisaner Doktor mich eine geschlagene Viertelstunde förmlich geschunden; bald stand er vor, bald hinter, bald neben mir; bald fuhr er mit dem Messer hinauf, bald hinunter, in die Kreuz und Quer, so daß mein sorgsamer Reisebegleiter anfing, für mich zu fürchten.

In Rom ist es nicht viel besser gegangen; am glimpflichsten bin ich in Florenz davon gekommen. Für die Schinderei beanspruchen sie 50 Centesimi; denn der Arbeiter ist seines Lohnes werth.

Uebrigens darf ich noch Gott danken, daß es mir nicht erging, wie einem meiner spätern Reisekollegen, dem lieben Schlesier, wie wir ihn nannten, einem Kreisvikar Noak aus Schömberg. Von diesem lieben Herren wird auch später noch die Rede sein; für heute nur soviel, daß er in Loretto sich verschönern ließ, und nachdem er rite et recte eingeseift war, fuhr ihm der Rasirer mit dem Daumenfinger, ehe er sich's versah, in den Mund, um die Falten des Gesichtes von Innen zu glätten. Mehr naiv in der That, als appetitlich! Wir haben oft und viel ob dieses Abenteuers gelacht, wußte doch der Confrater Schlesier, der allein nach Rom reiste, ohne nur ein Wort italienisch zu können, diese und verschiedene andere Räubergeschichten so orginell und humoristisch zu erzählen!

Doch nun Ade mein liebes Pisa mit deinem schiefen Thurm und deinem sonoren Sakristan; wir haben heute noch 8 Stunden im Eisenbahnwagen zu sitzen, um nach

Civitavecchia zu fahren. Am Bahnhof trafen wir einige deutschsprechende Herren und Damen, deren Vorfahren im Bezirksamt Jerusalem zu Hause waren und einen Herrn und drei Damen aus Thüringen. Der alte Herr war über Italien ganz entzückt; nur die verschiedenen Trinkgelder wollten ihm nicht recht einleuchten. Er hatte sein Gepäck am Bahnhof abgegeben und an nicht weniger als 5 Personen dafür Trinkgelder verabreicht. Einen sechsten hatte er soeben abgefertigt, der aus weiß Gott was für einem Titel seinen Anspruch ableitete; der Eisenbähnler sprach italienisch, der Thüringer deutsch, beide etwas laut, sie verstanden einander nicht und verstanden einander doch. Schließlich gab eine Dame dem Ungestümen einen Sordo, den er aber voll Indignation zurückwies und von dannen ging; sein Stolz war tief gekränkt. Die Fahrt von Pisa nach Civitavecchia ist lang und langweilig; man fäyrt meist durch eine baumlose, moorige Ebene; die Mallaria, das bekannte Fieber, haust im Sommer hier sehr. Vis à vis von der Stadt Follonica, dem berühmtesten Eisenwerke Toscana's liegt die Insel Elba, 4 Quadratmeilen groß, welche Napoleon I. nach seiner Abdankung als souveränes Fürstenthum erhielt und dort vom 4. Mai 1814 bis 26. Februar 1815 lebte; jetzt gehört Elba zu Italien. In dieser Gegend werden viele Sardellen gefangen.

Am Bahnhof Civitavecchia waren das erste Mal auf unserer Reise keine Omnibus und schlechte Beleuchtung; doch konnten wir soviel sehen, daß eine Reihe zudringlicher Gepäckträger uns belagerten; es wurde Einem daher ganz unheimlich zu Muthe ob dieser Zudringlichkeit, die jedoch an meinen hartnäckigen Entschluß, fremde Hilfe nicht zu beanspruchen, schließlich scheiterte. Wir hätten diese Nacht noch nach Rom kommen können; aber wir wollten Nachts nicht in ein Privathaus einfallen und auf das Vergnügen nicht verzichten, die ewige Stadt das erste Mal beim Tage zu sehen.

In Civitavecchia logirten wir im Hotel Orlando, die Meerfische behagten uns besser, als der wüste Fastnachtslärm, der in allen Straßen ertönte. Auch das große Schlafzimmer hatte etwas Unheimliches — den Eindruck brachten wir nicht mehr los, obwohl er eigentlich nicht begründet war.

Der Gedanke: „Morgen in Rom" beruhigte theilweise wieder unsere durch die lange Fahrt aufgeregten Nerven.

---

8. Montag, 10. Februar.

Civitavecchia, Rom.

Campo santo, St. Peter, Janiculus, Maria in Trastevere. Civitavecchia, eine Hafenstadt von etwa 12,000 Einwohnern hat einen kleinen schönen Hafen für die Kriegs und Handelsschiffe und berühmte Festungswerke; die französische Flotte, die zum Schutze des Papstes in den 60gern Jahren vorhanden war, zog bekanntlich mit dem Rest der französischen Soldaten im August 1870 hier ab; am 4. August 1870 verließen die ersten, am 6. die letzten Franzosen den Kirchenstaat; genau an denselben Tagen wurden die Franzosen bei Weißenburg und Wörth zum ersten Mal von den verbündeten Deutschen geschlagen und kaum einen Monat darauf war Napoleon schon abgesetzt und gefangen. Es gibt eine Vergeltung schon auf dieser Welt, und die Weltgeschichte ist auch eine Art Weltgericht.

In Civitavecchia las ich in der Kirche zum hl. Franziskus, die Pius VI. vollendete, die hl. Messe; 9 Canonici beteten im Chore das Brevier. Civitavecchia hat ziemlich enge und schmutzige Straßen, auch viele kleine Kirchen. Nicht wenige Frauenzimmer liefen den ganzen Morgen in einem Neglige herum, das ihnen im Breisgau ganz sicher den Ehren=

titel „Schlampen“ eintragen würde. Die Gegend muß im Sommer ziemlich ungesund sein. Was mich sehr ansprach, waren eine Reihe Votivbilder der Mutter Gottes an den Häusern; davor brannte auch unter Tags ein Licht. Die Mutter Gottes steht bei den Italienern hoch im Ansehen und es muß darum die Römer sehr empört haben, als in der diesjährigen Fastenzeit ein abgefallener, protestantisch gewordener Mönch Ribetti die Unverschämtheit soweit trieb, an allen Straßenecken Roms ein Plakat anzuschlagen, in welchem er unter der Ueberschrift: la Madre di Dio è la eresia per eccellenza (die Mutter Gottes ist die Haeresie par excellence) zu einer jener protestantischen Konferenzen oder Vorträge aufforderte, mit denen man in Rom für das „reine Evangelium“ Propaganda zu machen sucht. Und diesen öffentlichen Angriff auf die katholische Kirche, diese Schmähung ihres Dogma's duldete die italienische Regierung, deren erster Verfassungsparagraph die „katholische Religion die alleinige des Staates“ nennt, duldete die italienische Regierung, welche Freiheit und Unabhängigkeit dem Papste versprochen, aber nicht verhütet hat, daß die hl. Gottesmutter unter den Augen des Papstes geschmäht und gelästert wird. Die brennenden Lichter vor den Madonnabildern in Civitavecchia erinnerten mich lebhaft an meine Heimath und Vaterstadt, wo am Hause meines Großonkels wenigstens an Samstagen zur Ehre der Mutter Gottes immer ein Licht brannte. Ob's unter dem jetzigen Besitzer noch so ist, weiß ich nicht. In Rom aber habe ich in Privatwohnungen oft Muttergottesbilder gesehen und eine brennende Lampe davor. Auxilium Christianorum ora pro nobis, du Hilfe der Christen bitte für uns! Wir trieben uns, da der Zug erst nach 11 Uhr abfuhr, lange am Hafen und auf dem Markte um; es war uns nimmer wohl — die Sehnsucht nach Rom war mächtig geworden und mit dem italienischen Dichter rief ich aus:

Amo l'Italia e il suo bel ciel stellato
E l'Alpe e 'l mar che le fa specchio in giro:—
Ma Roma, ah Roma! ove da Dio locato
Il suo Vicario regna, è il mio sospiro!

Italien lieb' ich, seines Himmels Zelt,
Die Alpen, rings des Meeres Spiegelrand,
Doch Rom, ach Rom! wohin sich Gott bestellt
Den Papst, dort ist mein Seufzen hingewandt.

Man fährt von Civitavecchia noch eine ziemliche Strecke in öder Gegend am Meer hin, dann durch die römische Campagna mit ihren Ochsen- und Büffelweiden und Waldungen, über die schmutzige Tiber, von der man in der Jugend schon soviel geträumt; endlich zeigt sich das Albaner- und Sabinergebirge, St. Paul außerhalb der Mauern, die Cestiuspyramide, die Porta S. Paolo, der Aventin, die via Appia, die Façade des Laterans, das hl. Kreuz, die Porta Maggiore — wir sind in Rom. Der Bahnzug steht, wir setzen den Fuß auf den geheiligten Boden von

Rom

am 10. Februar 1879, Nachmittags um 1/22 Uhr. Sei mir gegrüßt du hl. Rom, du Mutter der Martyrer, du Wohnung der Apostel, du goldenes Roma! Welche Gedanken überwältigen unsern Geist, wenn wir das erste Mal die Siebenhügelstadt, die vor 2632 Jahren (753 v. Chr.) gegründet wurde, betreten, diese Stadt, welche durch ihre Stärke einst den Erdkreis sich dienstbar machte, aber dann durch die Religion der Liebe die weit bewunderungswürdigere Herrschaft über die Geister des Erdkreises üben sollte. Einst bekämpfte Rom mit dem eisernen Schwerte die Völker, jetzt bekämpft es mit dem Schwerte der Wahrheit die Irrthümer und Laster; Einheit der Macht machte es einstens stark, Einheit im Glauben macht es jetzt unüberwindlich. An die Stelle der gefürchteten Kaiser trat der väterliche Stellver-

treter Christi, welcher in seiner Wehrlosigkeit weit herrlichere Triumphe feiert, als die Triumphe der Cäsaren waren; an die Stelle des einstigen Senates trat das ehrwürdige Kardinalskollegium; anstatt der gefürchteten römischen Kriegsheere sendet jetzt Rom seine Missionäre aus, um die Welt Christo zu erobern. Von den sieben Hügeln aus gingen einst die Gewaltsprüche der Cäsaren, welche über das zeitliche Schicksal der Völker entschieden; von denselben 7 Hügeln gehen jetzt die unfehlbaren Wahrheitssprüche des Statthalters Christi, von deren gläubigen Annahme das ewige Heil der Seelen abhängt.

Ja, Rom ist eine bedeutende Stadt, bedeutender als Paris, London, Wien und Berlin, unstreitig die bedeutendste Stadt der Welt: terrarum Dea, gentiumque Roma, cui par est nihil et nihil secundum.

Ich erinnere mich mit Freuden der Worte, welche der Rektor von Campo Santo in Rom, Monsignore de Waal in der ersten öffentlichen Generalversammlung der kathol. Vereine in Freiburg 1875 über Rom gesprochen: „Wo gäbe es etwas Größeres und Ehrwürdigeres für uns als Rom? Rede ich zu einer Versammlung von Künstlern, Rom ist ihnen die Bewahrerin der höchsten Kunstschätze, die Pflegemutter der größten Meister, Rom ist ihnen eine ideale Stadt. Rede ich zu P h i l o l o g e n, ihr Livius, ihr Horaz, ihr Cicero hat das alte Rom mit dem Glanze der Unsterblichkeit gekrönt. Rede ich zu Männern der G e s c h i c h t e — die Gründung und Entwicklung der Stadt, ihre Gesetzgebung und Verfassung, die Macht der Imperatoren, die Weltstellung Roms im Mittelalter, das Alles erhebt in ihrem Geiste Rom zur Fürstin aller Städte . . . . Dem Katholiken aber ist Rom — wo finde ich nur das Eine, Alles in sich begreifende Wort — dem K a t h o l i k e n ist Rom das, was dem Menschen das Herz ist, von dem das Blut und die Wärme und das Wachsthum ausströmen in die Glieder,

in welches wiederum alle Glieder ihr Blut, all ihr Fühlen und Empfinden in unaufhörlicher Wallung entsenden, getrennt von dem aber jedes Glied absterben muß trotz aller — Berliner Apotheke. Aber Rom ist uns noch mehr als das Herz — es ist das übernatürliche Centrum unseres Lebens. Wie unser katholischer Glaube ein übernatürlicher, ein heiliger, ein ewiger ist, so theilt auch Rom diesen Charakter. Rings um die Stadt erhebt sich in weitem Umkreise in den Martyrern der Katakomben die strahlende Mauer von Rubinen und Smaragden; ihre Straßen sind geweiht durch die Schritte so vieler Heiligen aller Jahrhunderte, die in Rom gewandelt und gewirkt haben. Rom ist auch die ewige Stadt, so nennen sie Alle, Katholiken und Nichtkatholiken. Warum ist sie es? Babylon und Ninive und das hundertthorige Theben und Carthago, die größten Städte des Alterthums sind zu Grunde gegangen; ihre Mauern, ihre Gesetze, ihre Kunstwerke haben sie nicht vor dem Untergange gerettet. Rom, das christliche Rom, hat mehr Feinde vor und in seinen Mauren gesehen, als je eine Stadt der Welt. Die Gothen und Vandalen haben es zerstört, die Sarazenen haben es geplündert, die Normannen in Brand gesteckt, die Landsknechte Bourbons suchten im Bunde mit Ueberschwemmungen und Seuche die Stadt zu vernichten; keine Stadt ist so oft von Pest, Wasserfluth und Erdbeben heimgesucht worden, wie gerade Rom. Und warum ist es nicht zu Grunde gegangen? Weil es die Hauptstadt der katholischen Kirche ist."

Rom heißt auch das heilige Roma. Es ist allerdings auch nicht Alles heilig in Rom und nicht Alles Gold, was glänzt; aber den Ehrentitel „heilige Roma" verdient die Stadt doch in mehr als einer Beziehung. Sie ist heilig, weil sie die Grabstätte der hl. Apostel Petrus und Paulus ist, weil in ihr viele Millionen Martyrer ihr Blut vergossen haben. Rom hat die meisten Reliquien der Hei-

ligen; in keiner Stadt der Welt sind so viele hl. Bekenner, Büßer, Jungfrauen, Wittwen begraben, als in Rom; in keiner Stadt der Welt werden so viele heilige Messen gelesen, als in Rom; in keiner Stadt der Welt wird also mehr das hl. Opfer des neuen Bundes dargebracht, als in Rom. Im Rom lebt auch der heilige Vater, der sichtbare Stellvertreter Gottes, der rechmäßige Nachfolger des hl. Petrus, zu dem Christus der Herr gesprochen: „Du bist Petrus, der Fels und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches geben; was du binden wirst auf Erden, das soll auch im Himmel gebunden sein; was du lösen wirst auf Erden, das soll auch Himmel gelöset sein."

Als Luther, der an der unglückseligen Kirchenspaltung schuld ist, als Augustinermönch nach Rom kam, war er vom gewaltigen Eindruck ganz hingerissen. In seinen Tischreden, welche Hunderte von Protestanten nicht kennen, die uns Luther wie er leibt und lebt zeigen, sagt er darüber: „Da ich Rom zuerst sah, fiel ich auf die Erde, hub meine Hände auf und sprach: Sei gegrüßt, du heiliges Rom! Ja, rechtschaffen heilig von den hl. Martyrern und ihrem Blute, das darin vergossen ist." An einer andern Stelle sagt er: „Daß die römische Kirche von allen andern geehrt sei, ist kein Zweifel; denn daselbst St. Peter und St. Paul, 46 Päpste, dazu viel hunderttausend Martyrer ihr Blut vergossen, die Hölle und Welt überwunden, daß man wohl begreifen mag, wie gar einen besondern Augen—Blick Gott auf dieselbe Kirche habe."

Später freilich war ihm der Papst der Antichrist, die römische Kirche die babylonische Hure u. dgl. Die Kirche war dieselbe geblieben, der Gottesmann von Wittenberg hatte sich geändert.

Doch wir sind ja noch immer am Bahnhof! Eine

Korrespondenzkarte hatte einen deutschen Priester, einen ehemaligen Schüler von mir an denselben beordert, um uns nach Campo Santo zu geleiten, in ein Hospiz der Deutschen beim Vatikan, so ungefähr 1½ Stunden vom Bahnhof. Dieser junge Geistliche, Johann Baptist Jordan mit Namen, von Gurtweil bei Waldshut gebürtig, war einstens mein Schüler gewesen und sollte nun in Rom zur Abwechslung mein Führer und Lehrer werden.

Es sind jetzt etwa 10 Jahre, daß er als 20jähriger Maler- und Tapezierergehilfe in Waldshut zu mir kam und mich bat, ihm lateinische Stunden zu geben, er wolle Geistlicher werden. Da er schon zu alt zum Studieren mir vorkam und auch nichts weniger als mit Glücksgütern gesegnet war, meinte ich, ihm abrathen zu sollen. Schließlich übernahmen der damalige Vikar Nägele von Waldshut und ich die Aufgabe, ihm seinen Schulsack mit allerlei nützlichen „Kenntnussen" zu bepacken und nach Jahresfrist wurde er als Gast in die damalige Unterquinta (6. Klasse) des Lyceums in Konstanz aufgenommen. Er hatte also rasend studiert und einen eisernen Fleiß entwickelt, wie ich ihn noch nie gesehen und mir selber gewünscht hätte. Gott und gute Leute halfen ihm des Lebens Nothdurft zu bestreiten und obwohl er nie Geld sein eigen nannte, hat er in der ganzen Welt Reisen gemacht und kennt mindestens 12—15 Sprachen. Er besitzt ein großes Sprachtalent, kann Hoch- und Waldshuter-Deutsch, Französisch, Englisch, Italienisch, Holländisch, Spanisch, Neugriechisch, etwas Türkisch, Hebräisch, Griechisch und weiß Gott was noch und studiert jetzt Arabisch, Egyptisch und Chinesisch, weßhalb wir ihn in Rom scherzweise den Chinesen nannten. Voriges Jahr wurde er in St. Peter zum Priester geweiht, und da auch er aus den bekannten badischen Verhältnissen bei uns nicht funktioniren kann, studiert er in Rom hauptsächlich orientalische Sprachen. Daß ich auf meinem ehemaligen Schüler stolz

bin, ist eine verzeihliche Schwäche. Man hat so viele, die nichts werden und noch weniger, daß man sich über einen, der etwas Rechtes wird, besonders freut. Er wohnt in Campo Santo, verschaffte uns dort eine Logis und war sehr erfreut, uns am Bahnhof in Rom zu begrüßen.

Und nun gings in einer der vielen römischen Droschken, die wir in der Folge so häufig benutzten durch die ewige Stadt, die z. Zeit etwa 250,000 Einwohner zählt und etwa 23 Kil. (4½ Stunden) im Umfang hat, vorbei an Wasserfällen, Kirchen, Plätzen, engen Straßen zur Engelsbrücke und Engelsburg hinaus auf den Platz St. Peter und die Peterskirche durch die Kolonnaden zum deutschen Hospiz des Campo Santo, wo nun auf 14 Tage unsere Heimath war. Im Vorbeifahren staunten wir den Riesendom St. Peter an, dessen Größe man beim ersten Anblick wohl ahnt, aber um mit Herrn geistl. Rath Waldmann zu reden, erst ermißt, wenn man andere Kirchen, deren Höhe und Umfang man kennen gelernt, in Vergleich zieht? Die mächtigen Kolonnaden mit einer 4fachen Säulenreihe, der mächtige Petersplatz, der größte öffentliche Platz der Welt, auf den man ganz bequem ein großes Stadtviertel stellen könnte, der 135 Schuh hohe Obelisk, die 2 mächtigen Fontainen, deren Staubwasser vom Winde weithin geweht wird, die mächtige Vorhalle, dann der Tempel selbst, die größte, berühmteste und bedeutendste Kirche der Welt — das Alles überwältigt Einen beim ersten Anblick so, daß man sich erst fassen und sich die Sache etwas zurecht legen muß.

Der Vizerektor von Campo Santo, ein junger Geistlicher aus Köln, Dr. Kreuzwald, ein tüchtiger Jurist, der in Berlin in beiden Rechten den Doktor gemacht, empfing uns mit einer ausnehmenden Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit. In Campo Santo führt sonst Monsignore de Waal, bekannt durch sein Leobuch, durch seine Schilderungen über Rom in der Alten und Neuen Welt und im Hausschatz,

bekannt auch durch seine Dramen und Theaterstücke, das Regiment; er war zur Zeit aber in Deutschland, seiner Heimath, um daselbst für verschiedene gute Zwecke im Interesse der Deutschen in Rom und der deutschen Rompilger Vorträge zu halten und Gelder zu sammeln. Auf der katholischen Generalversammlung in Freiburg erwies er sich als tüchtigen und begeisterten Redner. Wir bedauerten sehr, von seinen reichen Kenntnissen über Rom und Römisches, von seiner liebenswürdigen Gastfreundschaft nicht profitiren zu können; Dr. Kreuzwald aber und die übrigen lieben Herren in Campo Santo haben uns den Verlust verschmerzen lassen; sie haben uns — und dafür sei ihnen öffentlich gedankt — eine zweite Heimath bereitet und redlich beigetragen, die 14 Tage mit zu den schönsten unseres Lebens zu machen. Heitere, ungesorgtere, genußreichere Tage haben wir von dem hoffentlich nicht geringen Nutzen für unser Seelenheil durch die vielen Gnadenorte vorerst abgesehen, sicher nicht erlebt, als in Campo Santo ganz nahe bei der Peterskirche.

Doch was ist denn eigentlich Campo Santo werden unsere Leser fragen, die Rom noch nicht kennen? Die Mutter Konstantins des Großen brachte nach uralter Ueberlieferung eine Menge von jener durch das Blut des Erlösers geweihten Erde des Kalvarienberges nach Rom, die zum Theil in der Kirche vom hl. Kreuze niedergelegt wurde. Mit dem andern Theil wurde aber bei St. Peter ein Friedhof (italienisch: campo santo) angelegt, damit die Christen in dieser hl. Erde ruhten. Leo III. baute hier ein Hospiz für die Pilger und eine Kirche, die Karl d. Gr. begabte. Gregor XIII. überließ die Anstalt den Deutschen und Flamändern, in deren Besitz sie noch ist. Es studieren da, theils von der Anstalt selbst, theils von ihren Heimathsdiözesen unterstützt, junge Geistliche und kehren dann später nach Deutschland zurück; eine eigentliche Pastoration haben

sie nicht. Die deutsche Pfarrkirche ist in der Anima. Unsere Anstalt steht unter dem Schutze Oesterreichs, dessen Kaiser zugleich ihr größter Wohlthäter ist. Außer dem angeführten Vizerektor waren in Campo Santo anwesend: 1. der schlesische Kaplan Hytrek, der früher eine katholische Zeitung noch als Student redigirte, in die Hände des Staatsanwaltes fiel und einer mehrjährigen Gefängnißstrafe durch seine Abreise nach Rom sich entzog, wo er unterdessen zum Priester geweiht wurde und sich nun kirchengeschichtlichen, speziell archäologischen Studien widmet. Er ist ein trefflicher Katakombenführer und kennt auch das überirdische Rom ganz vorzüglich. 2. unser „Chinese," der namentlich in Kirchen, Kapellen u. dgl. Bescheid weiß und aus Gefälligkeit in der ganzen Stadt herumlauft, um Einem Dispensen, Privilegien, Ablässe, Devotionalien ꝛc. zu verschaffen. Er ist ein außergewöhnlich frommer Priester, der nach Ansicht meiner Schwester „in's Kloster, nicht unter die Leute paßt." Der liebe Gott wird ihn wohl für etwas Höheres bestimmt haben. 3. Kaplan Mutz von Herbolzheim im Breisgau gebürtig, mein lieber Landsmann, ein badischer Neupriester, der sich dogmatischen Studien widmet und doktoriren will. Er studiert sehr eifrig und fleißig. 4. ein Trierer Geistlicher Steinmetz, der „General" genannt, der juristische Vorlesungen hört. 5. Kaplan Hitze, ein Paderborner Priester, der social-politische Studien gemacht und auf diesem heiklen Boden mit Sicherheit sich zu bewegen weiß; er war auch schon schriftstellerisch thätig, ist aber nicht sehr hitzig, sondern ein sanfter, liebenswürdiger Herr. 6. Dr. Jansen, ein Holländer, Doktor der Philosophie, nicht Priester, erst Subdiakon; er ist der Führer im klassischen Rom und bereitet sich auf das Doktorat in der Kirchengeschichte vor. 7. wohnt in Campo Santo noch ein Laie, Dr. Pastor aus Frankfurt, ein eifriger Quellenforscher und tüchtiger Geschichtskenner, der sich noch einen Namen in

Deutschland erwerben wird; er ist ein Schüler von Janssen in Frankfurt und Weiß in Graz und studiert auf der vatikanischen Bibliothek. Bei Herder in Freiburg ist von ihm erschienen: „Die kirchlichen Reunionsbestrebungen unter der Regierung Karls V.“ Auch die Diener im Campo Santo sind Deutsche, Antonio, früher päpstlicher Soldat und Giorgio, ein Schlesier, die hier Gott dienen und dem deutschen Klerus. Von letzterem besonders, der uns bediente, kann man sagen:

Ein frommer Knecht war Fridolin
Und in der Furcht des Herrn
Dient er der Gebieterin —

freilich nicht der Gräfin von Saverne, aber den Herren in Campo Santo. Die Küche besorgt eine Italienerin, die sich Marietta nennt, italienisch spricht und deutsch kocht, wie es dem deutschen Hospiz gut ansteht. Die Herren celebriren jeden Morgen in der Kirche oder auswärts, gehen dann in ihr Studium bis 1/21 Uhr, wo gemeinschaftlich zu Mittag gegessen wird. Vor und nach dem Essen wird lateinisch gebetet, über Tisch eine Legende, Abends ein Kapitel aus der hl. Schrift gelesen. Dann aber herrscht eine so gemüthliche Unterhaltung, Scherz und Humor, wie er wohl selten getroffen wird. Die Herren kennen einander und sind gut befreundet, verstehen einander, man fühlt sich bald wohl und heimisch und die Stunde geht so schnell vorüber, man weiß nicht wie. Beim Mittagessen wird italienisch gesprochen, sind fremde Gäste da, aber deutsch. Da die meisten Herrn schon längere Zeit in Rom sind, so sind sie die gebornen Fremdenführer und mit großer Freundlichkeit geht bald der eine, bald der andere mit, je nachdem die Zeit es erlaubt. Wie es in dem andern Hospiz, der Anima zugeht, weiß ich nicht; gemüthlicher aber kann es wohl kaum sein, als in den 14 Tagen zu Campo Santo. Die Anima wird übrigens von den Pilgern auch sehr gerühmt.

Für Solche, die das 1. Mal in Rom sind und nur kurz bleiben können, auch der Sprache nicht vollständig mächtig sind, würde ich eines der deutschen Hospize unbedingt empfehlen, so lange das projektirte deutsche Pilgerhaus noch nicht auf dem römischen Boden, sondern vorerst noch in den Plänen verschiedener Herren existirt. Auch Laien werden, wenn sie von ihren Geistlichen empfohlen sind, in Campo Santo angenommen. Die Verpflegung ist sehr gut und billig; wir bezahlten für Kost und Logis täglich nur 4 papierne Franken. Da alle Räume benützt werden, so sind die Zimmer nicht mit allen Bequemlichkeiten ausgerüstet; allein wer's bequem haben will, der muß nach dem alten Sprichwort

sedere post fornacem,
cum omnibus habere pacem
bibere bonum vinum
et laudare Deum trinum,

d. h. hinter dem Ofen sitzen bleiben, Gottes Wasser über Gottes Lande gehen, fünfe grad sein lassen und guten Wein trinken — so man hat, heißts in den alten Kochbüchern. Auch geht man nicht nach Rom, um auf Lorbeeren oder Sophas auszuruhen — und in den Zimmern ist man ja ohnehin nur während der Nacht oder um eine Siesta am Nachmittag zu machen. Einen Nachtheil habe ich freilich in Rom gehabt, ich habe nämlich in Italiens Hauptstadt unter Deutschen wieder das Italienische verlernt, das ich in Deutschland und auf unserer achttägigen Reise bis jetzt mir angeeignet hatte.

Die Anima und der Campo Santo nehmen übrigens auch deutsche Pilger umsonst auf, d. h. Handwerksbursche oder sonstige Reisende, welche auf Almosen Anspruch machen, dürfen 3 Tage unentgeltlich in der Anima bleiben und bekommen Kost und Logis; im Campo Santo bekommen Katholiken 6 Tage Freilogis, Protestanten 3 Tage; die

Kost ist im Campo Santo, das nicht reich ist, nicht in's Almosenbudget aufgenommen, Hungerige gehen übrigens nicht leer aus; überhaupt finden Bettler, die nicht unverschämt sind in urbe et orbe d. h. in Rom und auf dem kathol. Erdkreis in katholischen Pfarrhäusern überall noch am bereitwilligsten Gehör, wenn sie vielleicht auch vor- und nachher über „die Pfaffen" schimpfen. Ist der Fremde in Campo Santo in's Haus eingetreten, so begrüßt ihn die schöne Willkomm-Inschrift:

Wie dem Abraham die Engel,
Sei willkommen Pilger hier!
Er bot Obdach seinen Gästen,
O was bietet Roma dir!

Mögest du durch all' die Gnaden
Auch ein Engel Gottes werden,
Daß du droben Obdach findest
Nach der Pilgerfahrt auf Erden.

Das Hospiz in Campo Santo hat 2 Häuser; im ersten größern wohnen die oben genannten Herren und ist darin auch das hübsche Kirchlein zur Maria della pietà mit einem schönen Altarbilde; jeweils nach dem Essen wird eine gemeinschaftliche Besuchung des hl. Altarssakramentes gemacht, was gläubige Katholiken von jeher zu ihren regelmäßigen Andachtsübungen zählen. Um in das andere Haus, wo wir Pilger wohnten, zu gelangen, muß man über den Kirchhof der Deutschen (campo santo dei Tedeschi). Unsere Wohnung war ganz in der Nähe der Sakristei von St. Peter, von den Wohnungen der Kanoniker nur einige Schritte entfernt. Täglich sahen wir da die Herren zum Amte und zur Vesper nach St. Peter fahren; die Droschken stunden unter unserm Fenster. Einen Ofen hatten wir nicht im Zimmer, und es war auch nie so kalt, daß wir einen beständig bedurft hätten. Der Friedhof der Kirche hat etwas

Trauliches, Anziehendes; er ist am Fuße der Peterskirche ein wahres „heiliges Feld," weil von der Erde des Golgatha dahin gebracht ist und weil der Campo Santo ein Theil jenes Ortes ist, wo die Christen unter Nero verbrannt wurden; es wollen sogar Einige behaupten, hier und nicht auf dem nicht gar weit entfernten Montorio sei der hl. Petrus gekreuzigt worden. Auf Campo Santo ist auch die Erdschichte, in welcher die im vatikanischen Cœmeterium (Kirchhof) begrabenen Heiligen der ältesten Kirche geruht haben. Nach einer Ueberlieferung soll auf diesem Gottesacker auch von der Erde des Feldes Hakeldama in Jerusalem sein, welches um die 30 Silberlinge, die der unglückselige Judas in den Tempelschatz warf, gekauft wurde „zum Begräbniß der Pilger" (Matth. 27, 7). Ist diese Meinung richtig, so hat jenes Feld seine Bestimmung vollkommen erreicht, das auch der Stadt Rom Erde zum Begräbnisse wenigstens der deutschen Pilger geliefert hat. Nur Deutsche, welche in die Erzbruderschaft der schmerzhaften Gottesmutter aufgenommen sind, werden hier begraben, und man ist fast versucht, diese todten Landsleute um ihr Ruheplätzchen zu beneiden. Welch' ein himmelweiter Unterschied zwischen diesem hl. Todtenfeld und der in der Pappelallee gelegenen Todtenstätte der sog. freireligiösen Gemeinde zu Berlin, der Hauptstadt des Reiches der Gottesfurcht und frommen Sitte! Am Eingang jener schauerlichen Leichenstätte stehen die Verse:

Macht hier das Leben gut und schön!
Kein Jenseits gibt's, kein Wiedersehen.

Das sind wahrlich Heiden, welche keine Hoffnung haben, die nicht kennen das Wort der hl. Schrift: „Ich bin die Auferstehung und das Leben: wer an mich glaubt, wird leben, wenn er auch gestorben ist und Jeder der da lebt und an mich glaubt, wird nicht sterben in Ewigkeit." Joh. 11, 25. Dem hl. Paulus war Christus sein Leben

und Sterben sein Gewinn; diesen Freireligiösen, die „frei von aller Religion sind,“ ist der Genuß das Leben und das Sterben aller Verlust. Wer ist wohl besser daran?! In Campo Santo liegen meist berühmte und bekannte Deutsche begraben z. B. die Bildhauer Wagner, R. v. Wieser, Viktor Greder, Architekt Köbel, Bildhauer Krismar ein Tyroler, Graf Lutzow und Gemalin Aloisia von Lilien, Erzbischof de Merode, Franz Xaver v. Mehlen, bairischer Legationsrath † 1858, Ferdinand Ritter v. Ohms, österreichischer Botschaftsrath, Franz Nadorp, Historienmaler † 1876. Hier liegen auch 2 Männer neben einander begraben, die beide, nur aber in verschiedenem Sinne sehr unangenehme Erinnerungen auffrischen: ich meine den großh. badischen Staatsrath Carl Brunner, Hofgerichtspräsident, Bevollmächtigter beim hl. Vater, geb. 1803, gestorben 8. Aug. 1857 (so steht auf seinem Grabstein) und Augustin Theiner † 10. August 1874. Der Name „Staatsrath Brunner“ erinnert an das badische Konkordat, das den Kirchenstreit beendigen sollte.

Während nämlich im Jahre 1854 im Frühjahr der Streit der badischen Regierung mit dem Erzbischof Hermann v. Vikari auf's Heftigste entbrannt und der greise Erzbischof am 22. Mai in seinen Zimmern verhaftet war, leitete die badische Regierung mit dem päpstlichen Stuhle Unterhandlungen ein und schickte den Grafen Leiningen Billigheim nach Rom; dieser Abgesandte fand aber den Papst Pius so fest wie den Erzbischof. In einer päpstlichen Note vom 8. Juni nahm der römische Hof entschieden Partei für den Erzbischof, sprach aber in Folge weiterer Verhandlungen am 24. Juni seine Bereitwilligkeit zu einem friedlichen Abkommen aus. So kam bald ein sog. Interim zu Stande, der Erzbischof wurde in seinen vollkommenen Rechtsstand wieder eingesetzt, der Prozeß gegen ihn niedergeschlagen, das Strafverfahren gegen die Geistlichen, welche wegen

Befolgung erzbischöflicher Befehle in Anklage waren, sistirt, die großherzolichen Patronatspfründen einstweilen vom Erzbischof mit Pfarrverwesern besetzt u. s. w. Schon an diesem Interims-Verhandlungen hatte Staatsrath Brunner theilgenommen. In den Jahren 1855, 1856 und 1857 setzte Brunner die Verhandlungen fort. Das Verhältniß zwischen der Regierung und Kurie in Freiburg gestaltete sich im Laufe des Jahres 1856 freundlicher, und der Großherzog beglückwünschte den Erzbischof bei seinem 25 jährigen Bischofsjubiläum im April 1857 durch ein eigenes Handschreiben, in welchem er dem Erzbischof ausdrücklich die Einrichtung und Leitung des katholischen Konviktes zu Freiburg frei ließ. Im Oktober 1857 wurde das Konvikt eröffnet. Die Verhandlungen in Rom zogen sich aber sehr in die Länge und mitten in der Arbeit am 8. Aug. 1857 starb Staatsrath Brunner. Erst im Frühjahr des folgenden Jahres trafen die neuen Bevollmächtigten Badens zur Fortsetzung der Unterhandlungen in Rom ein. Das Konkordat d. h. die Vereinbarung zwischen dem päpstlichen Stuhle und der badischen Regierung wurde am 28. Juni 1859 unterzeichnet. Durch Bulle vom 22. Sept. wurde dasselbe vom Papste vollzogen und am 5. Dezember vom Großherzog verkündet. Der Erzbischof machte sie in einem Hirtenschreiben vom 17. Dezbr. seinen Erzdiöcesanen kund und veranlaßte auf den 6. Jänner 1860 ein öffentliches Dankfest. In katholischen Kreisen herrschte große Freude.

Die Zugeständnisse, welche beim Konkordat die großherzogliche Regierung der Kirche gemacht hat, gingen keineswegs über das Maß der berechtigten Rechtsansprüche der Kirche hinaus, vielmehr hatte der päpstliche Stuhl, um den Frieden herbeizuführen, die kirchlichen Rechte mannigfaltig beschränkt und modificirt. Der Erzbischof erhielt das Besetzungsrecht über 209 Pfarreien, das Recht im Einverständniß mit der Regierung religiöse Orden einzuführen,

die Entscheidung in Ehesachen, volle Disciplinargewalt über die Geistlichen, die Aufsicht über den kathol. Religionsunterricht in den Schulen und über die katholische Fakultät in Freiburg und die Mitverwaltung des Kirchenvermögens.

Trotzdem das Konkordat eine eigene Angelegenheit der Kirche war und eigentlich die Andersgläubigen nicht berührte, entstand doch hauptsächlich unter protestantischen Professoren und Kammermitgliedern eine Agitation gegen das Konkordat, als ob damit das Staats- und bürgerliche Leben in Baden an Rom verkauft seien. Sie brachten es dahin, daß das konservative Ministerium Meißenburg und Stengel im Oktober 1860 abtrat und ein liberales mit Lamey und Stabel berufen wurde, welches am 9. Oktober das Konkordat außer Wirksamkeit setzte. Der Papst und der Erzbischof protestirten, die Regierung stützte sich auf den Konstitutionalismus und erklärte, daß sie in der Sache nichts ändern könne. Seither wurden verschiedene Gesetze und Vereinbarungen getroffen — der Friede ist aber nicht mehr zurückgekehrt. Der erzbischöfliche Stuhl ist nicht wieder definitiv besetzt, Konvikt und Knabenseminare sind geschlossen, die seit 1863 ausgeweihten Priester können nicht mehr definitiv angestellt werden, die Neupriester, welche nach dem Verbot des Erzbischofs und Bisthumsverwesers das sog. Jolly-Examen nicht machen dürfen, können bei uns nicht funktioniren, und der Priestermangel wird täglich größer. Wie wird das schließlich noch werden? Solche und ähnliche Gedanken kamen mir oft, wenn ich an dem Grabe des Staatsraths Brunner, was alle Tage vielmal geschah, vorüberging. Ich gehöre ja selbst zu jenen Geistlichen, welche die Aussicht haben, Pfarr- und Kaplaneiverweser „in Ewigkeit" zu bleiben. Längst schon könnte ich der Dienstjahre wegen irgendwo wohlbestallter Pfarrherr oder gar Definitor sein, da ich zu Amt und Würde ohnehin wenigstens körperliche Anlage hinreichend besitze. Meine Lyceumsgenossen sind schon längst

Oberamtmänner, Finanzräthe, Amtsrichter, Rentamtmänner, Advokaten, sogar Landstände und weiß Gott was noch Alles — und wir Theologen, die wir doch auch 9 Jahre auf denselben Schulbänken gesessen, immer noch in der „Verwesung“ und in der „Verwaltung.“ Doch Spaß bei Seite; das wäre das allergeringste Uebel; auf den Titel kommts ja nicht an und der Ehrgeiz gehört auch nicht zu den Tugenden — aber wer gibt uns in einer Zeit, wo Religion, Glaube und kirchliche Autorität so nöthig wären, wer gibt uns Priester, um die Lücken auszufüllen, die täglich größer werden?! Es ist der Arbeit so viele, und der Arbeiter werden es immer weniger. Der Friede ist vielleicht noch weiter, als manche meinen, und es bleibt nur übrig, alle Tage zum lieben Gott zu bitten, daß er Arbeiter in seinen Weinberg sende, thätig zu sein, daß junge Studenten dem Studium der Theologie sich widmen und zu beten: Da pacem Domine in diebus nostris quia non est alius qui pugnet pro nobis nisi tu Deus noster. Gib Frieden Herr in unsern Tagen; denn es ist kein anderer, der für uns kämpft, als du unser Gott! Wie wäre es, wenn in den katholischen Familien, denen diese Reisebeschreibung unter die Augen kommt, täglich soweit es noch nicht geschieht, mindestens auch ein Vaterunser gebetet würde, daß diese traurigen Verhältnisse sich ändern? Wir wollen nicht nutzlos unsere Gegner beschuldigen, unsere eigene Nachlässigkeit hat uns nicht würdig gemacht, bessere Tage zu sehen! Auch hierin laßt sich sagen, was der Professor der Kirchengeschichte in Freiburg in der Gedächtnißrede auf Alzog gesprochen hat: „Berühmt ist das Wort jenes römischen Kaisers: laboremus (laßt uns arbeiten) — aber schöner ist ein Ausspruch des hl. Benedikt von Nursia. Der Gründer des größten Ordens der Christenheit fand einst am Ufer des Sees bei Subiaco einen seiner Brüder, einen bekehrten Gothen, der weheklagend an dem Wasser umherlief, in

welches seine Sichel hinein gefallen war Der Heilige, erzählt die Legende, gab ihm durch ein Wunder sein Werkzeug zurück und sprach zu dem verzagenden deutschen Bruder: ecce labora et noli contristari (siehe, arbeite und sei nicht traurig.")

Hart neben Brunner, der einen schönen Grabstein hat, liegt Augustin Theiner: ein einfaches hölzernes Kreuz mit der Inschrift: Augustin Theiner † 10. Aug. 1874 bezeichnet seine Ruhestätte, in der er dem Auferstehungsmorgen entgegenharrt. Der Bildhauer Achtermann in Rom erzählte uns, er habe ein schön marmornes Grabdenkmal, die Auferstehung Christi darstellend, seit Jahren für Theiner angefangen; aber der Besteller sei gestorben und habe im Testament nichts darüber verfügt; so blieb das Denkmal unvollendet, das etwa 2000 Scudi kosten würde, und Theiner hat bis jetzt nur ein einfaches Kreuz. Theiner, der Bruder des rongisch gewordenen, aber zur Kirche wieder zurückgekehrten schlesischen Pfarrers und Professors Joh. Anton Theiner, ist 1804 zu Breslau geboren, studierte Theologie und Kirchenrecht, unternahm 1829 eine wissenschaftliche Reise nach England und Frankreich, hielt sich 1833 eine Zeitlang in Rom auf, wurde 1855 Präfekt der vatikanischen Archive und war ein sehr gelehrter Mann, ein fruchtbarer Schriftsteller.

Er starb unvermuthet nach kurzen Unwohlsein, beglückt mit dem päpstlichen Segen. Bald darauf veröffentlichte die Kölner Zeitung, das Hauptblatt des kirchenfeindlichen „Liberalismus" in Deutschland zehn Briefe des Oratorianers Theiner an Prof. Friedrich in München, die sehr gehässig gegen Papst Pius IX., das vatikanische Conzil und die Bischöfe der Mehrheit waren und den Vater des Altkatholizismus, den Prof. Döllinger verherrlichten. Die Jesuiten kamen natürlich auch bös weg: Der 1., der sich des verstorbenen Theiners annahm, war Graf Herman Stainlein-Saalenstein, der aufs Entschiedenste erklärte, Theiner habe den Altkatholizismus verurtheilt und denselben als eine

zukunftslose Bewegung bezeichnet; er bedauerte ungemein, daß Döllinger sich an die Spitze gestellt, und beklagte den preußischen Kulturkampf als unpolitisch und aussichtslos; von Pius IX. sprach Theiner in den ehrerbietigsten Ausdrücken und zeigte eine innige Liebe zur ewigen Stadt, in der er zu leben und zu sterben wünschte. Er sprach und starb als treuer Sohn seiner Kirche. Möge es auch, sagt Stainlein, im Interesse gewisser Menschen liegen, den Verblichenen durch Veröffentlichung von Schriftstücken (der letzte Brief soll vom 9. Mai 1873 sein) die ein Ergebniß momentaner Ueberreizung sein mochten, als Schismatiker erscheinen zu lassen; wer mit ihm gesprochen und aus seinem eigenen Munde sein Glaubensbekenntniß gehört hat, muß der unerschütterlichen Ueberzeugung leben, daß P. Theiner ein katholischer Priester im wahren Sinne des Wortes gewesen und geblieben ist.“ Es hat viele gegeben, welche in die Aechtheit der sog. Theiner'schen Briefe Zweifel gesetzt haben. Sei ihm wie ihm wolle: Theiner ist als Katholik gestorben und hat richtig vorausgesehen, was übrigens zu prophezeien keine gar große Kunst war, daß die altkathol. Bewegung aussichtslos sei. Früher setzten sie ihre Force hinein, sich zu trennen und altkatholisch zu nennen; jetzt suchen sie ihr Heil in der Vereinigung und halten sich krampfhaft an den Namen „katholisch“.

Das Eine wird ihnen so viel oder so wenig nützen, als das Andere. Die Bewegung bewegt sich nur noch rückwärts; eine Anzahl altkatholischer Priester hat geheirathet und Zumpts Geschlechtsregeln wurden mutatis mutandis auf sie angewendet:

Beim gut katholischen Priester hat
Das Femininum niemals statt;
Der altkatholische indeß
Verlangt meist etwas Weibliches:
Erst tritt er aus der Kirche aus,
Dann führt er eine Frau nach Haus.

Ueber den Campo Santo gingen wir täglich vielmal und auch Nachts führte unser Weg darüber. Die Deutschen, welche den Campo Santo bewohnen, fürchten sich nicht so vor den Gottesäckern, wie unsere Liberalen Land auf und ab, welche aus Gesundheitsrücksichten nicht weit genug von Stadt und Dorf die Gottesäcker verlegen können. Als ob unsere Vorfahren nicht gesund gewesen wären! Wenn man auch das Sterben abschaffen könnte, wär's freilich noch viel bequemer. Doch nun haben wir mit den Lebenden und Todten in Campo Santo uns genug beschäftigt; wir wollen uns nun noch etwas in der Nähe umsehen, und was liegt uns da näher als St. Peter, die Hauptkirche der Welt, das größte Gotteshaus auf Gottes Erdenrund? Heute natürlich konnten wir in der Freude und Sehnsucht unseres Herzens es nur flüchtig betrachten; das Herz wollte zuerst seinen Antheil, die Augen sollten dann später an die Reihe kommen. Langsamen Schrittes, wie es für den majestätischen Bau sich geziemt, gehen wir durch die weiten Hallen und zunächst zur Gruft, wo der Leib des hl. Petrus ruht, zur sog. Confessio. Ein Marmorgeländer, auf dem Tag und Nacht, Jahr aus Jahr ein 89 Lampen brennen, umgibt das Grab des Apostelfürsten, neben dem sich auch ein Theil des Leibes vom hl. Paulus befindet. Wie viel Millionen Menschen mögen hier schon gekniect und gebetet haben! Ein heiliger Schauer ergreift einen, wenn man hier niedersinkt zum Gebete. Christianus mihi nomen, catholicus cognomen, Christ ist mein Name, Katholik ist mein Beiname. Mein Herz hebt sich mächtig, Gott sei Dank, daß ich katholisch bin und ohne mein Verdienst zu jener Kirche gehöre, die Christus mit seinem Blute gestiftet, auf den Felsen Petri gegründet, die Millionen von Menschen schon beglückt hat, in deren Schatten man glücklich leben, siegreich kämpfen und selig sterben kann. Ja wahrhaftig würdig der Weltmacht, die sich katholische Kirche nennt, ist dieser Tempel und dieses Grab.

Ich habe mich, seit ich erkenne, was es heißt katholisch sein, nie meines Glaubens geschämt und möchte freudig und muthig ihn stets bekennen und darnach leben: heute aber hätte ich, wenn es möglich gewesen, gern den todten Marmor zum lebendigen Zeugen meines christlichen Stolzes gemacht, katholischer Christ und katholischer Priester zu sein. Hier knieet der Deutsche und der Italiener, der Franzose und Engländer, der Amerikaner und Europäer, die Bewohner von Australien und Afrika, der Chinese und Japanese und alle sprechen die eine, die Allen verständliche Sprache: Credo in unam sanctam catholicam et apostolicam ecclesiam: ich glaube an eine, heilige, katholische und apostolische Kirche. Und nun mein Leser, erhebe von der Confessio mit mir den Blick aufwärts und du schaust in die herrliche Riesenkuppel von St. Peter, die sich gerade über dem Grabe der Apostel emporhebt und in Mosaikbuchstaben gibt sie die Erklärung, die du nimmer vergessen wirst, die lautet: Tu es Petrus, du bist Petrus der Fels und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Das ist eine Grabschrift, wie keine zweite auf Erden existirt, eine Grabschrift, zu der ein Protestant wie man zu sagen pflegt, einen Vers gemacht hat. Die Araber, sagt der berühmte protestantische Schriftsteller Macaulay, haben eine Fabel, daß die große Pyramide von Gizeh von vorsündfluthlichen Königen gebaut sei und allein von allen menschlichen Werken die Wucht der Fluthen getragen habe. Das ist, fügt er bei, das Schicksal der katholischen Kirche. Sie war unter der großen Ueberschwemmung — der Revolution — begraben worden; aber ihre tiefen Grundlagen waren unerschütterlich geblieben, und als die Fluth abgelaufen, erschien sie allein unter den Trümmern einer Welt, die vergangen war, wieder am Lichte des Tages. Die holländische Republik war dahin; das deutsche Reich war dahin, der große Rath von Venedig,

der alte Schweizerbund, das Haus Bourbon, Frankreichs Parlamente und sein Adel, sie waren dahin. Aber die unveränderliche römisch-katholische Kirche war wieder da. Und warum? Tu es Petrus — et portæ inferi non prævalebunt adversus eam: du bist Petrus — und die Pforten der Hölle werden die Kirche nicht überwältigen. Und nun noch einen Blick abwärts von der Confessio: da erblickst du die wundervolle Statue des großen Papstes Pius VI., der oft in seinem Leben in schwerer Stunde da gebetet hatte. Die Statue aus feinstem Marmor gemeißelt, stellt den Papst mit dem Chormantel bekleidet in betender Stellung dar und ist ein Meisterwerk von Canova.

„Wenn in den goldenen Hallen Vieles ist, was zerstreut und die Sammlung des Gemüthes erschwert, so stimmt an der Konfessio Alles zum Ernst und zur Andacht: die ruhig und feierlich leuchtenden Lampen, die ernstere Pracht, welche die Bedeutsamkeit des Ortes ausspricht, das Bild des tief im Gebet versunkenen Papstes und über Alles die Andächtigen, welche stets auf der Marmorstufe der Ballustrade knieen, Andächtige aus allen Welttheilen und allen Ständen, glücklich im Gefühle am Grabe des Apostels beten zu können.“ (Kuhn, Roma).

Schon wollten wir, um gar nichts als den ersten überwältigenden Eindruck aus St. Peters Hallen mitzunehmen, die Kirche, die wir so oft noch besuchten und von der noch manchmal die Rede sein wird, verlassen, als Einer ausrief: Wo ist denn Pius IX. begraben? Ja das wollen wir sehen, den lebenden Papst können wir nicht ohne Weiters besuchen, dem großen Todten aber soll unser erster Besuch gelten. Pius IX., der unter allen Päpsten am längsten regiert, hat sich in St. Laurentio eine Grabstätte bestimmt, einstweilen ruht er noch in St. Peter in dreifachem Sarge eingeschlossen in der Nische über der Thüre, welche zum Ankleidezimmer der päpstlichen Sänger rechts neben der

Chorkapelle führt gegenüber dem Monumente Innocenz VIII. Eine einfache Inschrift sagt, daß die sterblichen Ueberreste Pius IX. hier beigesetzt sind. Wir beteten eine Zeit lang in Andacht versunken; Pius IX. bedarf wohl des Gebetes nicht mehr; er ist im Rufe der Heiligkeit gestorben. Ungezählte katholische Christen haben da schon gebetet — man vergißt die Todten so leicht, Pio nono wird unvergessen bleiben!

Doch nun verlassen wir einstweilen St. Peters Dom, voll Bewunderung, Dank und Trost; es war ein schöner Nachmittag, wir wollten Rom noch sehen von einer Anhöhe und da lag uns St. Pietro in montorio am nächsten. Hier auf der Höhe des Janiculus, unweit der Grabstätte des Königs Numa Pompilius wurde der allgemeinen Ueberlieferung nach der hl. Petrus unter Kaiser Nero gekreuzigt. Im Hofe zwischen der Kirche und dem Kloster, das von Franziskanern bewohnt ist, steht ein Rundtempel gerade über der Marterstelle des hl. Petrus. In der Mitte der untern Kapelle, wozu man von außen einige Stufen hinabsteigt, bezeichnen eine Oeffnung und eine brennende Lampe den Ort, wo das Kreuz des hl. Petrus aufgerichtet war. Der Franziskaner gab uns etwas von der hl. Erde. Ganz in der Nähe ist die Fontana dell' Acqua Paola, eine Wasserleitung, durch welche Rom sehr berühmt ist (noch berühmter als Konstanz, wo man eine gute Leitung, aber kein Wasser hat); sie hat den Namen vom Papste Paul V. der das Wasser 35 römische Meilen vom Lago di Bracciano herleitet und die alte trojanische Leitung wieder herstellte; die Leitung liefert 80000 Km. in 24 Stunden. Pius IX. ließ sie mit reizenden Anlagen umgeben.

Nicht weit davon auf dem Janiculus gleichfalls befinden sich Kloster und Kirche S. Onofrio wo u. a. der berühmte Cardinal Mezzofanti begraben liegt, der nicht nur wie der große Schlachtendenker Moltke in 7 Sprachen schwei-

gen, sondern mehr als 50 Sprachen und deren Dialekte sprechen konnte und wegen seines riesigen Gedächtnisses als Weltwunder angestaunt wurde. Leider ist schon 30 Jahre der einst so beredte Mund für immer geschlossen. Auch der Dichter Tasso, der große Dichter des „befreiten Jerusalems" liegt da begraben. Anmuthig schön schreibt darüber ein Verfasser von Klosterbildern im Deutschen Volksblatt: „Wenden wir uns zum Kloster selbst; hier werden wir nochmals den Spuren des unglücklichen Dichters begegnen.

Leider öffnet uns die Klosterpforte kein Mönch mehr in weißem Habit, denn auch von diesem gilt der traurige Refrain: Soppretto del governo aufgehoben von der Regierung. Ein weltlicher Custode empfängt den Besucher und geleitet ihn. Der Kreuzgang ist einfach und klösterlich lieb, in den Corridoren war es einsam und öde, und unsere Schritte wiederhallten weithin. Plötzlich fesselt den Blick ein Muttergottesbild. In diesen verlassenen Gängen grüßt es so lieblich fast wie drunten in den Katakomben. Wir stehen vor einem ächten Bilde des großen Leonardo da Vinci. Als ein Wunder von Anmuth und geistigem Ausdruck tritt es aus goldenem Grunde hervor. Gleich darauf öffnet man uns das Sterbezimmer Tassos, welches eine Art Pilgerziel für Künstler und Dichter geworden ist. Alles ist noch im Stand, wie bei seinem Tod. Eben war der Dichter des Gerusalemma liberata (befreiten Jerusalem) daran, auf dem Kapitol gekrönt zu werden, als ihn Tags zuvor am 15. April 1595 der Tod ereilte. Müde, mit der Welt zerfallen hatte Tasso bei den Hieronymitenmönchen eine Zuflucht gefunden. Hier lebte er mit den Brüdern, betete mit ihnen, hörte ihre Gespräche an und athmete die reine Luft des Janiculus. Wie bei einem spätern Dichter (Brentano) hatte auch bei ihm die irdische Liebe gar leidenschaftliche Forte gespielt auf seinem Herzen, bis endlich die Saiten zersprangen. Zuletzt hat Gott geholfen und ihm ein glück-

seliges Sterbestündlein in stiller Klosterzelle gegeben. Es ergriff mich in diesem Sterbezimmer eine eigenthümliche Stimmung, man möchte doch jedem Menschen den Frieden wünschen, wie man ihn sich selber wünscht. Tasso hat es empfinden müssen, daß eine große Begabung nicht immer Glück ist für den Menschen. Und doch ist er noch besser daran gewesen, als andere gefeierte Größen. Vom warmen Hauche des katholischen Lebens umgeben, hatte er weder am Abend seiner Tage wie Humboldt „die alte Hölle" zu bedauern, in der er leben müsse, noch bei seinem Tode wie Göthe nach „mehr Licht" zu rufen. Gewiß ist ihm bei den armen Brüdern von S. Onofrio wohler gewesen, als jenen beiden in der goldenen Pracht der Höfe von Weimar und Berlin."

Der hl. Philippus Neri hielt hier Christenlehre mit seinen Lieblingen, den Kindern; hier unterwies er sie, betete, lachte, scherzte, musizirte mit ihnen. Vom Janiculus hat man eine der schönsten Aussichten in Rom. Da breitet sie sich aus vom Montorio die Königin der Städte, umkränzt von einer Hügelkrone! gegenüber der Monte Pincio mit den weißen Stiegen und Treppen, die hinaufführen, mit den schönen Alleen auf seinem Scheitel, weiter zur Rechten die Thürme von Santa Trinita, dann die langen Fensterreihen des Quirinals (dem Palaste der Päpste, wo dieser Tage König Humbert den Revolutionär Garibaldi empfing), noch weiter zur Rechten die Thürme und Kuppeln von Maria Maggiore, zu äußerst St. Johann im Lateran und ganz nahe am andern Tiberufer der Aventin mit seinen stillen Kirchen und Klöstern. Außer den Mauern und jenseits der Hügel dehnt sich zur Rechten unermeßlich die flache Campagna aus mit den Bogen der Wasserleitungen und den Ruinen alter Pracht und dem Schutte früherer Paläste, zur Linken die Höhenzüge der Sabinerberge, geradeaus mit schönen Terassen die Berge von Albano mit den schimmern-

den Häusergruppen von Frascati, Rocca di papa, Castel Gandolfo. Und unmittelbar zu den Füßen, vom Saume des Hügels an entrollt sich wie ein buntfarbiger Teppich das einzige Rom, das alte Rom mit seinen starrenden Trümmern, mit dem Colloseum, das ob auch halb zerbrochen, riesenhaft die neuen Zwergbauten überragt, das neue Rom mit seinen Palästen, mit seinen Thürmen und Kuppeln. Letztere vor Allen zählt und sucht der Reisende so gern, um sich im Häusermeer zurecht zu finden und Rom unauslöschlich dem Gedächtniß einzuprägen: da unten ganz nahe Santa Trinita mit dem Pilgerhospiz, dort St. Carlo à Catinari und Gesu, die Kirche der Jesuiten, hier St. Andrea della Valle, die Sapienza, St. Carlo am Corso u. s. w., alle von Kuppeln überragt, im verjüngten Maaßstabe von St. Peter. Als äußerste Punkte der Fernsicht ragt zur Linken die Kuppel von St. Peter am Hügelabhange empor, zur Rechten erscheint am Tiberstrande St. Paul mit der neuen Basilika und der im Goldglanz der Mosaik strahlenden Fassade. Der Anblick von diesem sog. goldenen Berge aus ist so schön, so entzückend, daß der Schauende unwillkürlich sich sagt: der kann nie mehr ganz unglücklich sein, der einmal hier oben gestanden; denn im größten Leiden müßte die Erinnerung daran den bittersten Wermuthstropfen versüßen. (Siehe Kuhn, Roma pg. 197). Den Janiculus haben die Revolutionäre offenbar der Verhöhnung des Christenthums wegen zum republikanischen Leichenfelde ausersehen.

Und nun noch, um den Abend gut zu schließen, hinab nach St. Maria in Trastevere, in die berühmte Muttergotteskirche in Trastevere, gebaut vom Papst Innocenz II., der ein geborner Trasteveriner war d. h. ein Römer, jenseits der Tiber geboren, wo der Vatikan und die Peterskirche liegen und wo die ärmern Römer wohnen, das gewöhnliche Volk, die sich rühmen, ungemischt altrömisches Blut in den Adern zu haben. Diese Trasteveriner haben eine eigene Sprache

und Haltung und eine rührende Anhänglichkeit an den Papst. Maria in Trastevere ist in mehr als einer Hinsicht eine merkwürdige Kirche.

Auf der Stelle befand sich die taberna meritoria, das Invalidenhaus des alten Roms, wo wie auch Profanschriftsteller erzählen, unter der Regierung des Kaisers Augustus im Jahr 753 der Stadt, als der Welterlöser geboren wurde, einen ganzen Tag lang Oel floß in solcher Menge, daß es die Tiber erreichte. Die Römer bezeichneten diese Thatsache als eines der außerordentlichen Ereignisse, welche die Regierung des Augustus auszeichneten. Die Christen erkannten später darin die wunderbare Andeutung, daß das Oel die Geburt Christi bezeichnete; Christus oder Messias heißt ja der Gesalbte und von ihm heißt es in der hl. Schrift: „Dein Name ist wie ausgegossenes Oel."

Den Christen lag natürlich viel daran, diesen Ort, der später als Waarenniederlage verwendet wurde, in ihren Besitz zu bekommen, was ihnen auch unter der Regierung des Kaisers Alexander Severus (222—235 n. Chr.) gelang. Die benachbarten Wirthe und Garköche sahen die Christen, welche den Platz gekauft hatten, nicht gerne da und wurden beim Kaiser klagbar. Derselbe aber entschied, es sei besser, es werde an diesem Orte Gott verehrt, gleichviel wie, als daß er den Garköchen überlassen werde. Dieser Ausspruch macht dem heidnischen Kaiser gewiß alle Ehre. Wie's ihm die Köche dafür „gekocht" haben — darüber schweigt die Geschichte. Die Christen aber bauten auf der Stelle eine Kirche zur Ehre der Mutter Gottes und das war die erste öffentliche Kirche in Rom unter Papst Calixtus I. Die von Pius IX. frisch restaurirte Kirche ist innen und außen prachtvoll, eine der schönsten in Rom; außen zieren sie wunderschöne Mosaikbilder und in der Vorhalle alte Inschriften, Reliefe und drei Gemälde. Im Innern staunt man an zwei Reihen alte Granitsäulen, einen kunstvoll eingelegten Fußboden,

die aus vergoldetem Schnitzwerk gebildete Decke und schöne Heiligenbilder, wie sie Rom in so großer Anzahl besitzt. An den Stufen, welche zum Querschiff hinanführen, ist durch eine vergitterte Oeffnung die Stelle bezeichnet, an welcher die Quelle entsprang und darüber die Inschrift fons olei (Oelquelle). Auf dem Fußboden liest man die Verse:

Hinc oleum fluxit cum Christus virgine luxit.
Hic et donatur venia a quocunque rogatur.
Nascitur hinc oleum, Deus ut de virgine: utroque
Oleo sacrata est Roma terrarum caput.

Hier entsprang Oel, als Christus von der Jungfrau geboren erschien. Hier wird auch Verzeihung gewährt, wer immer darum fleht; es entspringt hier das Oel, wie Gott von der Jungfrau; durch diese beiden Oele ist Rom, das Haupt des Erdkreises geweiht worden.) In der Kirche befinden sich 2 Gnadenbilder von der Mutter Gottes und eine ganz große Anzahl heiliger Reliquien, Mosaikbilder, Fresken und Grabdenkmäler. Diese Kirche ist so schön, daß wir sie auch später wieder besuchten.

Rom hat etwa 400 Kirchen, über 100 Muttergotteskirchen und etwa 50 Pfarrkirchen; unsere Leser, die nicht zum frommen Geschlechte gehören und Weihrauch und Kirchenluft nicht vertragen können, mögen sich übrigens getrösten: es werden nur die berühmtesten etwas beschrieben, und wenn man mit einem ultramontanen Kaplan auch nur in Gedanken nach Rom wallfahrtet, gehts eben ohne Kirchenluft nicht ab. Wer's aber absolut nicht vertragen kann, der bleibe jeweils außerhalb der Kirche stehen; es sind in der Regel eine Anzahl Bettler vor den Thüren, mit denen er sich unterhalten kann. Auch die Trasteveriner, unter denen sich viele Weinfuhrleute, Fischer und Gerber befinden, sind ein sehr leutseliges Völklein und auch Juden trifft man da nicht selten, die wie überall vom Handel leben.

Auf der via Lungaretta, die etwa ½ Stunde lang ist, kehrten wir, wenn ich nicht irre nach Campo Santo zurück, voll des ersten Eindruckes, den Rom uns gemacht hat. Die Leser mögen daraus erkennen, was da Alles zu sehen und wie man in Rom sich abmüdet, wenn wir schon so Vieles vom ersten Nachmittag zu berichten haben. Aber schön ist's in Rom und schon am ersten Abend stimmte ich mit Allmers in seinen römischen Schlendertagen überein:

So lang mir quillt der Lieder Strom,
Sing ich zum Preise dir, mein Rom
O dort zu sein, dort zu sein
In Frühlingsluft und Sonnenschein,
Das ist ein Glück so reich und groß,
So zaubervoll und namenlos,
Daß es das Herz erhebt und trägt,
So lang das Herz noch lebt und schlägt.

Und nun muß ich noch um Entschuldigung bitten, daß ich so spät Abends noch Jemanden den Lesern vorstelle, unsern schlesischen Reisegefährten, Kreisvikar August Noak, der von nun an bis München größtentheils mit uns reiste, unser Tisch- und Zimmernachbar, Freudens- und Leidensgenosse. Unser „Schlesier", Kreisvikar im Kreise Liebau, vielgereist und welterfahren hatte längst schon die Sehnsucht, vom „heiligen Sankt Schömmerich", seinem Hauptpastorationsorte, zum heiligen Rom zu wallfahrten und zog gleichfalls nach Lichtmeß fort, um über Wien, Triest, Venedig, Assissi, Loretto nach Rom zu kommen; er hatte sein Geheimniß so gut bewahrt, daß es erst am Tage vor seiner Abreise auskam zum Staunen seiner Parochianen, die ob seines Lebens bangten und besorgten, er möchte unter die italienischen Räuber fallen. So ein Kreisvikar, die's bei uns in Baden nicht mehr gibt, ist nämlich einer der 14 Nothhelfer und zwar der 15.; er pastorirt in einem Kreise, wo's gerade was zu thun gibt und führt darum ein unstetes Leben.

Der gute Herr, der das Schwabenalter schon hinter sich hat, konnte kein Wort italienisch und ging mutterseelen allein auf den lieben Gott und seinen unverwüstlichen Humor vertrauend auf die weite Reise, die reich an Abenteuern war; auch sein Geldbeutel wurde etwas mehr in Mitleidenschaft gezogen — aber item er kam nach Rom und auf den Campo Santo. Bei der Zollstätte erklärte er jeweils, er habe rudera et vestimenta und wenn er essen und schlafen wollte, wußte er sich auch verständlich zu machen. Wir saßen gerade am Nachtessen, als es unten etwas ungestüm läutete und der Diener erschien mit der Meldung, es sei ein schlesischer Geistlicher da, der als kaum die Thüre geöffnet war, seinen Bündel hineinwarf mit den Worten: „Hier bin ich, hier bleib ich und gehe nicht weiter, melden Sie mich dem Rektor.“ Und richtig, beide kamen, der schlesische Geistliche wurde vorgestellt und mit Caesar konnte er sagen: Veni, vidi, vici — ich kam, sah und siegte — er hatte gleich Aller Herzen im Sturm erobert.

Von Statur ist er nicht groß und er sei auch kein gelehrter Mann, behauptete er oft; aber orginell, gemüthlich, heiter mit etwas Anflug von burschikosen Wesen, das aber durchaus nicht verletzt, sondern sehr anzieht. Seine Erzählungen weiß er mit lebhaften Mienen und Gestikulationen zu würzen und oft lauschte Alles den Worten des Schlesiers. Conticuere omnes intentique ora tenebant. Ein großer Freund ist er vom Rauchen, erst „ein paar Züge“ wollte er immer thun, bevor er des Tages Last und Mühen übernahm, erst ein paar Züge! An die italienischen Cigarren wollte er sich gar nicht gewöhnen, und mit liebenswürdiger Zudringlichkeit wußte er sich Tabak für seine Pfeife für ein paar Züge von den Herrn von Campo Santo zu verschaffen. Obwohl er nicht italienisch sprach und verstand, konnte er sich doch stets verständlich machen, nur einmal ist es ihm böse ergangen. Ich war am letzten Sonntag,

wo wir zusammen in Rom waren, mit meinem Reisegefährten auf seinem Zimmer und als ich in's Amt nach St. Peter ging, schloß ich aus Versehen die Thüre zu! nun waren beide gefangen und eingesperrt. Das Ding fing an, ungemüthlich zu werden. Sie klopften, schrieen — da aber der Kirchhof dazwischen lag, wollte Niemand sie hören. Die Vorübergehenden aber verstunden nicht deutsch und die Eingeschlossenen nicht italienisch. Was thun, sprach Zeus? Sie hatten ein Wörterbuch und schlugen nun auf, was „einschließen" und „aufmachen" heißt — aber Niemand wollte ihr Italienisch verstehen. Drei bis 4 Mal schickten sie römische Buben, denen sie durch Zeichen sich verständlich zu machen suchten um den Kirchhof herum, um im andern Hause die Noth zu vermelden — die zudringlichen Knaben schickte man fort, und 1½ Stunden saßen die Gefangenen im unfreiwilligen Gewahrsam, bis sie endlich einen deutschen Brief aus dem Hinterhaus schrieben, der vorn verstanden wurde. So gab es noch manche Abenteuer; für heute aber genug. Noch ein paar Züge und dann gute Nacht Schlesier!

---

9. Dienstag 11. Februar.

Rom.

(Allgemeines, St. Agostino, Orden, St. Magdalena, Pantheon, die Jesuiten, Corso, Ratisbonne, Columbarien, Katakomben.)

Die Glocken von St. Peter, welche mächtig durch die Nacht hin tönten, aber nicht geläutet, sondern geschlagen werden, weckten mich aus dem Schlafe — ich celebrirte das erste Mal in der hl. Stadt im Muttergotteskirchlein des Campo Santo und dann ging das Wandern wieder an in der ewigen Roma. Diesen Morgen war Jordan unser Begleiter. Wir gingen mitten hinein in das Treiben und

Leben der Stadt. Rom ist eine Stadt der Kontraste, der Gegensätze. Da sind Paläste neben den Hütten, schöne Plätze und enge schmutzige Straßen, belebte Straßen und Gäßchen, wie ausgestorben, himmelanstrebende Kirchen und Kuppeln und Ruinen, die stürzen können über Nacht, buntes und reiches Leben und nicht weit davon z. B. auf dem Aventin ausgedehnte Gärten und Weinberge, Viertelstunden nur hie und da vereinsamte Klöster und Kirchen. Das Landleben zieht sich namentlich um den Palatin herum über piazza Montanara bis mitten in die Stadt, und es ist nicht Seltenes, die berühmten silberhaarigen Stiere mit den langen weit abstehenden Hörnern sammt den Ackerwägen, sowie die infernalen schnauzigen Büffel mit ihren Baulasten bis zum Herde der Zivilisation vordringen, Ziegen und Eselinnen vor eleganten Kaffees melken zu sehen, während die modernen Equipagen des römischen Adels und die rasch und sicher geleiteten Fiaker an diesen patriarchalischen Erscheinungen vorbeirauschen.

Um gleich bei den Droschkenführern, deren Bekanntschaft jeder Fremde bald machen muß, stehen zu bleiben, so sind sie recht freundliche, artige Herren, die einem mit aufgehobenem Finger und einschmeichelnder Miene zurufen: Vuole Signore? Wollen Sie Herr? und sie fahren wie's bei uns offenbar polizeiwidrig wäre, aber so sicher, daß es zum Verwundern ist, wie im Getriebe der Menschen, bei den engen Straßen, den vielen Kreuzwegen und dem Lärm und Spektakel so wenig Unglück passirt. Die Fahrten sind sehr billig, eine Fahrt in der Stadt mit 1 oder 2 Personen 80 Centimes, mit 3 Personen 1.20; fahrt man auswärts, so muß man vorher unterhandeln und handeln; denn hier haben sie keine polizeiliche Taxe und lassen gern Fremde mehr bezahlen. Will man ihnen weniger geben, als sie verlangen, so hilft das Fortlaufen viel nachhaltiger als das Parlamentiren, besonders in Zeiten, wo nicht viele Fremde

in Rom sind. Für die Stunde auswärts bezahlten wir in der Regel 1 Frc. 60—70 (zu 3), was beispiellos wohlfeil ist im Vergleiche zu den Droschken in München, Berlin oder Wien.

So ein armer Droschkengaul in Rom ist ein geplagtes Thier; die Kutschen sind übrigens leicht und fliegen über das Pflaster. Hie und da machen sich die Herren beim Ausweichen etwas laut verschiedene Liebenswürdigkeiten, das Pferd bekommt mit dem Geißelstock den Hafer und dann gehts wieder lustig weiter. Am Schlusse verlangen die Kutscher manchmal noch ein kleines Trinkgeld oder eine Cigarre. Jedenfalls gibt es viele Hundert einspännige Droschken in Rom; die neapolitanischen Wagen sind schmäler und fahren noch rasender. Halt', ich steig aus, rief hie und da der Schlesier, blieb aber hübsch sitzen, da ihn der Italiano doch nicht verstand.

Wir besuchten diesen Morgen zunächst das Collegium Romanum, die jetzige päpstliche Universität .und dann die Kirche zum hl. Augustinus, die wie so viele andere von Pius IX. restaurirt wurde und stets viel besucht ist. Die Römer lieben überhaupt zu ihrer Andacht die kleinern Kirchen. Gleich beim Eintritt wird man durch die vielen Andächtigen, die stets eine Statue der Mutter Gottes mit dem Kinde umknieen, durch die vielen Lampen, die davor hängen und durch die Votivgeschenke angenehm überrascht. Das Alles gilt dem Gnadenbild Madonna del parto (unserer lieben Frau von der Geburt), vor dem der hochselige unvergeßliche Bischof Ketteler von Mainz so oft geknieet und gebetet hat; auch der große Heilige Philippus Neri betete gern in dieser Kirche. Von der zarten Andacht, welche das römische Volk zur Mutter Gottes hat, kann man sich hier besonders überzeugen, indem dies Gnadenbild stets von Betenden umlagert ist, die bevor sie scheiden, der Gnadenmutter den Fuß küssen, ihn mit der Stirne berühren und sich mit dem Oele aus

ihrer Lampe bezeichnen. Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, Kinder und Greise, Priester und Laien, Römer und Fremdlinge trifft man da stets in Andacht versunken. Der mit kostbaren Säulen gezierte Hochaltar bewahrt ein altes Muttergottesbild, das dem hl. Lucas zugeschrieben wird und aus der Sophienkirche in Konstantinopel hieher kam.

Unter dem Altare links vom Hochaltare ruht die hl. Monica, die Mutter des hl. Augustinus; sie starb in Ostia an der römischen Küste, als sie von Rom nach Afrika reisen wollte; seit 1430 ruht sie in der Kirche des hl. Augustinus. Des großen Kirchenlehrers Reliquien sind in Pavia. Das Grab der hl. Monica ist der Lieblingsort der betenden Frauen; die Frauen, welche heidnische Männer und ungerathene Söhne haben, sterben ja nicht aus und wer weiß, wie oft schon die hl. Monica fromme Gebete erhört und heiße Thränen getrocknet hat? Freilich sind auch nicht alle Frauen gute Nachahmerinnen der hl. Monica, die ihren Sohn zweimal, zum zeitlichen und zum ewigen Leben geboren hat; sie suchen oft mehr mit Schelten und Anpredigen, als mit Gebet, Geduld und Sanftmuth ihre Herren Männer und Söhne „herumzubringen" und entleiden denselben die Frömmigkeit, indem sie ihnen dieselbe von der schlimmen Seite, sowie sie nicht sein soll, zeigen. Im alten Testament steht geschrieben: „Was ein steiler und sandiger Weg für die Füße eines Greisen, das ist ein geschwätziges Weib für einen stillen Mann." Dagegen preist auch die hl. Schrift den Mann glücklich, der ein braves Weib gefunden und sagt: Trügerisch ist die Gunst und eitel die Schönheit; eine Frau aber, die Gott fürchtet, wird gelobt werden.

Die hl. Monica ist eine Patronin der Müttervereine und die Zeitschrift, welche der Lehrer Auer in Donauwörth für die Erziehung der Kinder herausgibt und ihren Namen

gleichfalls von der Mutter des hl. Augustinus entlehnt hat, wirkt Vortreffliches.

Die hl. Jungfrau und Märterin Laurentia, auf deren Grab ich einmal celebrirte, und viele andere Heilige sind hier begraben. Auch Kunstschätze besitzt die Kirche des hl. Augustinus; ein berühmtes Freskogemälde vom berühmtesten Maler Italiens, der Prophet Isaias zwischen 2 Engel von Raffael aus dem Jahre 1512 und ein Altarbild, den hl. Kirchenlehrer zwischen Johannes d. T. und Paul dem Eremiten darstellend von Guercino. Im Kloster, das jetzt für das Ministerium der Marine hergerichtet wurde, ist die vom Kardinal Angelo Bona gestiftete bibliotheca Angelica, die drittgrößte in Rom mit 90,000 Bänden und 30,000 Handschriften. Den Gottesdienst besorgen noch einige Augustiner. Sicher ist es nicht, daß der hl. Augustinus einen Orden gegründet und eine Regel verfaßt habe. Die Augustinermönche zerfallen in verschiedene Klassen. Nach einer Bulle Alexanders IV. muß die Ordenskleidung von Wolle sein und besteht, wenn sie im Chor sind oder ausgehen, in einer schwarzen Kutte mit langen weiten Aermeln und hinten abwärts bis zum schwarzen ledernen Gürtel spitz zulaufender Kapuze; die gewöhnliche Hauskleidung aber soll außer den Unterkleidern in einem Rock und einem Skapulier von weißer Farbe bestehen.

Für die Ordensleute muß jeder katholische Christ Sympathie haben, wie jeder Feind Christi eine besondere Abneigung. Blind hassen die Kulturkämpfer die Orden und doch folgen sie einem eigenen Instinkt; in den Orden zeigt sich die Blüthe und die Kraft der katholischen Kirche.

Den Orden verdankt die Kirche hauptsächlich ihre Ausbreitung. Der hl. Benedikt z. B. hat mit dem Geiste der Arbeit die Erde unterjocht, mit dem Geiste des Gebetes den Himmel bezwungen, mit dem Geiste der Liebe die rohesten Männerherzen an sich gezogen. Irland, Schottland, Eng-

land sind durch Ordensleute katholisch geworden und werden es jetzt wieder. Waren die hl. Pirmin, Gallus, Kolumban, Kilian, Fridolin, Landolin und Bonifazius was anders als Ordensleute? Mit den Benediktinern haben die Augustiner, Cistercienser, Prämonstratenser, Franziskaner, Dominikaner, Kapuziner, Jesuiten und Ligorianer Unglaubliches für die Ausbreitung des Christenthums gethan. Der hl. Franz Xaver soll als einziger Zeuge aufgeführt werden.

Den Ordensleuten verdanken die Länder ihre Kultur. Wo der Liberalismus, der Feind der Klöster, seinen Fuß hingesetzt, hat er nur zerstört, nur Trümmer und Ruinen geschaffen; die Orden dagegen haben eine erstaunliche civilisatorische Thätigkeit entwickelt. Tacitus nennt Deutschland ein Land mit finstern Wäldern und tiefen Sümpfen und die alten Deutschen waren mit allen Thorheiten, Irrthümern und Laster ihren heidnischen Zeitgenossen behaftet.

Da kamen die Mönche und haben durch ihrer Hände Arbeit Deutschland in ein wohnliches, ja liebliches Land umgewandelt, und der Thätigkeit kirchlicher Orden verdankt Deutschland seine geistige Größe. Was die Mönche in Rheinau, Reichenau, St. Gallen, Einsiedeln, Fulda, Corvey, Fritzlar gethan, das kann nur ein unwissender oder roher Mensch verkennen. Die Mönche aber Faulenzer nennen, steht gewiß Leuten am allerwenigsten an, die oft ein Drittel ihres Lebens im Schlafe, ein anderes im Wirthshaus zubringen und das dritte als Gottes Tagdiebe herumlaufen.

Für die Erziehung der Menschen, in Kunst und Wissenschaft haben die Orden Unglaubliches geleistet. In der Wissenschaft nenne ich nur den hl. Thomas von Aquin, in der Kunst den Bruder Angelico da Fiesole, in der Erziehung den Jesuitenorden. Der Protestant Bacco sagt: „Bessere Schulen, als die Jesuiten haben, kann es gar keine geben,“ und der protestantische Geschichtsschreiber Ranke bemerkt von den Jesuitenschulen, „man finde, daß

darin ein Kind in einem halben Jahre mehr lerne, als in den übrigen Schulen in zwei Jahren." Die Orden haben aber auch eine große Bedeutung in der so wichtigen sozialen Frage. Der Augenlust, Fleischeslust und Hoffart des Lebens haben die Orden die Armuth, den Gehorsam, die Keuschheit entgegengesetzt. Der habsüchtigen Welt, die nur schätzt, was sie zählen, wägen und greifen kann, ruft der Ordensmann durch sein Leben entgegen: „Ich gelobe Armuth" und damit übt er einen sittigenden Einfluß auf den Reichen und tröstet den Armen. Der hl. Chrysostomus entwarf schon zu seiner Zeit einen Umriß von der Bedeutung und dem Einflusse des Ordenslebens in Betreff der sozialen Frage. Er schildert die Gefühle eines Armen, der plötzlich in den ungeheuren Luxus und die Prachtverschwendung eines Theaters zu Konstantinopel versetzt wird. „Siehe da," spricht er zu sich selbst, „an Dirnen und Tänzerinnen verschwendet man Tausende und abermals Tausende, und ich trotz meiner Arbeit stehe hier und hungere." Er ballt die Faust und verwünscht das Geschick, das ihn zur Armuth bestimmt hat. Wenn er aber an die stille Klosterpforte tritt und da Männer sieht, welche den Reichthum und der Erde Glanz abgelegt, in ihrer einfachen bescheidenen Kleidung: dann tröstet er sich wieder und trägt ergebener sein Loos. Ja, gerade in unserm Zeitalter der Kasernen und Fabriken und jetzt bei der sozialen Noth sollten wir Klöster haben, um die Armuth zu lindern durch das Beispiel der Entsagung und durch die werkthätige Liebe. Das haben zwei große Männer, der hl. Vincens von Paul und in unsern Tagen der Pater Theodosius Florentini wohl begriffen und die barmherzigen Schwestern in's Leben gerufen.

Die Ordensleute geloben Keuschheit: wohl dem Volke, in dem Zucht und Sitte herrscht. Dagegen zerstört nichts so sehr die beste Kraft eines Volkes, als wenn es sinnlichen Genüssen sich hingibt. Nichts zerstört so sehr alles höhere,

ideale Leben; nichts macht so brutal und gemein und gefühllos, als der Freudenbecher sinnlicher Lust. Nach der Brutalität und Gefühllosigkeit zu schließen muß eine tiefe innere Fäulniß weit in den Landen herrschen. Dem gegenüber zeigt der Ordensstand die Möglichkeit und Schönheit der christlichen Tugend der Jungfräulichkeit, die eine Blume des Christenthums, die der Brautschmuck der Kirche Christi ist.

Familie und Staat ruhen auf dem Prinzip der Autorität; unsere Zeit strebt nach einer schrankenlosen Willkür, nach einer ungemessenen Ueberhebung und hat einen grenzenlosen Dünkel. Dem gegenüber sagt der Ordensstand: Ich gelobe Gehorsam. In diesen drei Tugenden wäre das Heilmittel zur Rettung des Menschengeschlechtes, ein Hauptmittel zur Lösung der sozialen Frage. Die italienische Partei, welche zur Zeit am Ruder ist, hat sich die Lösung der Frage anscheinend leichter gemacht: sie haben Mönche und Nonnen fortgejagt, die Klöster mit Soldaten bevölkert, die Klostergüter eingezogen, die Schaar der Bettler vermehrt und sind selbst bettelarm geworden. Was sagt doch der Prophet so schön: „Ihr säet viel und bringt wenig, esset und werdet nicht satt, trinket und werdet nicht trunken, kleidet euch und werdet nicht warm, et qui mercedes (aliorum?) congregavit, misit eas in sacculum pertusum und wer den Lohn (Anderer?) erwirbt, wirfts in einen durchlöcherten Sack." Agg. 1, 6.

Aber um's Himmelswillen, wohin haben wir uns in Rom verirrt? An St. Agostino sind wir gewesen; wir gehen nun zur Kirche einer Heiligen, die in der Buße und in der Bekehrung dem großen Kirchenvater vorangegangen zur hl. Magdalena, nahe beim Pantheon; in dieser Kirche sind Ordenspriester vom hl. Camillus von Lellis, die sich mit der Pflege der Kranken abgeben; hier liegt der Ordensstifter begraben und hier verehrt man die Madonna della salute „unsere liebe Frau vom Heile".

Der Dichter Schiller, von dem man behauptet, er sei katholisch gestorben, hat in seinen „Göttern Griechenlands" das Heidenthum verherrlicht und dabei folgende blasphemische Worte gebraucht:

Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder
Holdes Blüthenalter der Natur!
Ach nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.

Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick,
Ach vor jenem lebenswarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.

Alle jene Blüthen sind gefallen
Von des Nordens schauerlichem Wehen
Einen zu bereichen unter allen
Mußte diese Götterwelt vergehen.

An diese Worte, mit denen mancher ungläubige oder gleichgiltige Student oder manche blasirte Höhertöchterschülerin sich selbst zu Thränen rührt, dachte ich, als ich vor dem Pantheon in Rom stand, jenem prächtigen Rundbau, welcher der am besten erhaltene Bau des alten Roms ist. Markus Agrippa des Luzius Sohn, ein Freund und Vertrauter des Kaisers Augustus baute im Jahr 25 v. Chr. diesen Riesenbau, den er den heidnischen Göttern weihte und stellte die Statue Cäsars mit den Gottheiten des julischen Geschlechtes im Tempelraum auf, die Bildsäule des Kaisers Augustus aber und seine eigene in den zwei großen Nischen der Vorhalle neben dem Eingang.

Der Name Pantheon d. h. Allgöttertempel stammt wohl daher, weil er allen Göttern geweiht war. Die Römer unterschieden sich in religiösen Dingen wesentlich von den Neuheiden, welche allen Glauben aufheben und keine fremden Götter neben sich dulden, indem sie die Bilder

aller Gottheiten aufstellten und mit Ausnahme der Christen alle nach ihrer Façon selig werden ließen. Die Bestandtheile des schönen Baues sind der gewaltige Mauercylinder, die Kuppel darüber und die große Säulenhalle über dem Eingang. Während alle übrigen Götzentempel in Ruinen liegen, wurde dieser allen Götzen einst gewidmete Tempel merkwürdiger Weise erhalten; wenn das Pantheon nicht in Trümmer gefallen, wie viele andere ebenso stolze und feste Bauten Roms, wenn es im Mittelalter nicht zur Festung umgewandelt, erstürmt, entstellt und gelegentlich in Schutt verwandelt worden, so verdankt es diesen glücklichen Umstand der Thatsache, daß es früh in einen christlichen Tempel umgebaut wurde.

Die heidnischen Götter mußten weichen, aber nicht ach und leider, wie Schiller sagt, sondern zum Wohle der Menschheit und der eine, wahre, heilige Gott zog in den Tempel ein. Es ist also das Pantheon ein Monument, dessen mächtige Kuppel dasselbe vernehmlich spricht, was auf dem Obelisk des Petersplatzes steht: Christus siegt, Christus regiert, Christus herrscht. Bonifaz IV. weihte am 13. Mai 609 das Pantheon zu einer Muttergotteskirche ein und zum Andenken der vielen Martyrer, deren Gebeine unter den Altären bestattet wurden. Seither heißt das Pantheon „St. Maria zu den Martyrern" oder auch Rotunde (Rundbau). Der Bau ist etwas gesunken und äußerlich vernachläßigt; er hat auch schon eine reiche Geschichte hinter sich. Im Jahre 655 raubte der Kaiser Konstans II. die vergoldeten Bronzeziegel, Gregor III. ersetzte sie 1713 durch ein Bleidach, das heute noch besteht. Urban VIII. aus dem Hause Barbarini entfernte 1632 die ehernen Balken der Vorhalle und ließ daraus 110 Kanonen für die Engelsburg und 4 gewundene Säulen am Hochaltar St. Peters gießen. Die Römer, welche sehr reich an Wortspielen sind, rächten sich durch den Spruch: Quod non fecerunt barbari, fecerunt

Barbari — ni d. h. was die Barbaren nicht gethan, haben die Barbarini gethan. Unter Alexander VIII. stülpte der Baumeister Bernini die zwei häßlichen Glockenthürme auf; der Volkswitz übte sofort Vergeltung und nannte sie Bernini's Eselsohren.

In der Vorhalle stehen 16 prachtvolle korinthische Säulen, jede aus einem Stück Granit (sog. Monolithen), 35 Fuß hoch und 16 Fuß im Umfang. Der Durchmesser des Pantheon ist seiner Scheitelhöhe gleich und beträgt 132 Fuß. Der ganz herrliche Rundbau hat kein Fenster; er erhält sein Licht durch die im Scheitel befindliche Oeffnung von 27 Fuß Durchmesser. Die Oeffnung ist unbedeckt und auch der Regen hat da freie Passage; der Fußboden ist so angelegt, daß das Wasser wieder abfließt. Ein gewaltiger Lichtstrom fallt durch diese Oeffnung und vertheilt sich gleichmäßig, harmonisch über alle Theile des wunderbaren Baues, kein Widerschein stört, kein Sonnenstrahl fällt blendend ein — überall gleiches Licht, gleicher Schatten, eine heilige, himmlische Ruhe geht durch die Räume, welche sänftiget, erhebt und erquickt. Ein wohlthuendes und wohliges Gefühl, sagt Kuhn, erfüllt den Eintretenden, daß wer es nicht erfahren, nur schwer sich davon einen Begriff macht, und das wohl in dem Maß in keinem zweiten Bau der Welt empfunden wird, nicht einmal unter der Kuppel und den goldenen Wölbungen von St. Peter. Der Fußboden ist mit Porphyr, grauem Granit, mit asiatischen und afrikanischen Marmorarten ausgelegt und glänzt im schönsten Farbenspiel. Zur Andacht stimmte mich das Pantheon nicht besonders; nach unsern hergebrachten Begriffen macht es trotz der Altäre mehr den Eindruck eines Schauspiel-, als eines Bethauses. In den großen Nischen, die sich zwischen je 2 korinthischen Säulen befinden, standen einst Götzenbilder, jetzt erheben sich dort christliche Altäre. Bei einem derselben links vom Eingang hat Italiens berühmtester Maler

Raffael Sanzio, † 6. April 1520 seine Ruhestätte gefunden. Wer Italiens Bildergallerie gesehen und die vatikanischen Sammlungen, dem wird Raffael unvergeßlich sein, wenn er auch nie vorher seinen Namen gehört hätte. Lionardo da Vinci, Michelangelo und Raffael überstrahlen in der Malerei wohl alle übrigen und der berühmteste unter diesem Dreigestirn dürfte wohl der Urbiner Raffael Sanzio sein; er hat seinen Vater und seinen Meister (Perugino), welche beide berühmte Namen hatten, weit hinter sich gelassen und ist durch die Unterstützung der kunstsinnigen großen Päpste Julius II. und Leo X. der berühmteste Maler der Welt geworden. Man sieht Raffaels Bild oft: ein Gesicht von unaussprechlicher Anmuth und Lieblichkeit, kindlicher Unschuld und sinnigen Ernstes; Julius II. legte ihm einstens entzückt von so viel Geist, Talent und Schönheit die Hand auf's lockige Haupt mit den Worten: „So empfange denn du, den Gott so reich gesegnet hat, auch den Segen eines alten Mannes. Mögest du stets deine Talente zum Preise des Gebers und zur Verherrlichung seiner hl. Kirche verwerthen." Obwohl er nur 37 Jahre alt wurde — er wurde geboren und starb am Charfreitag — hat kein Maler so viele vorzügliche Werke hinterlassen, als er und keiner so schöne Bilder von Maria der hl. Jungfrau gemalt, als er. Er malte Glaube und Liebe hinein und war ein besonderer Verehrer der Madonna. Ueber seiner Gruft sollte eine Marmorstatue der Madonna errichtet und monatlich 12 Seelenmessen für ihn gelesen werden — auf ewige Zeiten.

Seine berühmtesten Werke sind außer den Loggien, Stanzen und Tapeten im Vatikan: Die Vermählung Mariens (in Mailand), die Madonna del Grandeca (im Palast Pitti zu Florenz), die hl. Familie und die Madonna di Tempi (in München) die hl. Cäcilia (in Bologna), die Madonna della Sedia, die Vision des Propheten Ezechiel, Bild-

niß Leo X. mit den Cardinälen, die Grablegung, die Madonna von Foligno, die Verklärung (im Vatikan), der Flötenspieler u. a. Der Werth des einzelnen Bildes berechnet sich von einer halben bis zu einer ganzen Million Franken und darüber.

Cardinal Bambo verfaßte eine lateinische Grabschrift, welche in deutscher Uebersetzung lautet: „Gott dem Allmächtigen, Allgütigen, Raffael Sanzio, dem Sohne des Johannes aus Urbino, dem größten Maler, der mit den Alten wetteiferte, in dessen lebensvollen Gemälden du bei der Betrachtung das Bündniß der Natur und Kunst leicht erkennst. Er verherrlichte den Ruhm der Päpste Julius' II. und Leo's X. durch seine Werke in der Malerei und Baukunst (er war u. A. auch zeitweilig Baumeister an der Peterskirche) lebte 37 volle Jahre. An dem Tage, an dem er geboren, hörte er auf zu leben, am 6. April 1520. Dies ist Raffael; so lange er lebte, sorgte die Mutter Natur von ihm besiegt zu werden, mitzusterben, als er starb."

Nicht weit von Raffael liegt der Cardinal Consalvi begraben, einer der größten Diplomaten aller Jahrhunderte. Er war 1757 in Rom geboren und erregte namentlich durch seine Kenntnisse und feine Manieren die Bewunderung der Zeitgenossen. Wegen seiner vielen Reisen nannte man ihn, als er bei der Rota angestellt war, den Monsignore Ubique (den Prälaten „Ueberall"). Diplomatisch war er unter den Päpsten Pius VI. und Pius VII. thätig; 1800 wurde er Cardinal und Staatssekretär und blieb es mit Unterbrechung bis zum Regierungsantritt Leo's XII.

Schon unter Pius VI. brachte er für die Sache der Kirche die größten Opfer; unter Pius VII. erregte er anfangs die Bewunderung, dann den Zorn Napoleon's I., der ihn durch Schmeichelei und Gewalt vergeblich für sich zu gewinnen suchte; seine Anhänglichkeit an den Papst und seine unerschütterliche Standhaftigkeit zogen ihm die

Verbannung nach Rheims zu. 1814 wurde er frei und vertrat 1815 die weltliche Macht des Papstes auf den Wiener Congreß. Er schloß Conkordate mit Baiern, Württemberg, Preußen, Polen, Rußland, Genf, Sardinien und Spanien. Leo XII. machte ihn zum Präfekten der Propaganda; er starb 1824.

Consalvi hatte ein wohlwollendes, edles, für Freundschaft ungemein empfängliches Herz, der keinen Dienst, den man ihm leistete, vergaß; er war zugleich sparsam und wohlthätig; sein einnehmendes Wesen war mit Anstand und Würde gepaart. Seine feine Weltbildung befleckte nicht die Makel der Glattzüngigkeit; er versprach nichts, was er nicht wirklich hielt. Er war nachgiebig und geschmeidig wie ein Weltmann, aber unbeugsam wie ein Apostel und treu seiner Kirche. Napoleon sagte von ihm, Consalvi sei ein Mensch, der nicht scheine, Priester zu sein, aber es mehr sei, als alle andern. Allen hl. Funktionen wohnte er mit Pünktlichkeit und Genauigkeit bei, alle religiösen Uebungen, Fasten und Beicht verrichtete er mit gewissenhaftem Eifer. Das ist ein schönes Denkmal, das er sich in der Geschichte der Neuzeit gesetzt, noch schöner als seine Büste von Thorwaldsen. Wie hat doch zu allen Zeiten die Kirche große Männer hervorgebracht!

Eine handschriftliche Urkunde des Pantheons bezeugt, daß unermeßlich viele Reliquien von Heiligen dort ruhen; einmal wurden 28 Wagen voll hingebracht. Mitten unter ihnen ruht, wie der Pontius im Credo, der König Viktor Emmanuel, der am 9. Jänner 1878 im Quirinal starb und seinem Sohne 36 Millionen Schulden und ein Königreich hinterließ, in dem der Tanz der Revolution losgehen kann, wenn er will. Viktor Emmanuel bat um die Sterbsakramente der Kirche, von jeher hatte er arg Furcht vor dem Teufel — in seinen letzten Augenblicken ist er nach Canossa gegangen. Ich kenne ein badisches Amtsstädtchen,

in dem ein rother Stadtrath dem Pfarrer zu leid bei einer politischen Veranlassung so stark läuten ließ, daß eine Glocke beschädigt wurde. Auch das Pantheon wurde bei der Leichenfeierlichkeit beschädigt und stand in Gefahr, ein Raub der Flammen zu werden. Viktor Emmanuel liegt nicht weit vom Hochaltar in einer Nische. Der Sarg war mit Blumen und Kränzen geschmückt; Lorbeerkranz, Adler und Krone zieren denselben und die Inschrift: Vittorio Emmanuele re d'Italia. Wie lange seine Nachkommen Könige von Italien sein werden? Sauber sieht es nicht aus im Lande, wo die Zitronen blühen.

Wenn der Mond durch die Oeffnung der Kuppel der Rotunde scheint, soll das Pantheon einen merkwürdig imposanten Eindruck machen. Der Mond that uns in Rom aber nicht den Gefallen, extra voll zu werden und darum mußten wir auf diese Gemüthsaffektion verzichten.

Vom Pantheon gingen wir zum Collegium Germanicum, das der hl. Ignatius von Loyola für deutsche und ungarische Priester gestiftet, die hier ausgebildet und dann in ihre Heimath entsendet werden. Hier hat u. a. Prof. Dr. Hergenröther studirt, der größte Theologe des jetzigen Deutschlands, der die Herren Döllinger, Friedrich, Huber und Comp. gehörig auf den Sand gesetzt hat und am 12. Mai vom Papste zum Cardinal erhoben wurde. Die Zöglinge tragen rothe Sutanne zur Erinerung, daß sie bereit sein müssen, Gut und Blut für den heiligen katholischen Glauben hinzugeben. 50 soll die höchste Zahl der deutschen Zöglinge sein, die wir hie und da auf unsern und ihren Spaziergängen trafen. Gerade daneben ist die Kirche vom hl. Ignazius, wo die Reliquien des hl. Aloysius, des Patrons der studirenden Jugend und des jungfräulichen Standes, des Engels im Fleische in einem Sarge ruhen, der mit lapis lazulli ausgelegt und mit vergoldeter Bronze verziert ist. Dem Altare gegenüber steht der

Altar des sel. Johannes Berchmanns. Es war mir eine große Freude, hier zu beten und die Jugend, namentlich die studirende, diesen Heiligen zu empfehlen.

In dieser Kirche hat der berühmte Schaffhauser Convertit Friedrich v. Hurter am Aloysiustag 1844 die erste hl. Kommunion im 57. Lebensjahre aus der Hand des Cardinals Ostini empfangen. An demselben Tage wurde er auch gefirmt in der Kapelle des hl. Aloysius; sein Firmpathe war der bekannte Maler Overbeck, der 30 Jahre vorher in den Schooß der einen, heiligen, apostolischen, römisch-katholischen, unfehlbaren und allein seligmachenden Kirche zurückkehrte.

In Rom haben schon viele deutsche Protestanten konvertirt, und während wir in Rom waren, hatten 2 Hannoveraner dieselbe große Gnade. Aber da hör' ich den deutschen Philister in seiner angebornen Schlauheit einwenden: „Zu was den Glauben ändern? Es soll Jeder bleiben, was er ist." Sehr gut; hätten nur die sog. Reformatoren und ihre Anhänger das im 16. Jahrhundert befolgt — die unselige Kirchenspaltung wäre dann unterblieben. Es soll Jeder bleiben, was er ist, das heißt so viel, als: Es ist gleich, was man glaubt. Damit spricht man aber die größte Thorheit, den größten Wahnwitz aus. Gleich ist nur dann, was man glaubt, wenn alle Glaubensbekenntnisse gleich gut oder gleich schlecht sind. Zu behaupten alle Religionen sind gleich gut und richtig ist eine Thorheit; das ist so wenig richtig, als Wahr und Falsch, Recht und Schlecht, Heil und Verderben, Ja und Nein einerlei ist. Es gibt nur einen Christus, also auch nur eine Lehre Christi; entweder ist Christus im Altarssakramente z. B. gegenwärtig oder er ist es nicht, entweder ist der Papst der Stellvertreter Gottes auf Erden oder er ist es nicht. Beides kann nicht wahr sein. Die Gleichgültigkeit, der Indifferentismus ist also eine Thorheit. Denkende Protestanten, die um den

Glauben beten, haben schon viele das Glück gehabt zur katholischen Kirche zu kommen und darin Ruhe und Seligkeit zu finden; bei den Katholiken, die von ihrem Glauben abfallen, hört man sehr oft das Gegentheil. Merkwürdig ist ein Ausspruch des bekannten Protestanten Swift vom irischen Apostat Toland, der anno 1722 starb; „Ich weiß nicht, wie es geschieht: wenn der Papst seinen Garten säubert, so wirft er uns die Nesseln über die Mauer.“ Abgefallene gibt es immer in der katholischen Kirche; aber die Abgefallenen sind in der Regel auch dürre Aeste am Lebensbaum gewesen. Konvertirende Protestanten sind meist vorzügliche Leute, ich erinnere an Hurter, Overbeck, Ratisbonne, Rosenthal, Manning, Newman, Ripon, Onno Klopp, Veith, Baumstark u. a. Ein Wort Melanchthons, eines der sog. Reformatoren, ein Genosse Luthers möge hier noch Platz finden. Er stand bewegten Herzens am Krankenbett seiner geliebten Mutter. Da sie den Tod erwartete, wandte sie sich an ihren Sohn mit der vertrauensvollen Frage: Soll ich denn nach der neuen Kirche sterben oder nach der alten? „Nach der alten“ — war die Antwort, weil er das Herz reden ließ, mit dem Hinzufügen: „in der neuen Kirche ist wohl besser leben, aber in der alten besser sterben.“

Aus den Zimmern des hl. Aloysius und des sel. Berchmanns sind jetzt wunderliebliche Kapellen gemacht. Mit der Ignaziuskirche ist das Collegium Romanum verbunden, an dem die ausgezeichnetsten Jesuiten als Lehrer wirken. Die Jesuiten sind der angefeindetste kathol. Orden; das Gebet des hl. Ignatius, der liebe Gott möge ihm stets Verfolger senden, ist erhört worden. Die Jesuiten, meine ich, müßten alle in Himmel kommen; man entleidet ihnen das Erdenleben so gründlich, und wenn alle Sterbliche sich exsules filii Evae, vertriebene Kinder Eva's nennen dürfen, die Jesuiten haben das größte Recht dazu. Die Jesuiten-

feinde sterben nicht aus, und Bluntschli ist nicht der einzige, auf den Stolz das Wort Göthe's angewendet hat:

„Sagt, wie heißt der steife Mann?
Er geht mit stolzen Schritten,
Er schnopert, was er schnopern kann,
Er spürt nach Jesuiten."

Zur Zeit soll die Jesuitenhetze in Frankreich losgehen.

Und sowie zur Zeit der Seuche
All' das gleiche Fieber anpackt,
So rumoret jetzt in Aller
Herz ein böser — Jesuitenzorn.

Sie haben alle Hexenangst vor den Jesuiten und zeigen damit deutlich gegen ihren Willen die Bedeutung des Ordens.

Von der stillen traulichen Jesuitenkirche gingen wir in's bunt bewegte Leben des römischen Corso, der Hauptstraße der Weltstadt. Der Corso ist etwa 1/2 Stunde lang, nicht sonderlich breit, aber mit schönen Palästen besäet; da bewegt sich die römische Welt, da feiert sie ihre Fastnacht, das Pferderennen, die Corsofahrten, von denen später die Rede sein wird. Heute gingen wir auf den Corso, um die Kreditbriefe in Gold umzusetzen und den Peterspfennig, den ich in solchen Briefen und in Wechseln bei mir führte, flüssig zu machen. Wir gingen an der piazza Colonna, an der Post, an verschiedenen Obelisken, am Parlamentshaus, wo die langweiligsten Reden der Welt gehalten werden vorbei und kamen schließlich zur sog. Propaganda auf dem spanischen Platze, auf dem das 1857 von Pius IX. errichtete Denkmal von der unbefleckten Empfängniß steht. Die Propaganda hat ihren Namen von den Jünglingen, welche hier von verschiedenen Nationen zu Priestern und Missionären zur Verbreitung des Glaubens (ad fidem propagandam) ausgebildet werden. Die Propaganda ist das

Mutterhaus der Missionäre und auch eine Pflanzschule der heiligen Martyrer, eine ehrwürdige, ächt apostolische Anstalt. Gregor XV. stiftete sie 1632 und nahm zunächst asiatische und arabische Zöglinge auf; jetzt ist keine Nation ausgeschlossen; wir sahen oft bei Spaziergängen einen Neger unter den glücklichen Zöglingen, an die in des Wortes vollster Bedeutung die Mahnung des Herrn ergeht: Geht hin in alle Welt und lehret alle Völker. Das Haus heißt Collegium Urbanum weil Urban VIII. dasselbe 1627 durch Bernini aufführen ließ. Die Kirche der Propaganda ist den hl. Königen geweiht und am Dreikönigstage wird das sog. Sprachenfest gefeiert, wobei die Zöglinge der verschiedenen Länder Vorträge in ihrer Muttersprache halten. An der Spitze der Anstalt steht die Cardinalskongregation der Propaganda; der Vorsitzende ist Cardinal Simeoni, nach Antonelli Staatssekretär Pius' IX. Die Buchdruckerei der Anstalt war früher im Besitze der Alphabete von 27 Sprachen; die französische Revolution entführte sie in einer ihrer würdigen Weise nach Paris; nach dem Frieden von 1815 wurde nur ein Theil wieder restituirt, ein anderer war an die englische Bibelgesellschaft verkauft worden. Auch die Bibliothek wurde von den Franzosen geplündert; dieselbe besteht aus 30,000 Bänden und hat seltene orientalische Werke. Mit derselben ist ein Museum, eine Medaille- und Münzsammlung verbunden. Die Schülerzahl mag 100—150 betragen bei 20 Professoren; die Jesuiten leiten die Erziehung. Das Fest des hl. Fidelis von Sigmaringen wird in der Propaganda besonders gefeiert, weil sie diesen heiligen Kapuziner, den die reformirten Bauern zur Illustration ihrer Toleranz todtschlugen, als ihren Erstlingsmartyrer verehrt. Es ist ein verdienstliches Werk, die Missionsvereine zu unterstützen und zur Verbreitung des Glaubens beizutragen.

Die Druckerei der Propaganda, in der ich mir ein

Buch zum Andenken kaufte, hat schon viel zur Verkündigung des Evangeliums gethan und macht einigermaßen wieder die Sünden gut, welche besonders die kirchenfeindliche Presse auf dem Gewissen hat. Es ist schändlich und wehethuend für Freunde der Presse, daß das Sprichwort aufkommen konnte: gelogen wie gedruckt. Freilich sagt man jetzt im Zeitalter der Eisenbahnen gleich lieber: Gelogen wie telegraphirt.

Mit der Presse haben die Feinde der Kirche lange Zeit nach dem Göthe'schen Spruch gehandelt:

Nun laßt uns alles drucken
Und walten für und für,
Und soll sich Keiner mucken,
Der nicht so denkt wie wir.

Die katholische Presse hat sich Gottlob auch ein wenig emporgearbeitet und schießt, um mit Minister Lutz zu reden, auch hin, wenn hergeschossen wird.

Neben der Propaganda liegt die durch die Bekehrung des Juden und jetzigen Redemtoristenpaters Ratisbonne berühmt gewordene Kirche S. Andrea delle fratte d. h. Andreas an den Hecken, welcher Beiname von den Hecken abgeleitet wird, die sich vormals in dieser Gegend befanden. Die Juden haben schon zur Zeit Christi und der Apostel den Eckstein verworfen und haben den Messias den Heiden ausgeliefert und mit dem Messias auch seine Gnade und Wahrheit. Judenbekehrungen haben aber trotzdem nicht selten stattgefunden und von Zeit zu Zeit erhört Gott das Charfreitagsgebet der Kirche, wenn sie singt: Oremus et pro perfidis Judæis, lasset uns beten für die treulosen Juden, daß unser Gott und Herr den Schleier von ihren Herzen nehme und sie erkennen unsern Herrn Jesum Christum. In der Kirche Andrea delle Fratte wurde am 20. Jänner 1842 der Schleier vom Herzen eines Juden genommen, der ein aus-

erlesenes Werkzeug in der Hand Gottes geworden. In Straßburg gab es eine reiche jüdische Bankiersfamilie Ratisbonne, auf deutsch „Regensburger."

Am 1. Mai 1814 wurde dieser Familie ein Knabe geboren, der bei der Beschneidung den Namen Tobias erhielt; da er sehr talentvoll war, studirte er in Rom und Paris, wurde ein aufgeklärter Judenjüngling, der weder an Moses noch an die Propheten glaubte, aber wie viele Juden einen ganz grimmigen Haß gegen die katholische Kirche hatte, der noch gesteigert wurde, weil sein älterer Bruder Theodor Christ und sogar Priester geworden.

Er hatte Alles, was Menschen begehren: er war jung, gelehrt, reich, hatte schöne Pferde und elegante Kutschen und eine Braut, die viel „Religion" besaß, jung und hübsch war. Da dieselbe aber erst 16 Frühlinge zählte, begab er sich auf Reisen, namentlich nach Italien, mit der ausgesprochenen Absicht, nicht nach Rom zu gehen, da er dieses „Pfaffennest" ganz besonders haßte. Der Zufall, sagen wir christlich die Fügung Gottes wollte es, daß er gegen seinen Willen nach Rom kam; dort fand er einen Herrn von Bussières, einen Freund seines Bruders, und das genügte, um eine große Abneigung gegen ihn zu haben; Bussières war Konvertit und sagte eines Tages, als Ratisbonne mit jüdischem Hohne gegen den Katholizismus und die Muttergottesverehrung loszog, er solle von ihm eine Medaille der Muttergottes annehmen und tragen. Ratisbonne ging des Scherzes halber auf den Vorschlag ein, um seiner Braut die Medaille als eine katholische Lächerlichkeit mitzubringen. Außerdem verpflichtete er sich, um der Zudringlichkeit los zu werden, jeden Tag zweimal das Memorare des hl. Bernhard „Gedenke o gütigste Jungfrau" zu sprechen. Von „Beten" kann die Rede nicht sein; er betete überhaupt nicht; aber er sagte es herunter, weil er einmal sein Wort darauf gegeben. Zweimal schon war

Ratisbonne zur Abreise nach Neapel bereit und zweimal verschob er die Abreise, weil er aus Neugierde den Papst sehen wollte. Am 20. Jänner 1842 begegnete Ratisbonne am Nachmittag, als er gerade aus einem Café ging, dem Herrn Bussières, der ihn zu sich in den Wagen einlud. Vor der Kirche S. Andrea delle Fratte stieg Bussières aus und bat Ratisbonne einige Augenblicke zu warten, bis er ein kleines Geschäft im Kloster besorgt hätte. Ratisbonne trat aus Langweile in die Kirche. Doch hören wir ihn selbst: „Ich ging in die Kirche — da fühlte ich auf einmal mich von einer großen Verwirrung befallen, die ich mit Worten nicht aussprechen kann. Es schien mir ein Schleier vor die Augen gezogen worden zu sein, die ganze Kirche wurde finster, mit Ausnahme einer einzigen Kapelle, welche im hellsten Lichtglanze strahlte, und auf dem Altare derselben sah ich aufrecht stehend, groß, majestätisch, in unaussprechlicher Schönheit und voll von Barmherzigkeit die seligste Jungfrau Maria ähnlich, wie sie auf der Medaille der unbefleckten Empfängniß abgebildet ist. Bei diesem Anblick fiel ich auf die Kniee. Oefters versuchte ich, die Augen zur Jungfrau zu erheben; allein die Ehrfurcht und der Glanz zwangen mich, sie gleich wieder niederzuschlagen. Dies hinderte mich aber nicht, von der Wirklichkeit der Erscheinung im Innersten überzeugt zu sein. Mit Mühe konnte ich den Blick auf die Hände Mariä heften, in welchen ich den Ausdruck der Gnade und Barmherzigkeit sah. In der Gegenwart der heiligsten Jungfrau erkannte ich klar, obschon sie nicht ein Wort zu mir sprach, meinen entsetzlichen Zustand, aber auch die Schönheit der katholischen Religion, mit einem Worte, ich erkannte Alles. Ich weinte heiße Thränen, und das Gefühl, welches die Thränen begleitete, war das der Dankbarkeit gegen Maria, des Mitleides mit den Irrgläubigen, Sündern und mit meiner in den Finsternissen des Judenthums begrabenen Familie."

Bussières fand Ratisbonne auf den Knieen liegend, und mußte 3—4 mal leise ihn anstoßen, bis er Antwort erhielt. Der Begnadigte küßte unter Thränen die Medaille der Mutter Gottes, ging dann zu dem Jesuitenpater Villefort, von dort nach Maria Maggiore, um der Mutter Gottes Dank zu sagen. „O mein Gott, rief er da aus, ich, der ich noch vor einer halben Stunde lästerte, ich, der ich einen so tödtlichen Haß gegen die Kirche hegte! Alle, die mich kennen wissen, daß ich, menschlich zu reden, die zwingendsten Gründe hatte, Jude zu bleiben. Meine Familie ist jüdisch, meine Braut ist eine Jüdin, mein Onkel ist Jude. Indem ich Katholik werde, opfere ich alle Interessen und Hoffnungen auf, die ich auf Erden habe, und doch ich bin nicht wahnsinnig, Jedermann weiß, daß ich es nicht bin, daß ich es niemals gewesen bin."

Am 31. Jänner ließ Ratisbonne, der wunderbarer Weise eine Kenntniß der christlichen Wahrheiten mit den übrigen Gnaden erhielt, in der Jesuitenkirche al Gesù sich taufen durch der Cardinal Patrizi, der ihm auch die Firmung und die hl. Kommunion spendete — er erhielt den Namen Alphons Maria. Der nachmalige Bischof Dupanloup von Orléans, damals noch ein einfacher Priester, hielt bei der Feierlichkeit, welche die Aufmerksamkeit von ganz Rom auf sich zog, eine Ansprache. Da Ratisbonne seine Braut nicht bewegen konnte, katholisch zu werden, entsagte er ihr und wurde 5 Jahre später Priester, trat in den Jesuitenorden, verließ denselben aber wieder, um sich ganz der Bekehrung der Juden zu widmen; er gründete „die Congregation unserer lieben Frau von Sion" und ist seit 1855 in Jerusalem, wo er noch außerordentlich segensreich wirkt. In Freiburg habe ich den berühmten Mann, wenn ich nicht irre, einmal gesehen, und manche Leser der „Freien Stimme" haben schon Geld für seine Anstalt gespendet. Erinnert man sich all dessen, so ist man gewiß recht zur Andacht

gestimmt, wenn man vor dem Altare knieet, wo dies Wunder geschehen. Die Erscheinung ist in einem Bilde an der rechten Wand dargestellt.

In neuerer Zeit haben sich außer Ratisbonne noch besonders als bekehrte Juden P. Cohn, ein großer Verehrer des allerhl. Sakramentes und die Gebrüder Lehmann, zwei ehemalige Elsäßer Juden hervorgethan. Die letztern haben bekanntlich im Januar 1870 an die Väter des Concils die Bitte gerichtet, an die Juden eine Ermahnung, die christliche Religion anzunehmen, ergehen zu lassen. Sie durften dem Papste Pius IX. die Bittschrift selber überreichen. Was sie genützt, das weiß der allsehende Gott. Jedenfalls ist es schwer, Juden zu bekehren. Juden wird es bis an's Ende der Tage geben, und vor dem Weltuntergang soll noch einmal eine große Bekehrung unter Israel stattfinden.

Die Messiaserwartung ist bei vielen Juden verloren gegangen; ein großer Theil machen in Papier und Aktien und regieren durch ihr Geld die Welt. In's gelobte Land, das nicht mehr von Milch und Honig fließt, zu ziehen, haben sie, obwohl in den Zeitungen viel davon gesprochen wird, sicher sehr wenig Lust. Es hat zwar ein bairisches Witzblatt vor nicht langer Zeit gedichtet:

Das schöne Kanaan, es soll
Voll Milch und Honig fließen,
Das könnten sie zu ihrem Wohl
Stets frisch alldort genießen.

Der Rothschild könnt' ihr König sein,
Der Lasker ihr Minister,
Bleichröder, Stroußberg, Oppenheim
Die Schranzen, Koch und Küster.

Aber der Mann kennt die Israeliten schlecht; sie sind gute deutsche Patrioten, bleiben im Lande und nähren sich

redlich, wie die hl. Schrift sagt, und manches Christenbäuerlein wär' ohne die Juden gar übel daran: wo wollte er ein Kühlein kaufen oder Geld leihen?

Im Getriebe der römischen Straßen kamen wir zur Kirche S. Maria sopra Minerva, eine der schönsten und reichsten Kirchen Roms, die in seltener Ausnahme gothisch ist. Sie heißt „Maria über Minerva", weil die Kirche an der Stelle eines ehemaligen Minerva — Tempels gebaut ist. Minerva war bei den Heiden die Göttin der Weisheit, der Künste und des Krieges. Maria die Gottesmutter wird Sitz der Weisheit genannt, Thurm Davids und ist die Patronin der edlen Künste geworden.

In dieser Kirche liegt die große hl. Katharina von Siena begraben, deren Fest gerade heute, wo ich dieses schreibe, am 30. April gefeiert wird; sie starb 1380 und war eine der bedeutendsten Jungfrauen, die je gelebt haben. Pius IX. ernannte sie 1866 zur zweiten Patronin der Stadt. Hier ruht auch der berühmte Maler Fra Giovanni Angelico da Fiesole, von dem der berühmte Michelangelo einst sagte: Mir scheint, dieser Mönch ging zuvor in den Himmel, um jene seligen Angesichter zu betrachten, um sie dann zurückgekehrt unter uns zu malen. Er nahm nie den Pinsel in die Hand, ohne vorher zu beten und malte oft, besonders die Bilder der hl. Jungfrau knieend. Seine Hauptgemälde sind in S. Marco zu Florenz. Er starb 1455 im 60. Lebensjahre im Minervakloster als Dominikaner. Nikolaus V. setzte ihm folgende Grabschrift:

„Spendet nicht Lob mir, daß ich ein zweiter Apelles gewesen,
Sondern daß allen Erwerb, Christus, den Deinen ich gab,
Anders verhalten sich Werke der Erde als Werke des Himmels,
Tusciens Flora die Stadt hat mich Johannes gehegt."

Eine ganze Reihe Päpste und anderer berühmter Männer liegen hier begraben. Die Freskogemälde sind

Meisterstücke von Filippo Lippi und die Christusstatue von Michelangelo ist weltbekannt; sie ist mehr die Darstellung männlicher Kraft und Schönheit, als ein Bild des Erlösers.

Die Kirche hat auch einige neuere Glasfenster, darstellend die hl. Katharina v. Siena und Alexandria, Pius V. und Dominikus, Stephanus und Vinzentius — außerordeutlich ansprechend. Neben der Sakristei ist die berühmte Bibliothek (bibliotheca Casanatensis) mit 120,000 Bänden, vielen Handschriften, welche der Cardinal Casanata gründete, abermals ein Beweis mehr, daß die Römlinge Feinde der Bildung sind. Früher wohnte hier der Ordensgeneral der Dominikaner und hielten die Congregation des Index und der Inquisition hier ihre Sitzungen. Nach 1870 zog das Finanzministerium ein. Die Finanzen stehen aber schlecht; der Ueberschuß ist auf dem Index und zur Entdeckung des Defizits braucht man keine Inquisition; das „das springt sofort in die Augen", pflegte einer meiner Professoren zu sagen. Der italienische Staat und die italienischen Städte haben leere Kassen und volle Schuldenregister.

Und was mir fehlt du Kleine,
Fehlt Manchem im deutschen Land.

Die Klostergüter und das Kirchenvermögen haben keine Zinsen getragen. Florenz hat 194½ Millionen Schulden, Neapel folgt getreulich nach mit 105½ Millionen, dann kommt Mailand mit 63¼, Genua mit 42, Rom mit 38, Livorno mit 16, Pisa mit 15, Turin mit 14, Palermo mit 11, Bologna und Venedig mit je 9 Millionen Franken, und so gehts lustig fort bis zum kleinsten Städtchen. Wie die Kassen leer, so sind die Gefängnisse voll. Depretis ein Mann des Fortschrittes erklärte in der Kammer: „Die Statistik der Gefängnisse legt Zeugniß ab wider uns, wider das Land, wider Italien und wider die Ehre." Die Zahl der Verbrecher hat seit dem Jahre 1870 in schreckenerregen-

der Weise zugenommen. Die Bagni, d. h. die Gefängnisse für die wegen schwerster Verbrechen zu Zwangsarbeit Verurtheilten, nahmen im Jahre 1871 die Zahl von 5,362 neuen Verurtheilten auf 1872 — 6,281; 1873 — 6,599; 1874 — 6,567; 1875 — 7,353; in 5 Jahren also eine Vermehrung von 2000 Raub- und Meuchelmördern! Signor Mussi sagte in seiner Erwiderung, daß es nothwendig sei, die entfernten Ursachen des Verbrechens aus dem Wege zu räumen. Früher, sagte er, hieß das Motto: „Viel Priester, viel Brod und wenig Gefängnisse". Er schrieb die Zunahme der Verbrechen dem Elende der ärmeren Bevölkerung zu und befürwortet die Abschaffung der Mahlsteuer. Jetzt scheint das Motto der italienischen Regierung: „Keine Priester, wenig Brod und viele Gefängnisse" zu sein. Die wahre Ursache der Verbrechen in Italien ist die von der Regierung betriebene Befeindung der Kirche. Napoleon I. sagte, daß „der größte Dienst, den er Frankreich geleistet, die Wiederherstellung der katholischen Religion sei, denn was würde aus dem Menschen ohne Religion werden? Sie würden sich gegenseitig todtschlagen wegen eines hübschen Frauenzimmers oder wegen des besten Apfels". Die Italiener kommen am Ende doch wieder zur Vernunft, freilich erst im Schwabenalter!

In der Nähe der Kirche Andrea della Valle fanden wir nach langem Suchen das Kirchlein zur hl. Elisabeth, wo Ingenbohler barmherzige Schwestern eine Niederlassung gegründet haben. Die derzeitige Oberin, Schwester Fabiola, früher Novizenmeisterin im Mutterhaus in Ingenbohl ist aus Offenburg gebürtig und noch nicht lange in Rom, wo sie das Haus zur Pflege kranker Pilger und für eine deutsche Schule einrichten soll. Mit dem italienischen Finanzministerium hat diese Anstalt den Ueberfluß an Geldmangel gemeinschaftlich, aber mehr Aussicht auf göttliche Hilfe. Der selige Theodosius Florentini hat vor 22 Jahren mit

einigen Schwestern, darunter die jetzige Frau Mutter Theresia Scherer die fromme Genossenschaft gegründet und jetzt gibt es über 700 Profeßschwestern, 200 Novizinnen und Candidatinnen, vertheilt in 6 Provinzen und weit über 200 Anstalten, die sich meist mit Krankenpflege, aber auch mit Unterricht und Erziehung befassen. Es freute mich sehr, auch in Rom eine Anstalt der Ingenbohler Schwestern zu sehen, die auch bei uns in Baden so segensreich wirken; eine meiner Schwestern ist auch barmherzige Schwester in dieser Kongregation. Die Anstalt mag auch ihre Gegner und ihre Fehler haben: sie hat aber etwas vom Kapuzinergeist: Opferwilligkeit, Anspruchslosigkeit und christlichen Gleichmuth. Beim Volke sind die Kapuziner und die Ingenbohler Schwestern beliebt.

Das war ein anstrengender Morgen; der Nachmittag sollte es nicht weniger werden. Beim Mittagessen hieß es: heut gehen wir in die Katakomben und Hytrek wird unser Führer sein. Hytrek ist ein trefflicher Katakombenführer, und da außer uns zwei Badenern nur noch Dr. Pastor und der Schlesier mitgingen, so konnten wir auch viel von seinen Erklärungen profitiren. Es geht in Rom nichts über einen kundigen Führer; man spart Zeit und Geld und lernt so Manches dabei. Wir fuhren in zwei Droschken am Kapitol vorbei, an den Trümmern der Kaiserpaläste, hinaus auf die via Appia, die Königin der Straßen, die einst zur alten Römerzeit mit prachtvollen Monumenten geziert war; jetzt stehen nur noch Ruinen. Da draußen an der via Appia liegen die Katakomben des Callistus, die berühmtesten und besuchtesten der hl. Roma. Bevor unseres Herzens Sehnsucht zu den gefeierten Begräbnißstätten der Christen zu kommen, gestillt wurde: stund uns ein anderer Genuß bevor, die sog. Columbarien zu sehen. In den Zeiten, als die ersten Christen im heidnischen Rom auftraten, herrschte dort die Sitte, welche unsere Neu-

heiden auch gerne einführen möchten, die Todten zu verbrennen.

Man steckt den Leib in den Gasofen,
Mit ihm auch Glaube, Liebe, Hoffen,
Und brennt so Fleisch und Bein zusammen,
Dann ist's für immer aus und Amen.

So ungläubig wie unsere neuen Heiden waren allerdings die alten nicht; zur Zeit der Kaiser aber verbrannten sie die Leichen. Die Asche wurde in Urnen oder Kisten gesammelt und diese selbst in den Grabmälern, lieber noch bei den Landhäusern und längs der großen Heerstraßen beigesetzt. Das Gesetz bestimmte, daß die Todten außerhalb der frühern servischen Stadtmauer bestattet werden mußten. Gemeinsame Grabstätten waren selten im heidnischen Rom; nur vornehme Geschlechter bauten sich Familiengräber, oder legten für sich, für die Angehörigen und die Sklaven unterirdische Grabkammern an. In den Mauern der letztern wurden kleine Nischen angebracht, in welchen die Aschenkrüge beigesetzt wurden. Wegen der Aehnlichkeit mit Taubenschlägen bekamen sie diese Benennung in der lateinischen Bezeichnung Columbarium. Drei solcher Columbarien befinden sich in der Vigna Codini (Weinberg), zu dem uns Herr Hytrek mit geschäftiger Liebenswürdigkeit zuerst führte. Im Weinberg blühten Rosen und Pfirsiche und ein üppiges Grün erfreute unsere Augen. In den 40ern Jahren dieses Jahrhunderts entdeckte man die Columbarien, welche ganz verschüttet waren. Auf einer schmalen Backsteintreppe gelangt man in ein unterirdisches Gemach, dessen Decke durch einen breiten Pfeiler gestützt wird; ringsum sind 425 Nischen, jede für zwei Aschenkrüge, so daß 850 Todte hier ihre Ruhe fanden. Ein zweites Columbarium, 1847 entdeckt, hat ähnliche Gestalt und Einrichtung; 400 Marmorinschriften wurden hier gefunden, welche nachwiesen, daß die Asche die Ueberreste der Freigelassenen des kaiserlichen Palastes aus dem ersten Jahrhundert waren.

Eine Inschrift z. B. lautet: Ne tangito o mortalis, reverere manes Deos. Rühre nicht an, o Sterblicher, scheue die Götter der Verstorbenen. Eine andere: Erosti Claudii Neronis. Hier ist also ein Sklave des Kaisers Nero begraben.

Unter strömendem Regen fuhren wir durch das Siegesthor des Drusus (über die Germanen) und ein Thor, das die Piemontesen anno 1870 stark beschossen, zu den weit draußen liegenden Katakomben das Callistus. In bedeutender Entfernung von der Stadtmauer, Stunden weit weg vom Campo Santo stiegen wir ab, verließen die alte Heerstraße und wandten uns rechts hinaus auf das freie Feld. Nach einigen Hundert Schritten führte uns der Pfad zu einer neu angelegten Stiege, welche sich in einen tiefen Schacht senkt. Das Thor wird geöffnet, die Wachskerzen, die sich Jeder unterwegs gekauft, angezündet, der Befehl gegeben immer beisammen zu bleiben, noch einige Treppen hinunter — wir sind in den Katakomben des Callistus und damit wohl auf der Stelle Roms, die den mächtigsten Eindruck macht. Wir schreiten einer hinter dem andern durch enge Gänge vorwärts; von Zeit zu Zeit laufen Seitenstollen nach rechts oder links meist im rechten Winkel oder die Gallerien kreuzen sich; dann führen (siehe Kuhn pg. 18) lange Treppen in tiefere Stockwerke hinunter, wo die dunkeln Gänge sich wieder dahin ziehen und abzweigen und kreuzen — ein so verschlungenes Labyrinth, daß man sich nach kurzer Wanderung nicht mehr zurecht findet und sich willenlos dem Führer anheimgegeben fühlt. Unser schlesischer Exredaktor muß aber schon oft auf „Irrwegen" gegangen sein, er machte so ganz den Eindruck der Sicherheit, daß wir weder bangten noch zagten, sondern nur von heiligem Schauer ergriffen waren. „Es weht dich, sagt Hurter, der berühmte Convertit, nicht der Hauch des Grabes, es haucht dich der Geist an, der damals hier waltete und belebte, wie er jetzt noch

waltet in der Kirche und belebt durch die Kirche, die hinausgezogen ist aus den Grüften an das helle, erquickende Tageslicht. Dieselben Gefühle, die den hl. Hieronymus vor 15 Jahrhunderten durchdrangen, da er in diesen Schlafstätten der Blutzeugen und Gläubigen weilte, werden jetzt noch rege in einem Jeglichen, der mit wärmerem Gefühl, mit einem für das geistig Hohe empfänglichen Sinne in dieselben hinabsteigen mag. Ob auch die Luft dumpf, der Gang meist enge, die Wanderung beschwerlich sei: es durchdringt dich ein eigenes Gefühl der Ruhe, du findest dich heimisch, es umweht dich der Hauch des Glaubens, des Muthes, der Tugend, der unzerstörlichen Lebenshoffnung dieser Bekenner Christi."

In den senkrechten Wänden der Gänge sind viereckige Nischen, Grabhöhlen ausgetieft, lang gezogene, rechteckige Behälter einer neben dem andern, in wagrechter Linie. Oft ziehen sich 7 Reihen neben- und übereinander längs der Wandflächen hin; darin lagen die Leichen der Christen, die Hände kreuzweise auf der Brust gefaltet, in Leichentüchern eingewickelt. Ein Sarg von Holz oder Stein war nicht nothwendig; denn die Oeffnung des Grabes wurde mit einer Marmorplatte oder mit einigen Ziegelsteinen luftdicht geschlossen und mit Mörtel überstrichen. Zuweilen ruhen in einer Grabnische zwei oder mehr Leichen. Die Inschrift wurde in den Marmor eingegraben oder in den noch feuchten Mörtel eingeschrieben; die meisten Gräber blieben ohne Inschrift. Wo ein hl. Blutzeuge die letzte Ruhe fand, wurde zum Zeichen ein Fläschchen mit seinem Blut, manchmal auch Marterwerkzeuge beigefügt. War zur Zeit heftiger Verfolgung die Zahl der zu begrabenden hl. Martyrer groß, so mußten sich ihre Gräber mit dem Zeichen der Palme begnügen, die ja auch hinreichte, ihr Grab auszuzeichnen. Rossi, der berühmte Katakombenentdecker und Erklärer hat berechnet, daß die Gänge und Stollen aller

Katakomben aneinander gereiht eine Linie von 876 Kilometern (120 geographische Meilen) bilden müßte, eine Linie, welche fast von einem Ende Italiens bis zum andern reichen würde. 6 Millionen Christen mögen etwa in den ersten 4 Jahrhunderten in den Katakomben begraben worden sein.

Von Zeit zu Zeit erweitern sich die Gänge zu Kammern sog. Familien oder Martyrergrüfte (cubicula). Da ruhen hervorragende Christen, z. B. Päpste; nicht weit vom Eingang ist die Papstgruft. Die Kammern waren gottesdienstliche Versammlungsorte. Ueber den Gräbern der Martyrer brachte man das hl. Opfer dar und daher ist es jetzt noch strenges Kirchengebot, daß in den Altären, auf denen die hl. Messe gelesen wird, Reliquien von Martyrern sich befinden.

Außerdem gab es in den Katakomben aber auch förmliche zum Gottesdienste bestimmte Kapellen. Der Altar war auch hier über dem Grabe eines Martyrers. Neben oder hinter dem Altar befand sich der bischöfliche Sitz und den Wänden entlang die Steinbank für die Geistlichkeit. Als Kredenztische für die Aufnahme der Opfergaben Brod und Wein dienten an der Mauer angebrachte Nischen oder hervorspringende Platten. Der Männerkapelle entspricht in der Regel auf der andern Seite des Ganges eine andere für das Frauengeschlecht, das von dort aus über den Gang auf den Altar sehen konnte. Gerade über dem Gang ist nach oben ein Lichtloch (luminare) angebracht, das bis an's Tageslicht hinaufreicht und den Zweck hat, frische Luft zuzuführen. (Siehe Rebbert. Aus Italien pg. 201).

Ueber die Katakomben sind ganze Bücher geschrieben; ich kann hier nur Weniges mittheilen und folge dem eben genannten Reisebeschreiber. Die Katakomben sind in der ersten christlichen Zeit angelegt und waren nicht, wie Einige behaupten wollten, gemeinsame Grabstätten für Christen und Heiden, sondern ausschließlich für Christen, um sie in

Frieden beizusetzen. Die Katakomben sind nicht in den von den Römern vor der christlichen Zeit gebrauchten Steinbrüchen oder Sandgruben angelegt worden. Jene Sandgruben hatten nur insofern Beziehungen zu den Katakomben, als die Christen sich zuweilen derselben als Vorplätze bedienten, um dorthin die Eingänge zu den Katakomben zu verlegen, indem sie so leicht den Augen der nachspürenden Heiden entzogen wurden und als sie Raum boten für das Aufhäufen der aus dem Innern wegzubringenden Erde.

Merkwürdiger Weise geschah es, daß durch die vielen Stürme, welche an der ewigen Stadt vorübergegangen, man die Katakomben Jahrhunderte lang vergessen hat.

Am 31. Mai 1578 wurden sie durch Rebleute zufällig wieder entdeckt und durch den Advokaten Bosio in einer 36jährigen unausgesetzten Thätigkeit untersucht und erklärt; er heißt darum Columbus der neuentdeckten (unterirdischen) Welt. Die Katakomben waren offenbar bestimmt, 1. während der Christenverfolgungen da die hl. Geheimnisse zu feiern, 2. die Begräbnißstätte der Christen zu sein und 3. dem Oberhaupte der Kirche einen zeitweiligen Aufenthalt zu gewähren. Drei Jahrhunderte erfüllten sie diese hohe, heilige Bestimmung.

Die Christenverfolgungen dauerten nicht immer und nicht immer mit derselben Heftigkeit, und oft mochten Jahre vergangen sein, in denen die Christen ihre Geheimnisse innerhalb der Stadt feiern konnten. War aber der Sturm losgebrochen, so fand der Gottesdienst Nachts in den Cömeterien (Kirchhöfen) statt, wie man die Katakomben früher hieß. Einzeln und in aller Stille begaben sich die Christen dorthin. Die Heiden wußten wohl, daß die Christen dort zusammenkommen, aber es schützte sie doch wieder römisches Gesetz und römische Sitte. Alle gesitteten Völker des Alterthums, also auch die Römer ehrten die Gräber der Todten. Jedermann kann nach Belieben einem ihm angehörigen

Flächenraum eine religiöse Weihe geben, wenn er darin einen Todten bestattet, so bestimmte das römische Gesetz. Der Boden, wo die Todten ruhten, konnte nicht mehr verkauft, gekauft, vererbt oder mit Beschlag belegt werden; er stund unter dem Schutze des Staates. Außerdem gestattete noch eine andere Sitte den ersten Christen, gemeinsame Begräbnisse anzulegen. Unter den verschiedensten Ständen und Berufszweigen (Kuhn pg. 15), den Soldaten, Matrosen, Maurern, Jägern, Fischern, Weinhändlern, Gold- und Grobschmieden bestanden Vereine, Innungen, Bruderschaften. Diese konnten sich statutengemäß ein ehrenvolles Begräbniß sichern. Von diesem Rechte machten auch die Christen Gebrauch.

Später freilich merkte man wohl, daß in den Katakomben nicht blos die Todten, sondern auch die Lebenden zum Gottesdienst sich sammelten und besonders im zweiten Jahrhundert erscholl oft der Ruf: Areae non sint d. h. die Kirchhöfe sollen nicht sein! Man verschließe sie. Die Katakomben zu betreten wurde alsdann vom Kaiser verboten, die Uebertretung mit dem Tode bestraft. Der Eifer der ersten Christen war aber größer, als vielfach heutzutage die Gleichgültigkeit derselben; die Christen kamen doch zusammen, man wählte nur andere weniger bekannte Orte, riskirte freilich aber auch dabei das Leben. Beständige Wohnung in den Katakomben hatten die Christen auch in den gefährlichsten Zeiten nicht; nur die Päpste, Bischöfe und Priester verbargen sich da oder höchstens noch besonders hervorragende Laien, auf welche die Wuth der Heiden es absah. Nach dem alten Worte: „Schlage den Hirten und die Heerde wird sich zerstreuen" hatten die kaiserlichen Söldner ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die Bischöfe von Rom, auf die Päpste gerichtet. Es mag auch kaiserliche Eifersucht mit im Spiele gewesen sein, da man den Papst pontifex maximus nannte, ein Titel, den auch die Kaiser als heid-

nische Oberpriester sich beilegten. War die Verfolgung heftig, so flohen die Päpste und die Priester in die Katakomben, nicht aus Furcht vor dem Martyrium, sondern um sich der Gemeinde zu erhalten, ihnen mit Trost und den Gnadenmitteln der hl. Religion beizustehen. Die hl. Petrus, Alexander, Callistus u. a. lebten lange in den Katakomben, der hl. Papst Cajus (284—296) sogar acht volle Jahre unter Diocletian, mit dem er verwandt war und fand zuletzt in der furchtbaren Verfolgung den Tod. Als unter Konstantin d. Gr. das Christenthum Staatsreligion wurde, kamen die Katakomben zu großer Auszeichnung, waren sie doch Zeugen glücklich überstandener Verfolgungen und Erinnerungsstätten an liebe Verstorbene. In der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts hörte man auf, in die Katakomben zu begraben; selbst der Papst Damăsus versagte sich die Ehre aus Furcht, die hl. Asche zu stören. Im 5. bis 8. Jahrhundert erlebten Rom und die Katakomben böse Tage. Die Barbaren durchwühlten, verstümmelten und zerstörten sie vielfach, um Beute zu suchen. Die Päpste ließen deßwegen die Leiber der hl. Martyrer übertragen, um die Entweihung zu verhüten. Unter Bonifazius IV. kamen, wie ich beim Pantheon schon bemerkte, 28 Wagen heiliger Reliquien in die Kirche zur hl. Maria ad martyres. Alle kamen natürlich nicht heraus; auch jetzt noch sind wenigstens einige geschlossene Gräber darin. Gegen Ende des achten Jahrhunderts war der Zustand der Katakomben Schauder erregend; die „gottlosen Longobarden" hatten sie, wie der Papst Paul I. klagt, gänzlich zerstört. „Sie rissen die Leiber der Heiligen aus ihren Gräbern, und Menschen und Thiere drangen in die Katakomben ein, und Menschen haben es gewagt, an einigen Orten ihre Heerden aufzustellen und so die geweihten Begräbnißplätze der Christen zu Ställen und Düngerhaufen herabzuwürdigen."

Es nahm das Interesse für die Katakomben immer

mehr ab und so kam es, daß man von vielen gar nichts mehr wußte. Vom 13. bis 15. Jahrhundert, wo die Päpste eine Zeitlang in Avignon residirten und nach einem Brande in der Mutterkirche vom hl. Johann im Lateran Gras wuchs und das Vieh weidete, war die Kunde von den Katakomben förmlich verloren gegangen.

Im 16. Jahrhundert wurden zufällig d. h. durch Gottes Fügung ein Theil der Katakomben wieder entdeckt. Baronius als Zeitgenosse sagt darüber: „Die Stadt staunte, andere unbekannte Städte, Kolonieen der Christen zur Zeit der Verfolgung unter ihren Vorstädten verborgen zu finden und was man gelesen bei Hieronymus und Prudentins, das konnte man jetzt mit eigenen Augen schauen nnd bewundern".

Antonio Bosio hat um die Entdeckung der Katakomben unsterbliche Verdienste; seit seiner Zeit wandte sich das religiöse, künstlerische und wissenschaftliche Interesse immer mehr den Katakomben zu. Pius IX. hat während seiner langen Regierung ganz Außerordentliches für die Ausgrabung der hl. Stätten gethan — mit Hülfe eines Mannes, in dem Alles sich vereinigte, um Größeres und Schöneres zu leisten, als drei Jahrhunderte geleistet haben: Liebe zum unterirdischen Rom, unermüdlicher Eifer, tiefe Wissenschaft und Gelehrsamkeit und eine Art Ahnungsvermögen, mit dessen Hilfe er oft die merkwürdigsten Entdeckungen und Funde vorhersagte. Dieser Mann ist Johann Baptist de Rossi, 1822 in Rom geboren. Im Jahre 1870 drangen auch einige Piemontesen in die Katakomben und einer derselben kühlte seinen Muth an einer Grabstätte, die er zertrümmerte. Die Katakomben stehen unter päpstlicher Aufsicht, und auch unter Leo XIII. werden die Ausgrabungen fortgesetzt.

Die Katakomben haben aber noch eine ganz außerordentliche Bedeutung in Sachen der christlichen Glaubens-

wahrheiten — durch die Bilder an den Wänden. Diese Bilder an den Wänden, an den Gräbern wie an den Blutfläschchen der Katakomben richten eine ergreifende Sprache aus der Urkirche an uns, die Sprache des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, keine todte Sprache, sondern eine Sprache des unvergänglichen katholischen Lebens. Die Katakombenbilder sind meist symbolisch d. h. Gleichnißbilder d. h. sie wollen unter bildlicher Darstellung eine höhere Wahrheit veranschaulichen; sie sind eine Bilderschrift. Und weil sie aus der ersten Zeit der Christenheit (aus den ersten drei Jahrhunderten) stammen, so gehören sie auch zur Erblehre; es zeigt sich daran, was die Christen damals schon geglaubt haben und daß unser Glaube mit dem der ersten Jahrhunderte übereinstimmt. Wenn die Menschen schweigen, reden die Steine. Der hochverehrte Abt Maurus Wolter hat im Jahre 1866 in drei Broschüren des Frankfurter Broschürenvereins nachgewiesen, daß die Katakombenbilder und Inschriften die Lehre von der leidenden, streitenden und triumphirende Kirche bezeugen und daß auch die sieben hl. Sakramente sinnbildlich darin dargestellt sind.

In Campo Santo finden Samstag Abends wissenschaftliche Vorträge statt; am ersten Samstag hat unser Katakombenführer Hytrek in einem interessanten Vortrag bewiesen, daß alle Lehren des apostolischen Glaubensbekenntnisses in Darstellungen der Katakomben und sonstiger Denkmale der ersten Jahrhunderte nachweisbar seien. Manche Protestanten haben den Grund zu ihrer Bekehrung in den Katakomben gelegt und ich erinnere mich, als ich im Juni 1872 von Mainz nach Köln fuhr, wie mir ein englischer Prediger mit Silberhaaren vom gewaltigen Eindrucke erzählte, den er aus den Katakomben mitgenommen. Möge er seither das Werk vollendet haben d. h. katholisch geworden sein! Manche Katakombenbilder sind sofort klar z. B. der gute

Hirt, das Muttergottesbild. Andere bedürfen der Erklärung; häufig sieht man z. B. Noe und die Arche und darüber die Taube mit dem Oelzweig. Die Arche ist das Sinnbild der Kirche, außer welcher kein Heil ist; der Oelzweig im Munde der Taube tröstete die Christen auf bessere friedlichere Zeiten. Die Geschichte des Propheten Jonas ist eine sinnbildliche Darstellung des Todes, Begräbnisses, der Auferstehung und der Freuden des Paradieses. Häufig ist in den Katakomben Moses, der Führer des jüdischen Volkes dargestellt. Moses bedeutet Petrus, den Führer und das Oberhaupt des christlichen Volkes; man hat die Figur in römischer Bekleidung dargestellt und einmal noch ausdrücklich die Bezeichnung „Petrus" beigefügt. Professor Stolz in Freiburg führt dieses Katakombenbild in seinem Büchlein: „Wohin sollen wir gehen?" auch an und sagt darüber: „Das Bild stellt einen Mann vor, der mit seinem Stab an einen Fels schlägt, aus dem eine Wasserfluth hervorspringt. Pater Marchi, der den Fremden in diesen Katakomben die Bilder damals zeigte und erklärte, als ich in Rom war, fragte einen Engländer, wen der abgebildete Mann vorstelle. Der Engländer sagte: Moses, der in der Wüste an einen Felsen schlagt. Der Pater erwiderte, Moses werde stets abgebildet mit einem langen Gewande, wie im Morgenland auch die Männer trugen. Der Mann auf dem Bilde habe aber ein kurzes römisches Kleid, das nur bis zu den Knieen gehe (tunica). Es sei Petrus, der Fels bedeute die Kirche oder auch Christus, der im ersten Brief an die Korinther Kapitel 10 ausdrücklich der geistige Fels genannt wird, von welchem die Juden in der Wüste getränkt wurden; das ausströmende Wasser sei die Wahrheit und die Gnade, welche Christus den Menschen zufließen lasse. Das Bild lehre nun, daß die in Christus geschenkten Wahrheiten und Gnaden durch Petrus und die Nachfolger seines Amtes der Christenheit zugewandt werden, wie einst

der von Gott bestellte Führer Moses aus dem wunderbaren Felsen das Wasser dem Volk Israel zukommen hat lassen. Der Engländer mag gedacht haben, der Pater sei eben versessen auf die katholischen Vorurtheile und bestand auf seiner Behauptung, daß der Mann vor dem Felsen nicht Petrus, sondern Moses bedeute. Da sagte Pater Marchi zu dem Engländer, er wolle es ihm beweisen, daß in dem Bild Petrus und die Kirche gemeint sei, nicht aber Moses. Nun werden in den Katakomben auch kleine Gläser gefunden, in welchen etwas eingetrocknetes Blut der Martyrer enthalten ist. Manche Gläser haben auch solche Gleichnißbilder. Da zeigte der Pater dem Engländer ein solches Katakombenglas, auf welchem ganz die nämliche Abbildung war von dem Mann, der mit seinem Stab an den Felsen schlägt, und unten war eingezeichnet das Wort Petrus. Wie die Engländer oft sind, so brachte ihn die Sache zu ernstlichem bohrendem Nachdenken. „Also in der allerersten Zeit der Christenheit schon wurde Petrus angesehen als derjenige, welcher das Wasser des Heils aus dem Felsen der Kirche in Fluß bringt und den Gläubigen zuführt.“ Dieser Gedanke veranlaßte den Engländer, ernstlich mit der katholischen Glaubenslehre sich bekannt zu machen. Nach einigen Wochen wurde er gläubiger Katholik. Nun frage ich dich, Leser, ist es eine Neuerung oder ist es schon Glaube der ersten Christen, daß Petrus und seine Nachfolger uns gesetzt sind, bei ihnen die alte sichere Ordnung zu suchen? Christus ist gekommen voll Wahrheit und Gnade; diese hat er eingethan in das Brunnenhaus der Kirche, welche garantirt ist bis ans Ende der Welt. Und der Brunnenmeister ist der Papst. Gut ist es, wenn alle anderen Kirchenhäupter auch mitberathen, aber auch dies kann nicht immer sein. Darum hat der Stellvertreter Christi die Vollmacht und die Sicherung, die rechte Lehre der Christenheit amtlich auszusprechen, sobald gefährliche Behauptungen von

kathol. Gottesgelehrten und Schriftstellern oder Predigern aufgestellt werden."

In Bildern ist in den Katakomben dargestellt ferner die Lehre vom Primat des Petrus. „Es gibt, sagt Abt Maurus, kaum eine katholische Fundamentallehre, die von den steinernen Katakomben nachdrücklicher verkündet wird, als gerade die vom Primat. Zuvörderst entheben sie Petri Tod zu Rom für immer jedem Zweifel." Wie den Tod Petri zu Rom, so bezeugen die Katakomben auch das oberste Hirtenamt des genannten Apostels: er ist dargestellt, wie er als Steuermann das Schifflein lenkt. In dieser Beziehung verdient eine Lampe aus der Katakombenzeit besondere Erwähnung. Sie hat die Form eines Schiffes; am Steuerruder sitzt Petrus, mit der einen Hand das Ruder führend, die andere zum Segen erhebend. Die Lampe trägt auf der einen Seite die Inschrift: „Petrus stirbt nicht," auf der andern die Worte des Herrn: „Ich hab für dich gebetet, Petrus, daß dein Glaube nicht wanke." Was sagen unsere Altkatholiken und Protestanten dazu? Ein Bild hat mich besonders angesprochen und ist auch gut erhalten. Zunächst stellt es den guten Hirten dar, der nicht ein Schaf, sondern einen Schafbock auf seinen Schultern trägt und einen andern zur rechten Seite hat, während ein Schaf ihm zur Linken ist. Das stellt so recht die Barmherzigkeit Gottes gegen die Sünder dar und den biblischen Ausspruch: Es ist im Himmel größere Freude über einen Sünder, der Buße thuet, als über 99 Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Nebendem guten Hirten sind 2 Apostel abgebildet, welche von ihm gesendet den Heiden predigen, die als Schafe dargestellt sind; einige hören recht aufmerksam der Lehre zu, andere lassen die Hirten predigen und weiden und fressen, während ein weiterer Theil den Apostel den Rücken kehrt. Besonders merkwürdig sind die Bilder vom Fische und vom hl. Abendmahle. Häufig begegnet uns in den Katakomben, der Fisch.

Christus wird von Tertullian und dem hl. Hieronymus geradezu mit dem griechischen Worte Ichthys = Fisch bezeichnet. Die Buchstaben, aus denen das Wort Ichthys zusammengesetzt sind, J. Ch. Th. Y. S. sind die Anfangsbuchstaben von Jesus Christus Theu Hyos Soter d. h. Jesus Christus, Gottes Sohn, Erlöser. Bald sinnbildet der Fisch Christum, wie er das Taufwasser heiligt und uns dadurch selbst zu Fischlein macht nach den schönen Worten des hl. Optatus: „Indem Christus der Fisch (piscis) in die Quelle niedersteigt wird diese zur heilbringenden Fischquelle (piscina), wie denn in den ersten Zeiten der Taufbrunnen auch den Namen piscina (Fischquelle) führte. Neben dem Fisch sind oft abgemalt: die Taube, der Anker, das Schiff, das Brod. Die Taube ist das Bild der vom hl. Geist belebten Seele und ihre Vereinigung mit dem Fische bedeutet: die Seele lebe in Christo. Der Anker bezeichnet die Hoffnung, also mit dem Fische verbunden die Hoffnung in Christo. Das Schiff sinnbildet die Kirche, die Arche des neuen Bundes; wenn, wie es auf Abildungen gefunden wird, der Fisch das Schiff trägt, so ist dadurch dargestellt, daß Christus seine Kirche durch die Stürme der Zeiten und der Verfolgungen trägt. Das wichtigste Sinnbild ist das Brod.

In den Katakomben der Lucina, die wir auch besuchten, die an die Callistuskatakomben sich anschließen, deren Anlage in's erste Jahrhundert zurück geht, zeigt sich im ersten Kubiculum gerade dem Eingang gegenüber auf der Wand zwischen zwei erbrochenen Grabnischen die zweimalige Darstellung eines auf dem Wasser schwimmenden lebendigen Fisches, der auf dem Rücken einen geflochtenen Korb mit 5 Broden und einem gläsernen Kelche rothen Weines trägt. Das ist unläugbar ein merkwürdiges Sinnbild des hl. Altarssakramentes und eine Hinweisung auf die lebendige Gegenwart Christi im konsekrirten Brode und Wein. Man ist ganz frappirt über dieses Bild. Was diese Darstellung,

sagt Wolter, vor allen bisher entdeckten auszeichnet, ist außer ihrem apostolischen Alter der wichtige Umstand, daß der Fisch nicht todt und als Speise zubereitet, sondern lebendig, in seiner ursprünglichen sibyllinischen Einfachheit und Bedeutung erscheint, so wie ihn der hl. Paulin nennt „als das wahre Brod und den Fisch des lebendigen Wassers“, kurz als der im hl. Meßopfer unter Brodes- und Weinesgestalt sich darbringende, die Gestalten gleichsam tragende Christus. Ganz wie auf dem katholischen Altare ist hier die Gestalt von Brod und Wein sichtbar, unsichtbar hingegen und im Symbole (Sinnbild) verborgen der Gottmensch. Dies Denkmal des primitven (ursprünglichen) Glaubens an's eucharistische Opfer ist um so kostbarer, als es die Behauptung der Gegner, wie Renan's, das Fischsymbol sei vom verzehrten Fisch genommen und bedeute lediglich „einen gekochten Fisch“ Lügen straft. Die Brode sind nicht gewöhnliche, oben gekreuzte Laibe, sondern aschgraue, syrische Opferkuchen, bei den Römern mamphulae genannt, welche die Morgenländer, besonders die Juden aus der Erstlingsfrucht bereiteten. Auch der Gebrauch der Weidenkörbe, dessen sich die Hebräer, Griechen und Römer bedienten, ging auf die Christen über. Das ganze Bild erinnert an eine merkwürdige Stelle des hl. Hieronymus, welcher in einem Briefe an Rusticus, worin er die Schätze des Bischofs aufzählt, unter Anderm sagt: „Niemand ist reicher, als wer den Leib des Herrn in einem Weidenkorbe und sein Blut in einem Glase trägt“. Das ist übrigens nicht das einzige Bild; in den sog. Sakramentskapellen gibt es noch andere z. B. sieben Männer beim Mahl, in einer Schüssel nur ein Fisch, auf dem Boden sieben Brodkörbe. In der zweiten Sakramentskapelle ist die Wandlung dargestellt. Dicht neben dem ehemaligen Martyrergrab d. i. dem Altare der Krypte stellt ein Gemälde den Opfertisch mit einem Brod und einem Fisch in einer Art Schüssel dar; über

letztere hält ein Mann, in röthlichen Gewande, segnend die rechte Hand ausgestreckt, während ihm gegenüber zur andern Seite des hl. Tisches eine weibliche Figur betend die Arme erhoben hat — offenbar die hl. Wandlung. Der Altartisch erklärt sich selbst. Der Priester weiht oder segnet, wie die alte Kirche sich ausdrückte, das auf der hl. Schüssel oder Patene liegende Brod und konsekrirt d. h. wandelt es in Christus den „Fisch". Das Weib endlich stellt die anbetende christliche Kirche dar. Das möge genügen, um den Lesern einen Begriff von der Bedeutung der Katakomben zu machen. Zählt man dazu etwa 12000 Grabschriften, welche man in den Katakomben gefunden hat, in welchen z. B. der Glaube an Auferstehung, an Wiedersehen, ewiges Leben, Fürbitte der Heiligen, Nothwendigkeit des Gebetes für Verstorbene und dgl. ausgedrückt ist, so kann man die eigenthümliche Stimmung in etwa erfassen, in welcher die Katakombenbesucher sich befinden.

Auf mich hat nichts in Rom einen größeren Eindruck gemacht. Wir verweilten 3½ Stunden in den Katakomben, für unsere Lernbegierde und unsern gläubigen Sinn kurz, viel zu lang für den Aufseher, der immer drängte und heim wollte, der vielleicht gewohnt ist, die Fremdlinge, welche ohne speziellen Führer kommen, eine halbe Stunde herumzuführen und sie dann wieder heimzuschicken. Kaplan Hytrek kannte seinen Pappenheimer, er gab ihm nicht nach und schließlich machte der Alte, den wir auf dem Bock mitheimfahren ließen, eine lustige Miene zum traurigen Spiel. Am längsten haben wir in der Papstgruft (cubiculum pontificum), wo die Päpste z. B. Antherus, Fabianus, Lucius, Eutychianus, Pontianus, Dionysius, Felix, Cajus beigesetzt waren, vor der Grabnische der hl. Caecilia, in den Sakramentskapellen und in den Katakomben der Lucina verweilt. Wir waren überaus glücklich, was sonst streng unter der

Strafe der Exkommunikation verboten ist, ein wenig heilige Erde mitnehmen zu dürfen.

Diese kostbare Reliquie und der Rest der Kerze, die wir brennend bei uns trugen, bewahre ich als theure Angedenken auf und habe vor, letztere anzuzünden, wenn's einmal an's Sterben geht, um mich der Fürbitte der vielen Heiligen zu empfehlen, deren Todtengruft wir besucht haben.

Dieser Dienstag war ein „herber" Tag. Am Morgen liefen wir 4 Stunden im überirdischen Rom, am Nachmittag 3½ im unterirdischen Rom und über 2 Stunden saßen wir in einer engen Droschke. Wenn das meine Mutter wüßte, seufzte der Schlesier, was ihr August in Rom mitmachen muß. „Die paar Züge" wird ihm an diesem Abend kein Mensch verübelt haben. Von Morgen an reisen wir nun schneller!

---

10. Mittwoch, 12. Februar.

Rom, St. Peter, Vatikanische Sammlungen.

Diesen Mittwoch wollte ich in St. Peter die hl. Messe lesen und machte mich frühzeitig auf; allein weder Kirche noch Sakristei waren vor sieben Uhr geöffnet und haben wir darum Gelegenheit, vorerst den Platz vor St. Peter uns anzusehen.

Der St. Petersplatz ist der prachtvollste Platz der Welt; er faßt 60,000 Menschen; das Pflaster des Platzes hat 476,500 Franken gekostet. Die Begrenzung des Petersplatzes ist die große Colonnade (Säulenhalle) des Baumeisters Bernini, eine gewaltige Ellipse, an die sich unmittelbar vor der Kirche ein unregelmäßiges Viereck anschließt. Die Colonnaden bilden 3 gedeckte Säulengänge mit 284 Säulen und 88 Pfeilern; in der mittlern Halle können sich bequem 2 Wagen begegnen. Ein Geländer bildet die

Krönung des steinernen Gebälkes, von welchem 162 Standbilder von Heiligen herabblicken. Der Bau der Colonnaden kostete 4½ Millionen Franken. Auf dem Platze sind zwei Springbrunnen, deren Wasser bis 25 Fuß hoch sprudelt und dann von Becken zu Becken herabfallt oder vom Winde getragen den Platz weithin mit einem Staubregen übergießt.

Die Säulen sind von Travertin, dem gewöhnlichen Material zu römischen Bauten. Der Travertin ist ein gelblicher Kalkstein, der ursprünglich weißer und weicher ist, später gelblich und so hart wird, daß er mehr zu tragen vermag, als der weiße Marmor.

In der Mitte der Ellipse des Petersplatzes erhebt sich ein 25½ Meter hoher Obelisk, ein Monolith (aus einem Stein). Der Kaiser Caligula ließ ihn 39 n. Christus von Heliopolis in Egypten nach Rom bringen und im vatikanischen Cirkus aufstellen. 1586 wurde dieser 963,573 römische Pfund wiegende Koloß vor die Peterskirche gebracht. Sixtus V., der große Papst, der als armer Knabe die Schweine hüten mußte, beauftragte den Architekten Fontana mit dieser Riesenaufgabe. Von der Sakristei von St. Peter, wo er früher stund, bis zum Platze, wo er jetzt steht, sind es nur 150 Schritte und doch kostete der Transport schon bis dahin 200,000 Franken. Als alle Vorbereitungen zur Aufrichtung getroffen waren, erlaubte der Papst, daß Jedermann zuschauen dürfe: aber Schreien, Rufen, Lärmen, ja jedes laute Sprechen war bei schwerer Strafe, das Eindringen über die Barriere bei Todesstrafe untersagt.

Mit gewaltigen Werkzeugen, unter dem Beistande zahlreicher Menschen- und Pferdekräfte begann Fontana sein gewaltiges Werk. Viele tausend Menschen umstanden in lautlosem Schweigen den Platz. Jetzt gibt Fontana das Zeichen, und der horizontal liegende, gewaltige Stein hebt sich langsam an einem Ende in die Höhe. Immer höher steigt die Spitze, immer leichter athmet der leitende Inge-

nieur, und immer freundlicher winkte der Papst mit dem Kopfe — da plötzlich Stillstand! Fast ist der Obelisk auf seinem Platze, nur wenige Zoll fehlen, aber es geht nicht weiter, die kolossale Steinmasse hängt in der Schwebe, und das ganze Werk droht nicht nur nicht beendet werden zu können, sondern noch größere Gefahr ist vorhanden. Denn stürzt der Monolith, dann ist er verloren und vielleicht Menschenleben mit ihm. Die Stricke sind um ein Weniges zu lang, und verzweifelnd steht Fontana da und weiß sich nicht zu helfen. Lautlos steht die Menge; kaum wagt sie zu athmen; da ertönt plötzlich laut und kräftig der Ruf aus dem Volke: „Aqua alle corde!“ (Wasser auf die Stricke!) Noch ist das Wort des Kühnen nicht verklungen, da sieht er sich auch schon von den Häschern umgeben, gefesselt und hinweggeführt. Aber Fontana hat den Ruf vernommen und hell aufstrahlte sein Auge vor Freude. Wasserströme ergießen sich auf seinen Befehl über die Stricke; diese ziehen dadurch immer mehr zusammen, noch ein Ruck — und das Werk ist vollendet, ist gelungen; der Obelisk steht fest auf seinem Piedestal. Jetzt bricht auch die Menge in lauten Beifalls-Jubel aus, und alle die Tausende athmen erleichtert auf.

Aber Fontana hat seinen Retter aus der Noth nicht vergessen. Er eilt zum Papste und fleht um Gnade für den kühnen Mann, der es gewagt, das strenge Verbot zu brechen. Der Papst läßt den Verhafteten kommen und spricht ihn nicht nur sofort von Strafe frei, sondern bewilligt ihm auch sonst noch eine Gnade. Bresca, so hieß der Rufer, dankt für jede Geldgabe und bittet sich nur die Gnade aus, auf seinem Schiffe — er war Seemann — die päpstliche Flagge führen zu dürfen, und für seine Heimath das Privilegium, alljährlich die Palmen dem hl. Vater und den Kirchen Roms zu liefern. Auch dieses bewilligte Sixtus V. und fügte noch ein Geschenk von 6000 Thalern

hinzu zur Pflege der Palmen daselbst. Daher hat das hübsche Bordighera, ein jetzt viel besuchter klimatischer Kurort an der Riviera di Ponente, nicht weit von Mentone, das Vorrecht, seine Palmen nach Rom zu liefern.

Zwei Inschriften auf dem Obelisken berühren die geschichtliche Thatsache der Errichtung, die zwei andern lauten: „Christus siegt, Christus regiert, Christus herrscht, Christus möge vor jeglichem Uebel sein Volk vertheidigen" und: „Sieh' da das Kreuz des Herrn, fliehet, feindliche Mächte, es siegt der Löwe vom Stamme Juda." Fünf Pforten führen in den Dom St. Peter, die äußerste zur Rechten ist die heilige Pforte, welche jetzt gar nicht mehr, früher nur zu Zeiten eines Jubiläums geöffnet wurde. Die Peterskirche ist die größte Kirche der Welt; sie mißt in der Länge 187 Meter. Nicht weit vom Eingang sind die Längenmaße verschiedener Kirchen in den Boden eingelegt und durch Sterne bezeichnet. Die Höhe des Mittelschiffes beim Eingang beträgt 44½ Meter, die Breite 26. Tritt man ein, so gewahrt man rechts und links an zwei Pfeilern zwei sehr große marmorene Weihwasserbecken, von zwei Engeln gehalten. Diese Engel kommen dem Eintretenden wie die gewöhnlichen kleinen Engel in unsern Kirchen vor. Geht man aber hinzu, um sich nach katholischem Gebrauche mit Weihwasser zu bezeichnen, so sind die lieben Engelein marmorene Figuren von über 6 Fuß Höhe und im Weihwasserbecken könnte man im Nothfall einen Erwachsenen durch Untertauchen taufen. Von einem Weihwasserbecken nimmt sich das gegenüberstehende andere, das gleich groß ist, sehr klein aus — so bedeutend sind die Raumverhältnisse.

In St. Peter hätten ganz gut ein paar Kirchen gewöhnlicher Größe neben einander Platz und der Freiburger Münsterthurm hätte unter der gewaltigen Kuppel stehend mit seinen 380 Fuß noch etliche 30 zu wenig, um oben anzustoßen. Beim ersten und zweiten Besuche macht trotzdem

die Kirche nicht den gewaltigen Eindruck; ist man aber einige Mal darin herumgegangen, so bekommt man allmälig eine Ahnung von der Größe. Vier mächtige Pfeiler tragen die Peterskuppel; der Umfang eines derselben beträgt 75 Meter, also circa 250 Fuß. Rebbert erzählt, ein Trinitariermönch aus Spanien wollte gern eine Niederlassung für seinen Orden in Rom gründen. Der Papst weigerte sich dessen. Da bat der Ordensmann, er möge ihm nur so viel Raum schenken, als der Umfang eines einzigen Kuppelpfeilers in St. Peter betrage. St. Peter bedeckt einen Flächenraum von 21,190 Meter im Quadrat, während der Mailänder Dom nur 11,740 und der Kölner nur 7,360 Quadratmeter mißt — und diese Dome sind doch auch gewaltig. St. Peter zählt 748 Säulen, 389 Standbilder, 290 Fenster, 30 Altäre. Die Mosaikbuchstaben der Inschrift in der Kuppel: „Tu es Petrus" haben Manneshöhe. Der Bau der Peterskirche wurde 1506 begonnen und dauerte anderthalb Jahrhunderte. Er kostete 260 Millionen, und jährlich 160,000 Franken Unterhaltung. Der große Papst Nicolaus V. fing den Bau an, Julius II., Leo X. Paul III. u. a. setzten ihn fort. Die wichtigsten Baumeister waren: Bramante, San Gallo, Raffael, Peruzzi und Michelangelo, wohl der größte Baumeister aller Zeiten. Als er die Leitung übernahm, war er schon 72 Jahre alt; er verlangte für den neuen Plan nur 25 römische Thaler; sein Werk und sein Ruhm ist vor Allem die wunderbare Kuppel. Unter der Kuppel ist der Hauptaltar, an dem nur der Papst die Messe liest resp. las; denn seit Rom im Besitz der Piemontesen ist, hält der Papst nie mehr öffentlich Gottesdienst. Unter dem Hauptaltar ist das Grab des hl. Petrus, über dem ein Altar errichtet ist, wo jeder Priester die hl. Messe lesen darf in der sog. Confessio. In den Nischen der vier Kuppelpfeiler befinden sich die kolossalen Bildsäulen der hl. Veronica, der hl. Helena, des h. Lon-

ginus und des hl. Andreas; diese Statuen beziehen sich auf die vier bedeutendsten Reliquien in St. Peter, das Schweißtuch der Veronika, ein Theil des von der hl. Helena aufgefundenen Kreuzes, die Lanze, womit Longinus die Seite des Heilandes durchstach und das Haupt des hl. Andreas. Letzteres wurde im Jahr 1849 entwendet. In wunderbarer Weise fand man dasselbe wieder vor den Mauern Roms zwischen der Porta Cavallegieri und der Porta S. Pancrazio, wo Pius IX. dem hl. Andreas eine Statue errichtete. Von der Kirche, deren Beschreibung ein ganzes Buch ausfüllen müßte, führe ich nur noch an die Bronzestatue des hl. Petrus, von der die Legende erzählt, der hl. Papst Leo I. habe sie machen lassen aus dem Erze des Jupiterbildes, welches im Tempel auf dem Kapitol stand. Andere halten das Bild für ein Weihegeschenk an die römische Kirche von einem griechischen Kaiser aus Konstantinopel. Der hl. Petrus ist sitzend dargestellt im Gewande der alten Römer, die Rechte ist zum Segen erhoben, während die Linke die Schlüssel trägt. Jedermann küßt den Fuß der Statue, der über den Marmorsockel hinaus reicht, und berührt ihn mit der Stirne; es ist damit ein Ablaß verbunden. Wie viele Küsse mögen auf den Fuß schon gedrückt worden sein, da die Zeichnung und Gliederung verwischt und abgebraucht ist! Wie viele Millionen Katholiken haben hier schon ihre Liebe zum Oberhaupt der Kirche und ihre freudige Unterwürfigkeit unter den Stellvertreter Christi bekundet. Man kauft sich in Rom Nachbildungen der Petrusstatue, läßt sie vom Papste weihen und mit Ablässen versehen. Ich will, um weiter zu kommen, nicht reden von den Statuen der Ordensstifter, der hl. Theresia, des Petrus von Alcantara, Vinzenz von Paul, Camillus von Lellis, Philipp Neri, Ignatius von Loyola, Franz von Paul, nicht reden von der sog. Pieta des Michelangelo, der wundervollen Marmorgruppe der hl. Jungfrau mit dem Leichnam

Christi, nicht reden von den verschiedenen Grabmälern der Päpste und anderer berühmten Personen; ich führe nur noch die prächtigen Beichtstühle an, die in großer Zahl die Kirche schmücken; in allen Sprachen kann man da seine Sünden bekennen und durch den wieder erlangten oder erhöhten Gnadenstand sich auf weitere Gnaden vorbereiten.

Um 7 Uhr begab ich mich in die Sakristei von St. Peter, die eine prächtige Kirche gäbe, von 1776—1784 gebaut wurde und 4,800,000 Franken kostete. Sie ist reich an werthvollen Kunstschätzen und reich an boshaften und lebhaften Ministranten; als ich mich über sie ärgerte, meinte mein Kollege aus Schlesien, wir seien in der Jugend auch nicht vom besten Butter gewesen. Diese demonstratio ad hominem leuchtete mir ein und ich folgte willig dem kleinen Rangen, der mich zur Haupttribüne führte, mit der die Kirche abschließt.

Auf dem Altare der Tribüne, welcher der seligsten Jungfrau und allen heiligen Päpsten geweiht ist, las ich die hl. Messe. Ueber dem Altare sieht man in riesigen Bronzefiguren die vier heiligen Kirchenväter: Augustinus, Ambrosius, Athanasius und Chrisostomus, welche die cathedra d. h. den Stuhl Petri tragen. In dem bronzenen Stuhle ist der hl. Stuhl eingeschlossen, dessen sich der heil. Petrus nach der Ueberlieferung in seinem Amte bediente; er ist von Holz mit Verzierungen von vergoldetem Metall und Elfenbein. Ueber der cathedra sieht man im Transparent den hl. Geist — und hat damit recht sinnig eine Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit. Der Papst ist in seinen Entscheidungen in Sachen des Glaubens und der Sitte als oberster Lehrer der Christenheit vom Irrthum befreit durch den heiligen Geist. Das sollte nicht schwer zu verstehen und zu glauben sein. In der Peterskirche wurde bekanntlich das vatikanische Conzil abgehalten, gegen dessen Beschlüsse einige deutsche Professoren, etliche Geistliche und eine

Anzahl Laien einen Sturm im Glase Wasser erregten. Gar Manche wären froh, wenn sie es nicht gethan hätten.

St. Peter ist an Reliquien außerordentlich reich. Aber jetzt nur noch eine Bemerkung. Warum eine so große Kirche? Es fällt mir immer der Judas ein, wenn so etwas gefragt wird. Wozu diese Verschwendung? sagte der geizige Sünder; die Armen nahm er zum Vorwand und an seinen eigenen Sack dachte er. Die große Kirche ist ein Sinnbild der Macht der hl. Kirche, die Christus mit seinem Blute auf den Felsen Petri gegründet hat. Es thut einem katholischen Herzen ordentlich wohl, in diesen heiligen Hallen zu wandeln. Angefüllt sind sie nicht alle Tage, aber wenn sie nicht voll sind, so schreien sie nicht. St. Peters Dom und der neben ihm stehende

Vatikan

bezeugen das geistige Streben des Papstthums seit mehr als anderthalbtausend Jahren. Der Vatikan vor Allem stellt, um gleich damit zu beginnen, dem Papstthum das glänzendste Zeugniß aus und erfüllt mit großer Ehrfurcht gegen die römischen Päpste.

Die sixtinische Kapelle mit den Fresken Michelangelo's, die Stanzen und Loggien mit den unsterblichen Schöpfungen Raffaels, das Museum mit seinen unzähligen antiken Skulpturen, die Bildergallerie, die Bibliothek — Alles bildet ein Ganzes, das sich weit über den Luxus anderer fürstlicher Paläste erhebt, aber auch für die hohe geistige Begabung, für den Kunstsinn der Päpste die beredteste Sprache spricht. Wer den Vatikan besucht hat, und noch wie unsere Bierhauspolitiker unbändig über das Papstthum loszieht, der muß entweder ein boshafter Mensch oder, um es deutsch zu sagen, ein großer Esel sein. Außer dem Lateran besitzt der Papst nur noch den vatikanischen Palast, der allerdings mit der Peterskirche den ansehnlichen Raum einer kleinen Stadt einnimmt. Der Vatikan ist kein einheitlicher Bau, er ist

nicht das Werk eines Papstes und eines Jahrhunderts; er macht auch von außen nicht den Eindruck, den man bekommt, wenn man sich im Innern umgesehen. Der Vatikan soll 11,000 Räumlichkeiten (Säle, Zimmer, Gallerien, Gänge) haben und 22 innere Höfe — trotzdem ist er ein Gefängniß für den Papst, seit die Piemontesen in Rom eingerückt sind. Pius IX. hat ihn nie mehr verlassen und auch Leo XIII. kann und wird nicht anders handeln. Entweder außerhalb Roms oder nur im Vatikan, so lange in seinem Eigenthume ein Anderer herrscht.

Im Vatikan sieht man zum Theil große Pracht; die Räume für Kunst und Wissenschaft, für Audienzen und Empfang sind fürstlich ausgestattet. Der größte Theil besteht übrigens aus Geschenken, welche den Päpsten aus allen Theilen der Welt dargebracht wurden. Etwas Selbstsüchtiges hat die Pracht nicht; denn was einfach geblieben, sind die paar Zimmer, die der hl. Vater bewohnt. Leo XIII. ist in dieser Beziehung eher noch einfacher, als Pius IX., dessen Genügsamkeit sprichwörtlich war. Wo soll man im Vatikan anfangen? Der Eintritt ist frei — gehen wir heute einmal in die Bibliothek, Dr. Pastor begleitet uns hin, und von der Bibliothek in das Museum. Wir wollen es kurz machen und mit Heufler sagen: „Es sind Wälder von Statuen, Büsten, Inschriften, Gruppen, Urnen und Sarkophagen. Du glaubst zweimal, dreimal am Ende zu sein; immer thuet sich eine neue Reihe von Sälen auf und eine Reihe von Alterthümern beginnt, schöner als die früheren. Was muß einst Rom gewesen sen, daß nach so vielen und barbarischen Zerstörungen eine solche große Sammlung der geretteten Kunstwerke entstehen konnte! Mit welcher Sorgfalt ist für die wiedergefundenen Denkmäler gesorgt, wie schön sind die Räume, welche zu deren Aufstellung erbaut und geschmückt wurden, wie edel und geschmackvoll ist diese selbst.“

Die vatikanische Bibliothek von Sixtus IV. begründet galt schon im 16. Jahrhundert als eine der berühmtesten der Welt; sie hat 24,000 Handschriften und 50,000 gedruckte Bücher. In niedern aber schönen Schränken an Wänden und Pfeilern werden die kostbarsten handschriftlichen Schätze bewahrt, worunter der berühmte älteste Bibelcodex und Palimpsesten. Auf der vatikanischen Bibliothek befindet sich auch eine Bibel, in der von Luthers, des Gottesmannes, eigener Hand geschrieben auf dem Titelblatt folgender Vers steht:

O Gott durch deine Güte
Bescheer uns Kleider und Hüte,
Auch Mäntel und Röcke,
Fette Kälber und Böcke,
Viel Weiber, wenig Kinder:
Denn kein lieber Ding auf Erden,
Als Frauenlieb, wem sie mag werden.

In der Mitte des großen Saales sind prachtvolle Geschenke aufgestellt von unschätzbarem Werthe. Da sieht man z. B. einen Candelaber aus Sèvres — Porzellain, ein Geschenk Napoleons I. an Pius VII., eine Sèvres Vase, die Karl X. Leo XII., eine Malachit-Vase, welche der russische Kaiser Alexander II. verehrte, 2 Berliner Porzellanvasen, welche König Wilhelm IV. von Preußen schenkte, das Taufbecken, in welchem Napoleons III. Sohn, der Prinz Lulu, der gegen die Zulu kämpfte, getauft wurde, eine Vase aus schottischem Granit, ein Geschenk des Herzogs von Northumberland an den Kardinal Antonelli, auch egyptische, russische u. a. Geschenke. Beim Austritt aus dem Saale überrascht ein 306 Meter langer Gang, welcher sich nach rechts und links öffnet und in viele und einzelne Gemächer und Säle zerschnitten ist. Was es da Kunstwerke, Malereien, Gemälde hat, ist nicht zu schildern. Für ein einziges altrömisches Wandgemälde zahlte Pius VII. — und dafür hat er bei den Philogen einen großen Stein im Brett — 10,000 römische

Thaler. Am Ende des Flügels sind in mehrern Zimmern und hohen Schränken die Adressen, welche Pius IX. während seines langen Pontifikates und seiner vielen Jubiläumsfeste aus allen Theilen der Welt erhalten hat. In diesen Sälen könnte man sein ganzes Leben studieren und forschen und manches ist wohl bes. im geheimen Archiv noch unbenützt. Von den vielen Sälen, die wir durchwanderten, will ich nicht einmal den Namen, viel weniger die einzelnen Gegenstände anführen: Es ist immens viel, mehr als man sich träumen ließe, Inschriften aus den Katakomben, Kreuze, Kelche, Lampen, hundert andere Dinge aus den Katakomben, byzantinische Malereien in Tempera, Emailarbeiten, Geschenke des Königs von Siam an Pius IX., ein prachtvolles Meßbuch vom Kaiser von Oesterreich, ein wundervolles Bild von Pius IX. Mit zu dem schönsten unter der Masse des Schönen ist jene Abtheilung, welche das Museum Pio-Clementinum heißt (von Pius VI. und Clemens XIV. angelegt) und in einem Flügel des Vatikans untergebracht ist, den man wegen seiner herrlichen Aussicht auf die Stadt und Umgegend Belvedere heißt. Alle Götter und Göttinnen, alle berühmten Männer des Alterthums sind da vertreten; eines der berühmtesten Kunstwerke ist der Torso des Herkules d. h. nur ein Rumpf des Halbgottes Herkules, aber so prachtvoll, daß alle Künstler der Neuzeit vergeblich sich abmühen, ein ähnliches Werk der Bildhauerei zu schaffen. Wer kennt nicht, wenn er auf Lyceumsbänken gesessen, den Apollo von Belvedere und die Laokoonsgruppe? Ich hatte einen Professor, der ganz in ein Uebermaß von Begeisterung hineinkam, wenn er vom Apollo von Belvedere und vom Laokoon zu sprechen anfing; wir Lyceisten konnten es nicht begreifen; wir hätten oft den Apollo mit sammt dem Laokoon wohlfeil gegeben. Nachdem ich beide Werke der bildenden Kunst mit Augen gesehen, begreife ich zum Theil unseres Professors hochgradige Begeisterung. Der Apollo

sowohl, als die Gruppe des Laokoon, über welche Lessing so ausführlich geschrieben, sind unnachahmbare Meisterstücke. Laokoon, ein Priester des Neptun in Troja, hatte nach der Sage den Apollo beleidigt; dieser schickte zur Strafe zwei Schlangen, welche den Vater und seine beiden Söhne umstricken. Diese Scene ist nun derart klassisch dargestellt, daß Michelangelo diese Gruppe aus weißem Marmor, welche man im Jahre 1506 bei den Titusbädern fand, das Wunder der Kunst nannte, Göthe das abgeschlossenste Meisterwerk der Bildhauerarbeit. Der Meister muß ein merkwürdiger Beobachter der Natur und der Weisheit und der Kunst gewesen sein, und zugleich ein Dichter, ein Anatom, ein Psycholog, ein Philosoph, ein Genie mit einem Wort. Das Kunstwerk wurde unter Kaiser Titus von Agesander Bildhauer aus Rhodus und seinen zwei Söhnen Polydorus und Athenodorus gefertigt und wäre sicher nicht um Millionen feil. Man rühmt an der Gruppe, daß in den drei von den Schlangen erfaßten Gestalten der Schmerz des furchtbarsten Leidens innerhalb der Grenzen des Schönen gebannt ist, ohne die Naturwahrheit zu verletzen. Man sollte nicht glauben, welches Leben ein Künstler dem todten „Marmelsteine“ geben kann. Zwei deutsche Juden, die zugleich mit uns den Laokoon betrachteten, konnten nicht genug staunen und auch ich saß lange Zeit da, gedenkend der schönen Zeiten des Lyceumslebens, wo man zwar mit allerlei Dingen geplagt wird, aber doch auch viele Freuden erlebt. Wie oft mußten wir aus dem Stegreif Reden halten über die Idee des Wahren, Guten und Schönen, über die griechische Opferidee, über die Harmonie der Sphären und weiß Gott was noch Alles, über den Tanz der Horen, und einmal einer Klasse vor uns wurde als Aufsatzthema die Frage gegeben: „Was wäre Schiller geworden, wenn er zur Zeit des Pericles gelebt hätte?“ So ein „Frosch“ von 16—17 Jahren muß ja über Alles quaken können.

Einer war übrigens nicht faul und meinte, Schiller wäre nichts anderes als Stadtpfarrer von Eleusis geworden. Das bleibt mir immer noch eine offene Frage, ob denn die Philologen all das mythologische Zeug, mit dem sie die Köpfe der jungen Studenten vollpfropfen, nicht auch wirklich glauben — es mag vielleicht mancher Religionslehrer nicht mit der halben Begeisterung von Christus und seiner Kirche reden, als so ein eingefleischter Mythologe vom Hochdonnerer Zeus, von der blauäugigen Athene und all dem sündhaften Heidenchor der griechischen Götter.

Der Kopf schwindelte uns ganz, als wir an den vielen Tausend von Kunstgegenständen vorübergegangen waren, in dem Dutzend von gewaltigen Sälen — und wir studirten deßwegen nach dem Essen ein wenig englisch darauf und kauften dann Nachmittags, um etwas uns zu erholen, Devotionalien, Rosenkränze, Medaillen, Kreuze, Bilder, Statuen und dgl. ein, die wir später beim hl. Vater weihen ließen, um sie als „Krömle" von Rom mitzunehmen.

Abends 6 Uhr war ich bei Fürst Salm zum „Mittagessen" eingeladen und unter einem heftigen Gewitter und strömenden Regen fuhr ich in den Palazzo, in dem ich einen vergnügten Abend auf die vielen Strapazen des Tages erlebte.

---

11. Donnerstag, 13. Februar.

Rom, Kuppel von St. Peter, das klassische Rom, Titusbogen, Colosseum und Anderes.

Der Witterung nach war dieser Donnerstag, an dem ich in Campo Santo die hl. Messe las, der schönste Tag unseres ganzen Rom-Aufenthaltes, prächtiger blauer Himmel, hübsch warm — ein schönes Wetter. Es gab irgendwo einen Gemeinderath, der auf diese Ehre, obwohl er es sehr oft nicht errathen hat, sich viel einbildete und redlich und ehrlich dafür sorgte, daß möglichst wenig Menschenkinder

über seine erhabene Stellung im menschlichen Leben im Ungewissen blieben. Es mochte regnen oder schneien, blitzen oder donnern, stürmen oder winden und auch beim hellsten Sonnenschein pflegte er im Wirthshaus, sobald ein fremder Mensch da war, vom Wetter zu reden und das zweite Wort war dann: Grad so ist es Wetter gewesen, wo ich Gemeinderath worden bin. In Rom wechselte das Wetter so oft, als damals, wo der bewußte Mann grad Gemeinderath geworden; es regnete viel, windete mehr — heute aber brillantes Wetter. Wir gehen auf die Kuppel der Peterskirche. Auf 142 sehr flachen und bequemen Stufen steigen wir bis zum Dache auf und werden durch den Baucomplex überrascht, wo man, um mit Göthe zu reden, das Bild einer wohlgebauten Stadt im Kleinen findet, Häuser und Magazine, Kirchen und einen großen Tempel, Alles in der Luft und schöne Spaziergänge dazwischen; einige Hundert Personen, Arbeiter und Angestellte und ihre Familien wohnen da. Hier sieht man, wie gewaltig die Peterskirche ist. Begeben wir uns nun zur Riesenkuppel, die von da an noch 300 Fuß emporsteigt! Etwa 200 Menschen waren heute oben und abermals nicht wenige Deutsche! Schaut man von den zwei innern Gallerien in die Kirche hinab, wie klein kommen Einem die Menschenkinder, die bei der Confessio beten vor und wie groß der schöpferische Gedanke Michelangelo's und dessen Ausführung. Von der innern Gallerie der Laterne ist der Anblick fast schwindelerregend, der Ausblick auf den Vatikan, den Petersplatz, die Stadt, auf die Campagna, auf das Meer, das wie ein Silberstreifen sich zeigt, auf die Gebirge wundervoll und erhebend! Der Vatikan erscheint da als ein längliches Viereck, durchschnitten durch ein anderes Viereck; auch der vatikanische Garten zeigt sich in der Form eines Viereckes, während der Wald in demselben ein Dreieck bildet. Als wir lange genug des kostbaren Anblicks uns erfreut, wurde

Rath gehalten, ob wir auf der engen eisernen Leiter noch in den Knopf der Kuppel steigen wollten, in dem 16 Personen Platz haben sollen. Der Schlesier sagte „Ja“, wir zwei Radolfzeller „Nein“ und jeder that, was er wollte; ich wollte nicht hinauf, weil mir die Geschichte vom Kaiser Nikolaus aller Reußen einfiel, der ob seiner Dicke nicht mehr vorwärts und rückwärts kam und weil es ein eigener Eigensinn ist, der öffentlichen Meinung nicht gar zu sehr zu huldigen und nutzlos wo hinzugehen, nur um sagen zu können: Ich bin dort gewesen. Mit Aenderung gilt da, was des Dichters Wort sagt:

Vom Extra-Glas aus frischem Spund,
Da mag ich gerne nippen,
Ein Wort, das Jeder führt im Mund
Erstickt mir auf den Lippen.

An Kirchenfesten muß sich die Beleuchtung der Riesenkuppel in frühern Zeiten prachtvoll ausgenommen haben. Ich eilte herunterzukommen, da Herr Dr. Kreuzwald mich diesen Morgen noch in den Vatikan begleiten wollte, um bei Monsignore Macchi, maestro di camera, Oberstkämmerer des Papstes mein Empfehlungsschreiben abzugeben, das ich vom Hochwürdigsten Bischof Lachat von Basel erhielt, um eine Privataudienz beim Papste zu erwirken. Dem Bischof von Basel bin ich durch die Sammlungen für die Schweizergeistlichen bekannt geworden. Da ich wußte, daß er mit Leo XIII. persönlich seit Jahren bekannt und befreundet ist, bat ich um einen Empfehlungsbrief — und der hochwürdigste Prälat war so gütig meinem Wunsche allerdings in einer Weise nachzukommen, die mich etwas beschämte.

Bei dieser Gelegenheit kamen wir gleich unten an der Schweizergarde vorüber, lauter große, stattliche Soldaten, meist aus den Urkantonen der Schweiz; es mögen etwa 100 sein in buntgestreiften Hosen (roth und gelb), und

Wämser, die etwas komisch einen anfangs anmuthen. Michelangelo soll die Uniform unter Julius II. der alten Luzerner Tracht nachgezeichnet haben; die Soldaten tragen Hellebarden und Pickelhauben.

Monsignore Macchi, ein Geistlicher von großer Freundlichkeit und noch größerer Beweglichkeit las kurz durch Brille und Zwicker den Empfehlungsbrief und meinte, er wolle beim hl. Vater das Möglichste thuen, um mir eine Privataudienz zu erwirken. Mit diesen freudigen Aussichten ging ich von dannen; sicher war es noch nicht, aber was ist überhaupt sicher auf der Welt? Der heil. Vater ertheilt weniger gern Privataudienzen, als Pius IX. und damals waren auch viele fremde Cardinäle und Bischöfe in Rom anwesend. Die gewöhnliche Audienz, wo Viele jeweils zugelassen werden und wo es nicht schwer ist, hinzukommen, wird alle Montag um 12 Uhr ertheilt. Am Nachmittag wollten wir das klassische Rom mit unserer Gegenwart beglücken und wir eilten, von Dr. Jansen geführt, zum Kapitolium.

Der kapitolinische Hügel, welcher mitten aus dem alten Rom hervorragte, war der kleinste der 7 Berge. Das Kapitol, die Burg des alten Roms, ist der politische und religiöse Mittelpunkt des gewaltigen römischen Reiches gewesen. Da war der große, mit unermeßlichen Schätzen ausgestattete Jupitertempel, Rom's ehrwürdigstes Heiligthum, und auch ein Tempel der Juno; da war auch der tarpeiische Felsen; da war einst Rom's wichtigste Stätte. Tempi passati, Alles vorüber. O alte Römerherrlichkeit, wohin bist du verschwunden? An der Stelle der früheren monumentalen Pracht findet man jetzt einen Platz, zu dem man auf vielen Treppen aufsteigt, mit mäßiger Ausdehnung, mit Statuen und Trophäen geziert und mit drei Palästen begrenzt, welche Alterthümer und Kunstgegenstände bergen. Der Besuch derselben ward auf später verschoben; wir eilten zum berühmten römischen Forum. Forum (Markt, öffentlicher

Platz) hieß mitten im alten Rom der viereckige freie Platz zwischen dem palatinischen und kapitolinischen Hügel und den Ausläufern der cölischen Höhen, wo Handel getrieben, Gericht gehalten wurde und das öffentliche Leben sich abspielte. Frühzeitig legte man da Säulengänge, Hallen an, welche zur Zierde und zu praktischen Bedürfnissen dienten. Diese Hallen mußten später großartigeren, herrlicheren Bauten weichen; Tempel reihte sich an Tempel, dazwischen Triumphbogen, Ehrendenkmale, Reiterstatuen, Bildwerke aus Erz und Marmor, so viele, so glänzende, so erhabene Kunstwerke, daß keine Stadt der Welt in der alten und neuen Zeit auch nur annähernd etwas Aehnliches bieten kann. Und Alles existirt nicht mehr — nur Ruinen bezeugen die einstige Größe. Ja was war das Forum zur Zeit Cäsars und Cicero's! Es war der „Tempel unantastbarer Würde, der Größe, Majestät, der politischen Einsicht und Staatsweisheit, der Mittelpunkt Rom's, das Heiligthum der Bundesgenossen, die Zufluchtsstätte aller Erdenvölker." Auf dem Forum versammelten sich Roms Bürger, um über Krieg und Frieden zu entscheiden und die gewaltigen Redner zu vernehmen! Es steht Niemand an zu behaupten, daß nach den Stätten, welche durch das Leben und Leiden unseres Erlösers geheiligt sind, es keine merkwürdigeren auf Erden gibt, als das römische Forum, wo ein Volk tagte, das wie kein anderes die Welt beherrscht hat, sie noch beherrscht durch die Macht der Erinnerung und die Ueberreste seiner Werke. (Kuhn.) Schon unter den Kaisern verlor das Forum seine politische Bedeutung an die Kaiserburg und Paläste auf dem benachbarten Palatin. Im Mittelalter wurde es verschüttet — bis zur Tiefe von 9 Metern — und wo einst Roms stolze Bürger thateten, auf dem Platz, von dem aus die Welt regiert wurde, weideten Kühe. Das Forum heißt jetzt noch campo vacino, die Kuhweide. Sic transit gloria mundi, so geht die Weltherrlichkeit vorüber.

Der Schutt ist wieder weggeräumt, der Platz frei — aber es stehen nur noch einzelne Säulen von vier Tempeln aus der Kaiserzeit, ein paar Ueberreste einer Säulenhalle, die Julius Cäsar baute, die letzten Reste der Rednerbühne und des Tempels, ein kaiserlicher Triumphbogen, das uralte Gefängniß, einige Schreibstuben und Bruchstücke des Pflasters der hl. Straße, auf der so mancher siegreiche Feldherr Rom's triumphirend eingezogen, 9 Meter unter dem jetzigen Bogen — für Philologen ein süßes Labsal und eine kostbare Augenweide. Bin selbst einmal verschiedene Semester philologischen Studien obgelegen; darum interessirte mich die Sache sehr, und da ich noch das sog. Jolly=Examen auf dem Gewissen habe, schaute ich mir die „alten Mauren", wie ein Pfarrer des Breisgaus sagt, recht gründlich an, um einmal darüber Red und Antwort zu geben, man weiß ja nie, was man gefragt wird.

Mehr aber interessirte mich der mamertinische Kerker am Fuße des Kapitols in der Nähe des Forums. Dieser Kerker besteht aus zwei übereinanderstehenden von mächtigen Quadersteinen erbauten, lichtlosen, unterirdischen Räumen, in welche man einst die Verbrecher durch eine runde Oeffnung von oben herabließ.

Auf dem Lyceum in Freiburg lasen wir in Unterquinta den Catilina von Sallust, wo dieser Kerker beschrieben ist: „Es ist im Kerker ein Platz, Tullianum genannt, ungefähr 12 Fuß unter dem Boden; ihn befestigen ringsumher Wände und darüber hin ein Gewölbe, durch steinerne Bogen verbunden; aber durch Schmutz, Finsterniß und Gestank ist sein Ansehen grauenhaft. Dort schnürten die Scharfrichter mit einem Stricke den Schuldigen die Kehle zusammen". Hier ließ der eitle Cicero, der sich gerne Vater des Vaterlandes nennen hörte, als Consul fünf Mitschuldige des Catilina erdrosseln, der ein römischer Sozialdemokrat war. Hier hinein wurde Jugurtha nackt geworfen und

erlag nach sechs Tagen dem Hungertode; hier wurde Aristobulus und Tigranes erwürgt. Hier in diesem gräulichen Gefängnisse saßen auch die hl. Apostel Petrus und Paulus neun Monate lang gefangen. Ein hl. Ort für einen gläubigen Christen! Paulus bekehrte die Kerkerwärter Processus, Martinianus und 47 Mitgefangene, Petrus taufte sie mit dem Wasser einer wunderbaren Quelle, die auf sein Gebet dem Boden des Gefängnisses entsprang und noch existirt. Die bekehrten Gefängnißwärter befreiten den Petrus, um ihn der Kirche zu erhalten; als er über die appische Straße aus Rom eilte, begegnete ihm der Heiland mit dem Kreuze. Petrus fragte ihn: Domine quo vadis, Herr, wo gehst du hin? worauf Christus erwiederte: „Ich gehe nach Rom, um mich zum zweiten Male kreuzigen zu lassen.“ Petrus verstand die Worte, kehrte in die Stadt zurück und starb am 29. Juni 67 am Kreuze. Da wo der Herr dem Petrus erschien, ist ein Kirchlein „Domine quo vadis“ gebaut worden.

Das Gefängniß ist zur Kapelle umgebaut und am Orte, welcher der Zeuge apostolischer Seufzer, Thränen, Gebete, Lehren und Wunder gewesen, beteten wir alle in andächtiger und wehmuthsvoll freudiger Stimmung. Der Ort des Schreckens ist eine Stätte der Andacht geworden. Ueber dieser Kirche erhebt sich die dem hl. Josef, dem Patron der Zimmerleute gewidmete Kirche.

Nahe beim Titusbogen und der Basilika Constantins auf dem Forum ist die Kirche der hl. Franziska von Rom zum Theil auf der Stelle des Venus-Roma-Tempels errichtet. Die Kirche ist außerdem berühmt, weil sie den Leib der hl. Franziska birgt und weil hier von einem Wunder der Apostelfürsten berichtet wird. Der Zauberer Simon wollte vor den Augen des Kaisers Nero und des ganzen Volkes an diesem Platze die Wunder der Apostel und die Himmelfahrt Christi in Schatten stellen, daß er vermöge

seiner Zaubereien sich in die Luft erhob. Petrus und Paulus bestürmten unterdessen auf den Knieen den lieben Gott, er möge einen solchen Betrug zu Schanden werden lassen: der Betrüger stürzte herunter und war todt. Auf den Steinen hinterließen die Apostel den Eindruck ihrer Kniee. Ein Glaubensartikel ist das nicht, aber eine fromme Ueberlieferung. Hier ist auch ein berühmtes Muttergottesgnadenbild, das Angelo Frangipani um 1100 von Troja nach Rom brachte und das Grabmal des Papstes Gregor's XI., das ihm das römische Volk und der Senat errichteten zum Andenken an die Rückverlegung des hl. Stuhls von Avignon (der babylonischen Gefangenschaft) nach Rom 1377. Ganz nahe dabei liegt der noch gut erhaltene Titusbogen. Kaiser Titus zerstörte im Jahre 70 Jerusalem und besiegte die Juden. „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder" — schrie am Charfreitag anno 33 das bethörte Volk und 37 Jahre später erfüllte sich der schreckliche Fluch. Die Hungersnoth war so entsetzlich, daß die Juden das Leder von ihren Schuhen, Gürteln und Taschen, sogar Heu und Stroh verzehrten; eine reiche Frau bratete ihr eigenes Kind und aß es zum Schrecken der übrigen. In der Stadt herrschten furchtbare Parteikämpfe, so daß die Belagerten selbst einander mordeten. Während der ganzen Belagerung wurden 600,000 Leichen Verhungerter und Erschlagener über die Stadtmauer herabgeworfen, während man in der Stadt selbst noch eine Unzahl von Leichen gleich Scheiterhaufen aufschichtete, da man mit dem Begraben nicht mehr zu Ende kam. Außerdem ließ Titus täglich zum Schrecken der Belagerten eine so große Menge von Gefangenen angesichts der Stadt kreuzigen, daß es an Holz zu den Kreuzen gebrach und verkaufte endlich 95,000 Juden in die Sklaverei. Durch dasselbe Thor, durch welches Jesus Christus seinen Palmeneinzug hielt, zog dann der siegreiche Imperator ein — der Tempel wurde zerstört, und kein Stein

blieb auf dem andern. Viele Juden kamen nach Rom und mußten am Bau des Colosseums Frohndienste leisten.

Der Triumpfbogen, ein schönes Baudenkmal, wurde wohl im Jahre 81 n. Chr. errichtet, steht also jetzt bald 1800 Jahre zum Beweise der Strafgerechtigkeit Gottes. Kein Jude geht unter diesem Triumphbogen durch, sondern lenkt seine Schritte, zum Zeichen seiner Entrüstung ausspeiend, um denselben herum. Der Titusbogen und das Colosseum sind örtlich und zeitlich nahe beieinander.

Colosseum oder das von Vespasian und Titus gebaute Amphitheater ist das großartigste Bauwerk des alten Roms und macht auch noch in seinen gewaltigen Ruinen einen imposanten Eindruck. Die Gestalt desselben ist eiförmig, länglich rund, die Höhe betrug 200 Fuß, die Arena, der innere freie Platz hatte einen Umfang von 916 rheinischen Fuß. 87,000 Sitzplätze hatte dieses Theater und faßte 107,000 Zuschauer. Da war einst buntes Leben: mit Brod und Spielen bezähmte man die unruhige Menge; da fanden die Fechter- und Gladiatorenspiele statt, da wurden zahme und wilde Thiere zu Tode gehetzt — bei der Einweihung 5000 wilde Thiere und zur Zeit Hadrians einmal 1000 — da starben die Christen für ihren Glauben. Christianos ad leones — „die Christen zu den Löwen" lautete der Ruf des blutdürstigen heidnischen Pöbels. Viele tausend armer, doch nein — seliger, heiliger Christen starben hier des Martertodes, und mit Recht konnte daher Pius V. einst sagen: Wer Reliquien will, nehme nur Erde vom Colosseum, die vom Blute so vieler Martyrer befeuchtet ist." Die Zerstörung des Riesengebäudes — es hat vier Geschosse — begann im 11. Jahrhundert; ganze Paläste sind in Rom von den Travertinquadern des Colosseums gebaut. Die Steine, die jetzt noch da sind, hat ein Franzose auf 16 Millionen Franken geschätzt. Im Mittelalter diente das Colosseum als Festung. Benedikt XIV., Pius VII., Leo XII.

und Pius IX. haben sich die Erhaltung sehr viel kosten lassen; etwa die Hälfte steht noch als Ruine. Bei bengalischer Beleuchtung, und wenn der Vollmond scheint, muß sich das Gebände imposant ausnehmen. Benedikt XIV. ließ im Colosseum einen Kreuzweg errichten mit 14 Stationen — wie viel wurde da gebetet, betrachtet, gepredigt, welch tiefen Eindruck mußte da das Wort Gottes machen, wo so hl. Vorbilder, so treue Bekenner des Evangeliums starben! Die piemontesische Regierung ließ den Kreuzweg entfernen und wo das große Kreuz stand, Ausgrabungen machen. Es wurde ein Sumpf zu Tage gefördert, dessen Wasser Frösche bevölkerten und die Luft verpestete. Für heute war unsere Wanderung fertig; als gute Deutsche besuchten wir noch eine in der Nähe befindliche rauchlige Römerkneipe; wir erfrischten uns an Wein, Brod und Wurst, welche in Italien, namentlich auch in Bologna trefflich bereitet wird. Wir saßen anfangs im Freien, so ein schöner Tag war der heutige — da fiel Einem Scheffels Gedicht vom monte testaccio im Trompeter ein:

Ich weiß nicht, was das noch werden soll?
Schon dämmerts im feuchten Grunde,
Die Fledermaus macht ahnungsvoll
Um den alten Stadtwall die Runde.
Am Scherbenberg wird's öd und still
Ich glaub', die alte Wirthin will
Bereits die Schenke verschließen.
. . . .

Und wer von der Liebsten scheiden gemüßt,
Dem wird sie nur um so lieber,
Und wer zu lang in der Nachtluft sitzt,
Bekommt in Rom das Fieber.
Schon löscht die Wirthin die Lampen aus,
Felice notte! ich geh nach Haus,
Die Zeche bezahle ich morgen.

Doch nein! der Dichter kann morgen zahlen; wir

zahlten gleich heute, und zwar betrug unsere Rechnung für 6 Personen 2½ Franken. Den Weg von etwa ¾ Stunden nach Hause machten wir per Droschke, nachdem wir etwa eine halbe Stunde unter Dach und Fach gesessen waren.

---

12. Freitag, 14. Februar.

Confessio, Vatikanische Gemälde, Rundgang in der Stadt.

Auf dem Grab des hl. Petrus in der unterirdischen Grabkapelle von St. Peter brachte ich heute das hl. Meßopfer dar; die überwältigenden Gefühle lassen sich nicht beschreiben; was man sagt, entspricht der Stimmung nicht: es war eine unvergeßliche kostbare Zeit! Dem lieben Gott sei dafür gedankt! Welchen Dank, sagt der hl. Chrysostomus, der selbst in der Nähe begraben liegt, welchen Dank sollen wir euch, ihr hl. Apostel abstatten, die ihr so Vieles für uns gearbeitet und gelitten habt? Ich gedenke deiner o Petrus und staune; ich erinnere mich deiner o Paulus und werde im Geiste entrückt und von Thränen überwältigt." Nach der Danksagung gingen wir abermals in den Vatikan, um Raffaels Meisterwerke zu bewundern, die Stanzen d. h. die Zimmer, welche der große Meister mit Wandgemälden schmückte, wie sie schöner nirgends existiren. Die größten Künstler und Kunstfreunde haben sich daran begeistert und bei ihrem Anblicke eine Ahnung und eine Empfindung von dem gehabt, was Kunst, schöne Kunst ist und sein kann. Die 4 großen Wandgemälde in der sog. Stanza della segnatura — Zimmer der Unterschriften — stellen die Theologie, Philosophie, Rechtskunde und Poesie dar und zwar in Bildern: Streit über das hl. Sakrament, der Parnaß, die Schule zu Athen (dies Bild zu sehen, wäre allein schon eine Romreise werth), die Ertheilung des weltlichen und geistigen Rechts.

Die Stanze des Heliodor enthält: 1. Wunderbare Vertreibung Heliodors aus dem Tempel in Jerusalem.

2. Die Messe (das Wunder) von Bolsena 3. Attila's Begegnung mit Papst Leo. 4. Die Befreiung des Apostels Petrus aus dem Gefängniß. Die Stanza dell' incendio (Zimmer des Brandes) enthält: 1. Brand im Borgo 2. Reinigungseid Leo's III. 3. Krönung Karls d. Gr. durch Leo III. 4. Sieg über die Saracenen bei Ostia unter Leo IV. Der Konstantinssaal hat gleichfalls 4 Fresken: 1. Die Erscheinung des hl. Kreuzes, das bekannte: In diesem Zeichen wirst du siegen. 2. Die Konstantinsschlacht gegen Maxentius an der milvischen Brücke (Ponte Molle), das Meisterwerk aller Schlachtenbilder. 3. Die Taufe Constantins und seines Sohnes durch Papst Silvester. 4. Schenkung Roms an den Papst durch Konstantin.

Von den Stanzen gingen wir zu den sog. Loggien (offene Hallen) Raffaels; diese waren ursprünglich ein offener großer Korridor zu den Stanzen, sind durch 13 kleine Loggien mit Kuppeln gegliedert, deren 4 Seiten mit 4 eckigen Freskobildern geschmückt sind. 48 dieser kleinen Bilder stellen Geschichten aus dem alten und neuen Testament vor, weßhalb sie auch „Bibel Raffaels" genannt werden.

Die Gemäldesammlung des Vatikans besteht nur aus 42 Bildern, aber lauter Meisterwerken, die einzeln bis auf 1 Million geschätzt werden. Pius VII. legte die Sammlung an, die Franzosen plünderten sie, der Friede von Paris brachte sie zurück und Pius IX. bereicherte sie. Die berühmtesten sind: Die Kommunion des hl. Hieronymus von Domenichino, die Madonna von Foligno von Raffael, die Verklärung Christi von Raffael, ein Altarbild von Tizian, die Madonna auf dem Throne von Perugino, die Grablegung Christi von Caravaggio, der hl. Romuald von Sacchi.

Die sog. Tapeten Raffaels waren geschlossen. Dagegen besuchten wir noch die sog. Sixtinische Kapelle, welche Sixtus IV. 1473 erbauen ließ. Sie ist nicht ein

Theil der Peterskirche, sondern ein Theil des Vatikans, gleichsam päpstliche Hauskapelle für halb öffentliche kirchliche Feierlichkeiten zweiten Ranges, an denen der Papst sich betheiligt. Sie bildet ein großes Viereck, dessen Länge und Breite 40 und 18 Meter betragen. Die sixtinische Kapelle ist in der ganzen Welt berühmt durch die Fresken Michelangelo's an der Decke und an der Hauptwand. Man erzählt sich, andere Künstler hätten aus Neid und Eifersucht dem Papste Julius II. den Rath gegeben, die Kapelle durch Michelangelo malen zu lassen, der zwar ein unübertroffener Baumeister war, aber in großer Wandmalerei noch nicht viel geleistet hatte. Der Papst bot ihm 15,000 Dukaten. Am 10. Mai 1508 fing er an, schloß sich ein und arbeitete so schnell und rastlos, daß im Herbste die Hälfte der Decke, nach 22 Monaten Alles vollendet war. Die Bilder stellen die Geschichte der Offenbarung dar, welche mit der Schöpfung beginnt, das alte und neue Testament (Moses und Christus) in sich faßt und einst mit dem Weltgericht enden wird. In den überaus großartigen Gestalten der Propheten und Sibyllen (gotterfüllte heidnische Frauen) zeigt sich Michelangelo in seiner ganzen, nie erreichten Größe.

Das jüngste Gericht, an der hintern Wand 60 Fuß hoch, stellt den Tag des Zornes und Weheklagens in unbeschreiblich tiefer und ergreifender Weise dar. Kuhn sagt darüber: „Von oben stürmen die Engel Gottes mit den Werkzeugen des Leidens Christi herab, weniger zum Trost der Gerechten, als zur Verzweiflung der Sünder, welche trotz der Erlösung ihr ewiges Heil nicht gewirkt haben.“ Auf den Lippen des ewigen Richters schwebt das schreckliche Wort: „Weichet von mir, ihr Verfluchten“, so daß selbst Maria sich bebend an ihren göttlichen Sohne anschmiegt und als die immer barmherzige Mutter ihr Antlitz angstvoll von den Verworfenen abwendet. Die Auffassung ist einseitig, schrecklich, die Ausführung aber die höchste Leistung

der Kunst. Durch das Licht und den Rauch haben die Bilder ungemein gelitten, sie sind rauchgeschwärzt und auch die Beleuchtung nicht immer günstig. Beim Eintritt ist man frappirt, getäuscht; um den vollen Genuß zu haben, bedarf es öfterer Betrachtung und eingehender Studien. Die sixtinische Kapelle ist durch ihren Gesang weltbekannt.

Am Nachmittag war Dr. Kreuzwald unser Führer. Unser Weg ging wieder über die Engelsbrücke in die Stadt vorbei an der Engelsburg, die einst durch einen unterirdischen Gang mit dem Vatikan in Verbindung stund. Die Engelsburg, ursprünglich das Grabmal des Kaisers Hadrian, ist jetzt Kaserne für die piemontesischen Soldaten, die äußerlich keinen üblen Eindruck machen, obwohl sie nicht so stramm sind, wie unsere Soldaten; der Kriegsminister Ricotti hat die Annahme des preußischen Wehrsystems durchgesetzt, wornach seit 1873 die Wehrkraft in stehendes Heer und Mobilmiliz eingetheilt ist. Die persönliche Dienstpflicht dauert vom 18. bis 40. Jahre. Die Gesammtarmee dürfte eine halbe Million Soldaten übersteigen. Die Versaglieri (Scharfschützen) bilden die Elitetruppe; sie tragen kurze Jacke, kurzen Radmantel und sehr hübschen Federhut. Die Infanterie hat blaugraue Juppe und hellblaue Beinkleider, als Kopfbedeckung, ein Käppi mit Vorder — und Hinterschirm. Die Kavallerie trägt dunkelbraunen kurzen Rock und hechtgraue Hosen mit weißen Besätzen. Die Artillerie wird gerühmt; da treten die Söhne vornehmerer Familien als Freiwillige ein; die Carabinieri werden vorzüglich gegen die Briganten in's Feld geschickt. Die Leibwache des Königs besteht aus stattlichen, großen Männern in reicher Uniform. Die Soldaten haben mehr das ungezwungene Wesen der Oesterreicher, bewegen sich ziemlich rasch. Ein deutscher Kellner in Florenz, den wir nach dem Militär gefragt und der selbst 3 Jahre die Waffen im Vaterland getragen, sprach sehr abfällig über das italienische Militär, seine Geschicklichkeit und

Tapferkeit. Uebertrieben viel Heldenthaten habe auch ich nicht von ihnen gehört. Theuer ist das Militär auch in Italien; man las wenigstens in den Zeitungen, daß die Regierung für Handel und Ackerbau 6 Millionen Franken braucht, für Schulwesen 20 Millionen und für's Militär 400 Millionen (?)

Der Name Engelsburg kommt daher, daß im Jahre 590, als eine Bußprozession zur Abwendung der Pest nach St. Peter zog, auf der Höhe des hadrianischen Grabdenkmals ein Engel erschien, der das Schwert in die Scheide steckte zum Zeichen, daß die Pest jetzt aufhört. Man errichtete zum Dank dafür erst eine Marmorstatue des hl. Erzengels Michael; Benedikt XIV. ließ sie durch eine Bronzestatue ersetzen. Der Engel deutet sinnbildlich den Schutz an, den Gott seiner Kirche und namentlich St. Peter und dem Papst im Vatikan (der nicht weit davon ist) angedeihen läßt, und wenn jetzt auch vorübergehend Rom und die Engelsburg in fremden Händen und Leo XIII. in gewissen Sinne ein Gefangener im Vatikan ist, Gottes Hand ist noch unverkürzt und vielleicht kommt auch wieder einmal die Zeit, wo es heißt: Wer ist wie Gott, der in der Höhe thront?

Die Engelsbrücke, die bedeutendste der 6 über die Tiber gehenden Brücken hat ihren Namen daher, weil 10 Engelstatuen darauf stehen, welche die Leidenswerke Christi tragen. (1668 von Clemens IX.) Geht man vom venezianischen Platz den Corso hinauf und sieht man die prächtigen Paläste, die reichen Kaufläden, die Hunderte von hin- und her fahrenden Wagen und die Tausende von Menschen, welche sich zu Fuß bewegen: so könnte man leicht die Kirche St. Maria in via lata übersehen, und doch ist diese Kirche insofern von ganz vorzüglicher Bedeutung, als hier 2 Jahre lang der hl. Apostel Paulus gefangen war. Von hier aus schrieb der hl. Paulus an die Ephesier, an die Philipper, an Timotheus; hier bekehrte er, da er Besuche empfangen

durfte Juden, und Heiden, hier tröstete er die Christen, hier wirkte er Wunder; hier weilten oft Petrus und Johannes, hier schrieb Lucas seine Apostelgeschichte; hier soll Lucas das Muttergottesbild gemalt haben, das man im Hochaltar der Kirche bewahrt. Ein heiliger Ort! Von da gingen wir zum Redakteur Luigi Tripepi, einem Geistlichen, der die Journalistenaudienz veranlaßt hatte, um uns anzumelden und die Eintrittskarten zu erlangen. Er wohnt ziemlich hoch oben über vielen steinernen Treppen; er empfing uns Deutsche außerordentlich freundlich. Einige spanische Priester mit blauen Kollaren und eigenthümlichem Hute trafen wir da.

Nun gings zur Fontana Trevi, dem prachtvollsten Brunnenwerke Roms, dem sich wenige in der Welt an die Seite stellen dürfen. Rom ist die an Brunnen und Wasser reichste Stadt der Erde; zur römischen Kaiserzeit gab es 805 zur Benützung öffentliche Brunnen, die römischen Wasserleitungen sind bekannt. Brunnen und Privathäuser sind reichlich mit Wasser versehen; die Privaten haben 3 Mal mehr Wasser, als die best versorgte Stadt Europas.

Konstanz und andern Seestädten wäre es daher zu wünschen, daß sie auch in dieser Beziehung gut römisch wären. Die Qualität des Wassers ist trefflich, namentlich auch an der Fontana Trevi; die Temperatur ist an der Quelle immer 14 Grad. Dieser schöne Brunnen, ein Prachtmonument wurde von den Päpsten Clemens XII., Clemens XIII. und Benedikt XIV. erbaut; die Anlage ist voll Phantasie, malerischer Wirkung und Großartigkeit. Leider habe ich vergessen, beim Abschied von Rom aus diesem Brunnen zu trinken; man sagt nämlich, wer das thue, komme sicher noch einmal nach Rom. Vielleicht wird mir das Glück doch wieder zu Theil; schon des Wassers wegen, das nach dem griechischen Dichter Pindar „das Beste“ ist,

sollte man nach Rom gehen. Vom Wasser bin ich auch ein großer Freund und halte es in der Beziehung nicht mit jenem Gefangenen, der zum Aufseher sagte: Wasser habe ich schon im Gefängnisse, aber nichts zu trinken.

In der gegenüberliegenden Kirche der hl. Vincenzo ed Anastasio a Trevi, der Pfarrkirche des Quirinals, sind die Herzen aller Päpste, welche seit Sixtus V. im Quirinal starben, beigesetzt. Vorbei an der Fontana del Tritone gingen wir in das Atelier des alten deutschen Künstlers Achtermann, eines ehrwürdigen Greisen, der sehr freundlich und gesprächig seine Kunstwerke uns zeigte und arg über die schlechten Zeiten klagte. Dann gings zu den Kapuzinern auf der piazza Barberini. Für die Kapuziner habe ich von frühster Jugend an eine eigene Vorliebe gehabt; als kleiner Knabe habe ich einmal auf der Landstraße einen bettelnden Kapuzinerbruder so lang begleitet, bis er mich selbst wieder heimgeschickt hat. Alban Stolz vergleicht die Kapuziner mit den Spatzen; jedenfalls verfügen sie über ein großes Kapital von Sorglosigkeit, Frohsinn und Munterkeit. Sie haben wenig Bedürfnisse und sind darum frei und glücklich, soweit man es in diesem Jammerthale sein kann. Das Kapuzinerkloster, von dem ich rede, ist ziemlich groß, der Ordensgeneral wohnt da und auch die Kirche ist nicht so schmucklos, wie ich sie in Bregenz, Feldkirch, Luzern gefunden. Merkwürdiger aber, als die lebendigen Kapuziner und ihre Kirche, in welcher auch der hl. Justin der Martyrer begraben liegt und eine größere Reliquie des hl. Fidelis von Sigmaringen verehrt wird, sind die todten Kapuziner und ihre Gruft. Durch verschiedene Gänge steigt man in ein kellerartiges Gewölbe hinab und kommt in 5—6 unterirdische Kapellen, die ganz mit Todtengebein dekorirt sind. Aus Rückgraten, Rippen, Schulterblättern, Schienbeinen todter Kapuziner sind Rosetten, Arabesken, Lampen, Leuchter, Kreuze, Blumen und allerlei Figuren

gebildet. Inmitten dieser sonderbaren Dekoration liegen, knieen, stehen die todten Kapuziner mit Habit und Kapuze. Es sind keine Leichname mehr, denn sie sind schon verwest; es sind aber auch keine bloßen Skelette, denn noch hängt an dem Kopf, der aus der überzogenen Kapuze schaut, die vertrocknete Haut. Heute mir, morgen dir! rufen Einem die todten Kapuziner ziemlich laut und lebendig in die Ohren. Der Cardinal Francesco Barberini, ein Kapuziner, Bruder Urban's VIII. soll diese Anordnung getroffen haben, um seine Brüder auf den Tod vorzubereiten und dem Tode gleichsam die Schrecknisse zu nehmen. Für sein Grab hat er die einfache Inschrift gewählt: Hic jacet pulvis, cinis et nihil: hier liegt Staub, Asche und nichts. An der einen Wand fand ich ein italienisches Sonett, das mit den Worten anfing: „o superbo che pensi," o Stolzer, was denkst du? Ja die todten Kapuziner, sie predigen, daß der Stolz sehr schlecht bei den Geschöpfen am Platz ist. Was warst du, Mensch? was bist du? was wirst du sein? Hic jacet pulvis, cinis et nihil, hier liegt Staub, Asche und nichts. Bei einem andern Kapuziner heißt es: e chi sei tu, da chi ti parla apprendi: wer du bist, das lerne von dem, der mit dir spricht.

Die Aesthetik hat mit dieser Todtengruft allerdings nicht viel zu schaffen; aber was kümmert sich der Tod um die Aesthetik? Er hat sie sicher nicht erfunden. Die piemontesische Regierung, welche sonst manchen Klöstern die übertriebene Sorge für Grund und Boden abgenommen hat, hat den Kapuzinern Grund und Boden angewiesen d. h. diese Art ihres seitherigen Begräbnisses in Zukunft verboten. Der Kontrast ist etwas groß, wenn man von dieser Todtengruft zu dem reichen Leben auf dem Montê Pincio geht und die hohe Welt der hl. Roma hier sich promeniren sieht. Der Pincio ist einer der belebtesten Spaziergänge der Römer; eine Regimentsmusik spielt fast

täglich oben; man sieht da die prächtigsten südlichen Pflanzen, blühende Aloen, eine Masse uns Deutschen fremdartiger Gewächse: Palmen, Lorbeeren, Pinien, Cypressen, Cactus, Acanthus u. a.; Syringen und Rosen, sowie eine Reihe von Skulpturen schmücken den Weg. Die Aussicht ist wunderschön und konkurrirt mit der auf dem Janiculus und Aventin. Ueber das immense Häusermeer direkt dem Pincio gegenüber liegen St. Peter und der Vatikan und die Engelsburg. Unter sich sieht man die belebte piazza del popolo, wo man gerade Zurüstungen auf die Fastnacht und die Pferdewettrennen machte, mit ihrer egyptischen Spitzsäule, der Linie des Corso entlang, sodann die Kuppel der Kirche vom hl. Carl und rechts das Bleidach der Pantheonskuppel. Hinten am Horizont erblickt man die Façade der Aqua Paola das Kloster S. Pietro in Montorio (wo wir am ersten Abend gewesen) rechts den Monte Mario und die Villa Madama. Links hinter dem Pantheon ragt das Kapitol und die Kirche Ara Coeli hervor, rechts davon die Triumphsäule des Marc Aurel mit St. Paulus, links St. Petrus auf der Trajanssäule und die Cypressen des Palatins. Die linke Seite schließt der Quirinal, einst päpstlicher Palast, jetzt die königliche mit dem Interdikt beladene Residenz, dicht zur Seite S. Trinita mit der spanischen Treppe und die Villa der Mediceer, rechts unten neben der alten Stadtmauer die schönen Gründe und Waldungen der belebten Villa Borghese, über ihr die blauen Gebirgshöhen. Da sammelt sich zwei Stunden vor Ave Maria die hohe Welt; da kann man König und Minister, hohe Offiziere und vornehme Damen, Einheimische und Fremde sehen, zu Fuß und zu Wagen. Auch Cardinäle fahren in verschlossenen Droschken mit zwei Rappen auf den Pincio und ergehen sich eine Zeitlang mit den sie begleitenden Priestern; in der Stadt selbst darf kein Cardinal zu Fuß gehen. Die Plattform des Pincio schmücken prächtige Anlagen,

namentlich schöne Palmen und 96 Büsten von Männern, die sich in alter und neuer Zeit vor der Welt berühmt gemacht haben. Auch prächtige Wasserbecken mit Schwanenteich und einer eleganten Wasseruhr bewundert man da; so schön wie im Paradies ist es nicht, aber annähernd, meinte ein Reisebegleiter; auch hier ist wie der Italiener sagt, ein Stück Himmel auf die Erde gefallen (un piezzo di cielo caduto in terra).

Die Kirche S.S. Trinita de' Monti hat eine schöne Grablegung von Achtermann und im Kloster der Schwestern vom hl. Herzen beteten wir vor dem wunderthätigen Madonnenbild, das madonna del giglio oder mater admirabilis heißt. Im Jahre 1844 wurde dieses Bild von einer jungen Postulantin des Klosters in die Nische einer Mauer auf dem Gange gemalt; es stellt die hl. Jungfrau im Tempelvorhofe dar im Alter von 15 Jahren mit Flachsspinnen beschäftigt und in Betrachtung versunken (die Hand bei der Arbeit, das Herz bei Gott); den rechten Fuß auf einem Schemel haltend, hat sie zur Linken den Spinnrocken, von welchem der Faden durch die auf dem Kniee ruhenden Hände läuft, zur Rechten die Lilie, zu den Füßen den Arbeitskorb, auf welchem ein geöffnetes Buch umgestürzt liegt; im Hintergrund öffnet sich eine Fernsicht auf die römische Campagna. Es ist ein wunderliebliches Bild, das erst recht bekannt wurde, als der Missionär Blampie 1846 vor der Madonna von der Lilie seine seit 21 Monaten verlorene Sprache wieder erhielt. Seither geschahen viele wunderbare Bekehrungen und Gebetserhörungen vor dem Bild, der Klostergang ward zur Kapelle und zum Wallfahrtsort. Wir sahen eine Menge Votivtafeln und die prächtigsten Bouquete vor der „wunderbaren" Gottesmutter. Papst Pius IX., der dieses Heiligthum mit Ablässen bereicherte, betete am 20. Oktober 1846 vor diesem Bilde und sprach bei der Gelegenheit: „Es ist ein frommer Gedanke,

die allerseligste Jungfrau in einem Alter darzustellen, wo sie vergessen schien". Mir aber fiel das Gedicht von P. Gallus Morell ein:

Ein Bild ist mir in's Herz gegraben,
Ein Bild so schön, so wundermild,
Ein Sinnbild aller guten Gaben,
Es ist das Gottesmutter-Bild.
In guten, wie in bösen Tagen
Will ich dies Bild im Herzen tragen.

Auf dem Pincio und den Weg hinunter begegneten uns viele Zöglinge der verschiedenartigsten Seminarien in den mannigfaltigsten Farben, die rothen Germaniker, die Schotten, Südamerikaner, Bulgaren, die Schüler der Propaganda, darunter auch ein junger Neger aus Abessinien, das Collegium der sog. Nobili, junge adeliche Herrn in schwarz gekleidet mit stattlichen Cylindern, was sich anfangs etwas komisch ausnimmt.

Auf der piazza del popolo wurden schon Vorbereitungen zur Fastnacht und zum Pferdewettrennen, nämlich die Barrieren gemacht, und die römische Jugend freute sich schon auf die Zeit des Carnevals; wir warfen noch einen Blick in die Kirche Maria del popolo; diese Kirche hat verschiedene Anziehungspunkte. Sie steht auf dem Platze del popolo, der nach dem Petersplatze der schönste in Rom ist; sie steht da, wo einst der Kaiser Nero in der Gruft seiner Familie beigesetzt war, jener blutdürstige Mutter- und Selbstmörder, unter dessen Regierung die Apostelfürsten starben; sie hat viele Kunstschätze und Reliquien. Seit Sixtus IV. besitzen Augustinermönche die Kirche und das anliegende Kloster, wo auch Martin Luther einkehrte, als er ein einfacher Augustinermönch nach Rom kam. Ach! auch er hat am Grabe des hl. Petrus gebetet, (sagt der Verfasser italienischer Klosterbilder im Deutschen Volksblatt), auch er hat dem Statthalter Christi den Fuß geküßt! Wer hätte

damals denken können, daß dieser gemüthreiche Mönch, der beim Anblick der ewigen Stadt auf seine Knie sank und das hl. Rom mit ungeheuchelter Freude begrüßte, wenige Jahre darauf den Ruf „los von Rom“ erheben, und seine Schrift „wider die Bulle des Endechrists“ schreiben werde? Und wenn jemand diesen jungen Augustiner in Rom mit solchem Eifer den katholischen Andachten obliegen, und mit solcher übertriebenen Bedächtigkeit die Messe lesen sah, daß auch die Ministranten ungeduldig wurden, wie hätte er ahnen können, daß der kränkliche leidende Ordenspriester nicht lange darnach seine Priesterwürde als die Malzeichen des apocalyptischen Thieres verdammen werde? Gewiß war Luther schon damals unbewußt auf dem Wege, dessen Weiterverfolgung mit irgend einer Katastrophe enden mußte, seine innere Verdüsterung und Gewissensangst, seine quälende Scrupulosität waren schon damals sehr entwickelt. Die Betäubungen und der Schwindel, das Sausen und Klingen in den Ohren, über das er sich bei seiner italienischen Reise zu beklagen hatte, und wovon vielleicht auch seine Mitbrüder in St. Maria del Popolo Zeugen sein mochten, waren nur die natürlichen Folgen seiner Seelenkrankheit. Dennoch aber dachte er damals noch nicht an einen Bruch mit der Kirche, überaus streng und gewissenhaft hielt er seine Ordenspflichten, und er hatte Recht, wenn er im Hinblick auf seine katholische Zeit später ausrief: „Wahr ist's, ein frommer Mönch bin ich gewesen und habe meinen Orden streng gehalten!“ Es ist ein Beweis von der Vortrefflichkeit der Augustiner-Ordensregel, daß sie selbst bei einer so leidenschaftlich angelegten Natur wie Luther, der dazu noch ohne Beruf in den Orden getreten war, immerhin eine sänftigende Wirkung ausübte. Die Ordensregel ist nicht schuld, wenn die Dinge bei Luther später die bekannte Wendung nahmen. Ja vielleicht hat er gerade der Ordenserziehung die mannigfachen guten Eigenschaften

zu danken, die er bis an sein Lebensende beibehielt; in seinem unbedingten Festhalten an die Gottheit Christi, in seinem Freimuth, in seiner Uneigennützigkeit in Geldsachen erkennen wir wohl mit Recht Nachklänge aus seiner katholisch-monastischen Periode, so mannigfache Trübung dieselben auch durch anderweitige Fehler erlitten haben mögen.

Eines der besten literarischen Produkte Döllingers ist wohl die Biographie Luthers im Freiburger Kirchenlexikon. Die letzten Jahre seines Lebens brachte Lurher (sagt Döllinger wörtlich) in einer düstern Stimmung, in fortwährender Bitterkeit, in fruchtlosen Klagen und Zornesergüssen, und in dem stets wiederkehrenden Wunsche zu, recht bald durch den Tod dem Anblicke so vieler ihm unerträglicher Dinge entrückt zu werden. In Wittenberg war die Zuchtlosigkeit so weit gekommen, daß er, wie er seiner Frau im Juli 1545 schrieb, eher umherschweifend das Bettelbrod essen wollte, als in diesem Sodoma leben. Ich möchte dem alten Döllinger von Herzen wünschen, daß er den Artikel Luther wieder gründlich studierte und gläubig zur Kirche zurückkehrte und zwar in seinem Interesse; denn er braucht die Kirche, die Kirche braucht ihn nicht. Da wir des andern Morgens eine Wallfahrt zu den 7 Hauptkirchen Roms machen wollten, wie gläubige Pilger es thun, so mußten wir Abends noch beichten. Vor Jahren hat mir einmal ein Spitäling in Waldshut, als ich ihm zusprach, die hl. Beicht abzulegen, die Antwort gegeben: „Ich beichte nicht, die Geistlichen und die Gensdarmen beichten auch nicht". Ich weiß nicht, wie der Mann zu dieser Ansicht kam; ich redete sie ihm aus, und als ich ihm hoch und theuer versicherte, andere Geistliche und ich beichten sicher auch, so verstand er sich endlich dazu — aber die Gensdarmen, die beichten ganz gewiß nicht, sagte er, um das letzte Wort zu haben. In Campo Santo beichteten diesen Abend zwei Geistliche und ein Laie — sie hatten zu der großen Wallfahrt noch eine kleinere vor.

13. Samstag, 15. Februar.

Rom. Besuch der sieben Hauptkirchen.

Die Pilger nach der hl. Stadt pflegen, um einen vollkommenen Ablaß zu gewinnen und in der Hauptstadt der Christenheit ihrem religiösen Sinne zu genügen, die sieben Hauptkirchen zu besuchen, eine Wallfahrt zu machen. Für uns war es eine Wallfahrt; denn präcis 6 Uhr Morgens stund bei strömendem Regen vor Campo Santo die Droschke, die uns drei, den Schlesier, meinen Reisegefährten und mich in Empfang nahm, um uns zunächst nach St. Paul außerhalb der Mauern zu führen. Den weiten Weg zu Fuß zu machen, wäre bei dem schlechten Wetter für uns ohnehin angestrengte Rompilger zu viel gewesen; wir konnten in der engen Droschke bei ständigem Sturm und Regen von 6 Uhr Morgens bis 2 Uhr Mittags schon etwas Buße thun. St. Paul mag vielleicht 1½ Stunden oder noch mehr von St. Peter entfernt sein; wir hatten etwa 1 Stunde zu fahren. In dieser Kirche ist der größte Theil der kostbaren Reliquien des hl. Paulus und ein kleiner Theil der Reliquien des hl. Petrus begraben, so daß also hier wie in St. Peter beide, die sich im Leben geliebt, auch im Tode vereinigt sind. Die alte Paulskirche stund 1500 Jahre und war ein Gegenstand der Bewunderung und Verehrung; in der Nacht vom 15. auf 16. Juli 1823 brannte sie ab. Die ganze katholische Christenheit trauerte über den Verlust, und daher fand auch der Aufruf, den Papst Leo XII. um Liebesgaben zum Neubau an die Christenheit ergehen ließ, überall Anklang. Im Jahre 1854 weihte Pius IX. die neue Basilika ein. Die Kirche ist jedenfalls eine der größten und prächtigsten der katholischen Welt; die alte einfache Würde der frühern Paulskirche vermissen jedoch die Kenner beider. Sieben Pforten öffnen sich vom Porticus aus in die fünfschiffige weite Basilika, deren Anblick beim Eintritt in den Wald ihrer Granitsäulen überrascht.

In der Kirche herrscht eine ganz außerordentliche Pracht, so daß man nur verwundert staunen muß. Fußboden und Wände sind mit verschiedenartigem nnd kostbaren Marmor geschmückt; die Decke glänzt von vergoldetem Schnitzwerk; die geschliffenen Säulen aus egyptischem Alabaster sind ein Geschenk des Mehemed Ali, der kostbare Malachite, womit die Altäre bekleidet sind, ist ein Geschenk Nicolaus I., des Kaisers aller Reußen.

Ueber den Säulen ziehen sich die Brustbilder aller Päpste von Petrus bis auf Pius IX. in Mosaikmedaillons durch die ganze Kirche hin.

Wir lasen die hl. Messe da und beteten dann vor der Confessio; ich bat besonders den hl. Paulus, das Vorbild aller Prediger, um seine Fürbitte, daß ich nicht selber verworfen werde, nachdem ich Andern das Evangelium verkündet. In dieser Kirche ist das Muttergottesbild, vor welchem 1541 der hl. Ignatius von Loyola mit seinen Gefährten die Gelübde ablegte. Der Kreuzgang des daneben sich befindlichen Benediktinerklosters ist weltberühmt. Im Kloster lebte als Mönch vielleicht der größte aller Päpste, Gregor VII. Der in Deutschland hochverehrte Abt Maurus Wolter von Beuron, z. Z. in Volders, hat im Kloster zu St. Paul die Grundlage zu jenen Eigenschaften gelegt, die alle an ihm bewundern, welche das Glück gehabt haben, ihn kennen zu lernen. Ein ächter Mönch ist ein Engel, sein Werk ist Barmherzigkeit, Friede und Lobgesang Gottes. Von St. Paul fuhren wir hinaus in die Campagna etwa eine halbe Stunde zur alten ardeatinischen Straße in ein einsames verschlossenes Thal zur berühmten Abtei ad aquas Salvias (zu den salvischen Gewässern) oder zu den Trefontane, welche Pius IX. den Trappisten überlassen hat. Der Weg war sehr schmutzig, kein Mensch begegnete uns, das Pferd hatte Mühe uns fortzubringen; allein wir wollten zur Stelle, wo der hl. Paulus enthauptet worden.

Die Gegend ist sehr öd und verlassen; erst dieser Tage berichteten die Zeitungen, es seien hier zwei italienische Abgeordnete in die Hände der Räuber gefallen. Auch ungesund ist die Gegend, von der Malaria der schlechten Luft verödet. Die Trappisten aber haben trotzdem ausgehalten und den Versuch gemacht, durch Anpflanzung des australischen blauen Gummibaums (Eucalyptus globulus) das verderbliche Fieber zu vertreiben. Der Trappist, der uns begleitete, meinte, der Versuch sei gelungen und vertreibe durch den kampferartigen Geruch die schlechte Luft, welche hier sonst die Leute dezimirte. Etwa 1200 solcher Bäume mögen die guten Fratres schon angepflanzt haben. Auch das ist wieder ein Beweis, welch' große Verdienste auch um die Landwirthschaft die Orden sich erworben haben. Am letzten Josefstag hat die Königin Margarita die Trappisten besucht und ihren Eifer belobt, mit dem sie durch Bodenkultur die Umgegend in gesundheitlicher Beziehung besserten. Die amtliche Zeitung „Avvenire" schrieb in Folge davon: „Die Trappisten haben den Complex, welchen sie in Pacht haben, in eine wahre landwirthschaftliche Colonie umgewandelt und die Drainirungen und Verbesserungen haben die besten Resultate gehabt. Wir sagen es frei heraus, Niemanden werden solche Unternehmungen gelingen, außer er habe denn die physischen moralischen Kräfte wie die Ackerbausocietät zu Trefontane." Die Ordensleute sind also, selbst nach dem Zeugnisse der Italianissimi, dazu gut zu gebrauchen, um den „liberalen" Stadtbewohnern die garstigen Miasmen vom Leibe zu halten.

Der Ort heißt Trefontane, (Dreiquellen) weil da wo der hl. Paulus enthauptet wurde, drei Quellen entsprungen sind, aus deren Wasser alle trinken, welche den Ort besuchen. Auch ein schönes Mosaikbild in Ostia gefunden, die vier Jahreszeiten darstellend, hat Pius IX. den Trappisten geschenkt; in einer der drei Kapellen ist ein sehr hübsches,

von oben beleuchtetes Muttergottesbild. Der uns begleitende Bruder war jedenfalls ein Deutscher; wir sahen es ihm an, als er etwas lächelte, so oft ich den Reisecollegen verdollmetschte, was er mir italienisch erklärte. Da die Trappisten im Kloster gar nicht sprechen, wollte ich auch nichts Unnöthiges ihn fragen. Die Trappisten sind ein sehr strenger Orden. Ein heidnischer Römer ließ auf den Grabstein seiner Frau, von der man sagen konnte: „Tröst' sie Gott, sie hat auch gern getrunken" die Worte „semper ebria" (immer betrunken) gesetzt. Den Trappisten kann man das Gegentheil auf ihren Leichenstein schreiben: semper sobrii immer nüchtern. Sie sind, um abermals mit dem Feuilletonisten der Klosterbilder zu reden, die Nüchternen par excellence. Sie sind nüchtern nicht blos in Speis und Trank, sondern auch nüchtern im Reden und fürchten die Rechenschaft über jedes unnütze Wort resp. sie haben dieselbe nicht zu fürchten. Auf einem heidnischen Grabstein ist Folgendes zu lesen. Der Mann: Ich sage nicht den Namen dessen, der hier begraben liegt. Das Weib, ihm in die Rede fallend: aber ich will ihn sagen, das ist der Säufer so und so. Der Mann: Frau, du hast im Leben immer das letzte Wort gehabt, du sollst es auch im Tode haben. — Die Trappisten dagegen wollen weder das erste noch das letzte Wort haben, sie haben eigentlich gar kein Wort für die Dinge der Erde, und inmitten einer geschwätzigen Welt sind sie die großen Schweiger. Aber sie üben sich auch sonst noch in der Selbstverläugnung. „Um Mitternacht (Deutsch. Volksbl. 1879 Nr. 17) oder bald hernach aufstehen, sieben Stunden des Tags in der Kirche Psalmen singen oder beten, in dicker Kutte stecken bei Tag und Nacht, im Sommer und Winter, auf einem harten Strohsack schlafen, niemals mit dem Rücken an einen Stuhl sich lehnen, kein geheiztes Zimmer, kein Fleisch, kein Wein, alle Tage Handarbeit, Fasten, Geißeln, beständiges Schweigen, im

Sterben ein Lager von Asche und nicht einmal einen Sarg zum Begraben — das ist die Poesie des Trappistenlebens. Wer überhaupt im Ordensleben nur Poesie sucht und nicht die nackte Prosa des Kreuzweges, der täuscht sich bitterlich. . . . . . Aber das Opfer, das der Trappist bringen muß, trägt seinen Lohn in sich. Ich will nicht reden von der Gesundheit des Leibes, welche diesen Vegetarianern sowie sie sich einmal an die Lebensweise gewöhnt haben, beschieden ist, auch nicht von der Frische des Geistes, die sie sich bewahren. Die Studien in diesem Orden sind ja nicht bedeutend, aber das, was sie lesen und studiren, bleibt ihnen. Die Lesekrankheit, von der wir fast alle angesteckt sind und welche zur Abplattung des Geistes und Gedächtnisses führt, ist den Trappisten unbekannt. Von was ich aber hier des weitern reden möchte, ist ihr Herzensfrieden, welcher in der Einsamkeit von La Trappe aufblühet, wie die Blumen im stillen Klostergarten. Der Friede! Ist er nur ein Idol des Herzens, das in unerreichbarer Ferne steht? Ist er ein leerer Traum der Phantasie? Nein er ist eine Wirklichkeit auf Erden, für die man aber einen Preis zahlen muß, wie für alles auf dieser Welt. Der Preis heißt Entsagen. Und die Trappisten zahlen den höchsten Preis und haben deßwegen Frieden in Fülle. . . . .

Die Trappisten bei Trefontane haben eine harte Arbeit, sie müssen der mörderischen Fieberluft da draußen trotzen. Die Benediktiner von S. Paul räumen jeden Sommer ihr Kloster und ziehen nach S. Callisto in die Stadt, die Trappisten dagegen bleiben auch in der ungesundesten Jahreszeit an ihrem Platze, und ihre Versuche das Klima zu verbessern, waren bis jetzt nicht ganz erfolglos. Diese Mönche sind wahre Helden, Männer voll Thatkraft und Ausdauer, obgleich sie einen großen Theil des Lebens auf den Knieen zubringen. Es gibt auch Helden in der Welt, welche zwar vor niemand niederknieen, als

höchstens vor einer Dame, dagegen schon recht seufzen, wenn sie nur einmal eine schlaflose Nacht gehabt haben oder die gewohnte Cigarre entbehren müssen.

Solitudo perficit sacerdotem, die Einsamkeit macht den Priester vollkommen — und dazu haben die Trappisten hinlänglich Gelegenheit. Das Schweigen der in der Nähe befindlichen Katakomben und das Schweigen der Campagna begegnet sich hier mit dem Schweigen von La Trappe. Alles scheint ausgestorben und todtenstill, wie eine Wüste. Und doch wenn drinnen im Kloster um Mitternacht der Chor der Brüder anhebt, wenn das Alleluja der Mette frohlockend das Schweigen durchbricht und der Jubel der Hymnen über Campagna und Cömeterien dahintönt, ist es dann nicht, als ob von neuem das Wort des Propheten sich bewahrheite: Es freuet sich die Wüste und die Steppe und jauchzet die Einöde und blühet wie eine Lilie; aufblühet sie und blühet und jauchzet freudig und lobsingend, die Herrlichkeit des Libanon wird ihr gegeben, die Anmuth Carmels und Sarons!

Die 2. Hauptkirche, die wir des Gebetes wegen besuchten, ist S. Sebastian, wohin wir abermals weit zu fahren hatten, an der via Appia gelegen nicht weit von den Katakomben des Callistus, mit dem Grab des hl. Sebastian, der fast überall in unsern Kirchen hochverehrt wird, die 3. die Laterankirche, von welcher später die Rede sein wird, worin wir für heute nur unser Ablaßgebet verrichteten, die 4. S. Croce in Gerusalemme (hl. Kreuz in Jerusalem). Diese Kirche, von der hl. Helena erbaut, ist deßwegen so besucht und zur Andacht stimmend, weil in einer Kapelle drei Stücke vom wahren Kreuze unseres Herrn, einer von den Nägeln, womit Christus an's Kreuz geheftet worden und die Inschrift vom Kreuze aufbewahrt werden.

Wir waren alle in sehr gehobener und begeisterter Stimmung und beteten ein Stück des schmerzhaften Rosenkranzes und das schöne Verslein:

Ich danke dir Herr Jesu Christ,
Daß du für mich gestorben bist:
Laß deine Marter, deine Pein
An mir doch nicht verloren sein.

Wenn man von Karlsruhe nach Beiertheim geht, ist gleich vor der Residenz ein altes Kreuz vom Jahre 1787. Darauf steht geschrieben:

Christus am Kreuze hat gehangen,
Für die Sünd so du begangen,
An diesem Kreuz geh' nicht vorbei,
Erweck' zuvor ein' wahre Reu.

Wenn das schon vom Beiertheimer Kreuze gilt, was muß erst vom wahren Kreuze Christi gelten! Zur Andacht stimmt noch mehr der hl. Boden, auf dem man steht; in der unterirdischen Kapelle zur hl. Helena steht man nämlich gleichsam in Jerusalem. Die hl. Helena nämlich, von Gott auserwählt, die kostbaren Reliquien des Leidens des Herrn den Heiden zu entreißen und sie in die Hauptstadt der christlichen Welt zu bringen, brachte auch einen großen Theil der Erde vom Kalvarienberg mit, welche mit dem Blute des Gottmenschen getränkt worden war, nach Rom, legte sie großentheils an dieser Stelle nieder und baute darüber die Kapelle; mit Rücksicht darauf nannte man diesen Ort das zweite Jerusalem. In großer Rührung verließen wir diese Kirche. Im Exultet des Charsamstags heißt es so wunderschön: „Es hätte uns nichts genützt, daß wir geboren worden, wenn wir nicht wären erlöset worden. O wunderbare Würdigung deiner Vaterliebe gegen uns! O unaussprechliche Liebe deiner Milde! Um den Knecht zu erlösen, hast du deinen Sohn hingegeben! O gewiß nothwendige Versündigung des Adams, die durch den Tod Christi getilgt ward! O glückseliges Vergehen, das einen solchen und einen so großen Erlöser hatte."

Von S. Croce fuhren wir zur 5. Station, zur Kirche des hl. Laurentius außerhalb der Mauern an der Straße nach Tivoli. Eine prächtige Kirche! Hier liegen jetzt die berühmtesten 2 Diakonen begraben, der hl. Erzmartyrer Stephan und der hl. Laurentius, der auf einem Roste gebraten wurde; wir knieeten eine Zeitlang an dieser ehrwürdigen Stelle nieder, in deren Nähe Pius IX. sich die letzte Ruhestätte ausersehen hat und wohin er begraben wird, wenn einst — was der liebe Gott noch lange nicht geschehen lasse — Leo XIII. gestorben ist. Wir trafen an der Stelle, wo Pius IX. dem Auferstehungsmorgen entgegenharrt, obwohl er jetzt noch in St. Peter ruht, Kränze und Trauerschleifen u. a. auch von Bordeaux in Frankreich. Wir berührten die Marmorplatte, auf welche der auf dem Roste gebratene Leib des hl. Laurentius gelegt wurde.

Hier ist auch der römische Gottesacker, reich übersäet mit den prächtigsten Grabdenkmälern, die man sich denken kann. Durch die Kunstwerke verliert dieser Friedhof etwas von seiner melancholischen friedlichen Stille und von den Schrecken des Todes. Es hatte gerade ein Gewitter, als wir unter strömenden Regen das von Pius IX. gestiftete marmorene Mentana-Denkmal aufsuchten, das der große Papst den Helden errichtete, welche im Kampfe gegen die Banditen Garibaldis 1867 ihr Leben für die Freiheit der Kirche opferten. Auf dem Denkmal heißt es „fortissimis militibus indigenis exterisque“ d. h. den tapfern Soldaten, den einheimischen und fremden. Das Denkmal stellt einen die Fahne haltenden Krieger dar, dem der hl. Petrus den Segen gibt: „Nimm hin das heilige Schwert, ein Geschenk von Gott, in welchem du niederwerfen wirst die Feinde meines Volkes Israel.“

Die Piemontesen, welchen dieses kostbare Denkmal ein Stein des Anstoßes und der Anklage war, konnten

dasselbe begreiflicher Weise nicht gut entfernen; sie zeigten aber ihre Perfidie durch eine Tafel mit Inschrift, die sie beisetzten: „Questo monumento che il governo theocratico ergeva a ricordo di mercenari stranieri Roma redenta lascia ai posteri testimonio perenne di tempi calamitosi. S. P. Q. R. 24 Ottobre 1871 d. h. dieses Denkmal, welches die geistliche Regierung errichtete zur Erinnerung an die fremden Söldlinge, überläßt das befreite Rom den Nachkommen als ständiges Zeugniß schlimmer Zeiten. Der Senat und das römische Volk." Sehr perfid. In einem hl. Zorn fuhren wir zur 6. Station zur prächtigen Kirche Maria Maggiore; für heute will ich nur anführen, daß am letzten weißen Sonntag diese Kirche nebst 2 andern Zeugen der frommen Andacht der Katholiken Roms waren. Ein englischer Prediger hatte die Mutter Gottes beschimpft; der Cardinalvikar forderte die Römer zur Sühne auf, und über diese große Sühnungswallfahrt, welche am 20. April stattfand, berichtet nun das Londoner Weltblatt, die Times, eine den Katholiken gewiß nicht günstige Zeitung:

„Die heutige Manifestation wird ohne Zweifel und nicht mit Unrecht als ein Triumph der Kirche angesehen werden. Man würde sich kaum einer Uebertreibung schuldig machen, wenn man sagt, das ganze römische Volk habe der Einladung des Cardinalvicars entsprochen. Eine Folge dieser Einladung war es auch, daß heute Morgen an den Thüren aller Kirchen Plakate angeklebt waren, welche mit großen Lettern die Worte trugen: „Es lebe die Jungfrau Maria, die Gottesmutter, gegen welche die Gottlosen ihre Lästerungen ausgestoßen haben." Bereits in früher Morgenstunde waren die großen drei Basiliken (die Kirche Maria Maggiore, hl. Kreuz und St. Johann im Lateran) angefüllt mit Andächtigen, welche die vorgeschriebenen Besuche machten. Die eigentliche Demonstration jedoch und die Pilgerfahrt im wahren Sinne des Wortes war auf den

Nachmittag angesetzt. Als ich S. Johann im Lateran erreichte, waren die Straßen mit einer Volksmenge dicht besäet, welche die Richtung zu dieser Basilika einschlug, und bei alledem fand ich im Innern die Kirche angefüllt von Gläubigen, welche, in tiefes Schweigen gehüllt vor den verschiedenen Kapellen niedergekniet waren. Ich begab mich sodann direkt nach Santa Croce, wo der Cardinalvicar die berühmte Reliquie des h. Kreuzes ausstellen sollte. In dem Augenblicke, wo er auf dem Balkon erschien, war die Basilika vollständig mit Andächtigen angefüllt; und indem ich nur mit den alleräußersten Anstrengungen aus der Menge herausgelangen konnte, war ich der Zeuge einer der imposantesten Scenen, welche ich jemals gesehen habe. Zu meiner Linken strömte eine ungeheure Volksmasse die lange Allee hinab, welche von St. Johann nach Santa croce führt, während vor mir ein anderer Strom nach Santa Maria Maggiore lenkte. Das war eine Volksmasse, in welcher kein Unterschied des Ranges und des Standes herrschte; Bettler neben den hohen, von ihren Dienern umringten Adeligen; Männer, Frauen und Kinder jeden Alters; alles ging die Pilgerfahrt; die Einen, indem sie leise ihren Rosenkranz beteten, die Anderen, indem sie mit lauter Stimme Lobgesänge erschallen ließen. Msg. Mermillod und mit ihm eine große Schaar französischer Cleriker, befand sich unter den Pilgern. Die Pilger zogen, die zwei Seiten eines Dreiecks bildend, ohne Unterbrechung, von vier bis acht, vorüber. Von Santa Maria Maggiore hätte man sagen müssen, diese Basilika sei geradezu belagert gewesen. Außer der Menge, welche von Santa Croce herüberkam, gab es da noch eine andere Schaar, welche von allen Seiten und aus allen Straßen in die Kirche hineindrängte. Im Innern der Kirche war es unmöglich, sich fortzubewegen. Die Wände und die Säulen waren mit den reichsten Teppichen geschmückt; der Hauptaltar strahlte im Lichterglanz, und die

Kapelle Borghese, wo sich das berühmte Gemälde der hl. Jungfrau befindet, welches einst Gregor der Große in Prozession herumtrug, war von dem Boden bis zum Gewölbe in ein Meer von brennenden Lichtern verwandelt. Der Cardinal spendete vom Hochaltar aus den Segen, und als die Ceremonie beendet war, da erdröhnte das Gewölbe von den Rufen: „Es lebe die Jungfrau Maria! Es lebe die Mutter Gottes!" Allenthalben herrschte die vollkommenste Ordnung, denn bei dieser Gelegenheit waren die „Liberalen" mit den Clerikalen völlig Eins. Der Diritto und andere „liberale" Blätter, mit Ausnahme der republikanisch gefärbten, sprachen sich über die in Frage stehende Beschimpfung sehr mißbilligend aus."

So der Correspondent der Times. Der Beweis war wiederum geliefert, daß das römische Volk durchaus kirchlich und katholisch gesinnt ist.

Als siebente Station machten wir gegen Abend St. Peter einen Besuch; ich fand eine ziemliche Zahl italienische Soldaten in der Kirche. Abends gingen wir noch in einige Kirchen und in einen sakramentalen Abendsegen. Die Römer besuchen wie auch unser Volk die Abendandachten sehr gern. Das Allerheiligste wird unter einem schirmförmigen Himmel processionaliter in der Kirche herumgetragen und zur Anbetung ausgesetzt. Priester und Volk sangen abwechselnd die Muttergotteslitanei, nicht gerade schön, aber erbaulich, Alles miteinander. Der Segen wird erst am Schlusse gegeben; der Priester singt unten das tantum ergo und erst, wenn der Segensgesang endet, steigt er hinauf, um den Segen zu ertheilen. Dieser Samstag war also ausschließlich der Frömmigkeit gewidmet. Möge der liebe Gott seine Gnade dazu gegeben haben!

14. Sonntag, 16. Februar.

Rom, St. Alfonso, das Museum Kircher, Kaiserpaläste, Corsofahrt.

Am Sonntag sieht man viele Landbevölkerung in Rom; die guten Leute sind meist arm, sehr arm und genügsam. Grundeigenthum haben sie nicht, sie sind Pächter oder Taglöhner der großen Herren. Man hat viel über die päpstliche Regierung gescholten, die jetzige habe ich nirgends loben hören. Von den Italienern könnten viele unserer Arbeiter Fleiß und Genügsamkeit lernen; ihre Nahrung besteht bei strenger Arbeit oft aus Zwiebeln und trockenem Brod. Eine Bevölkerung, die nichts besitzt, ist leicht zur Neuerung und Revolution geneigt, und wenn's einmal losgeht in Italien, kann's böse Auftritte geben.

Mit diesen und ähnlichen Dingen unterhielten wir uns, der Geistliche, der mich begleitete, und ich, während wir gegen 9 Uhr Morgens nach Hause fuhren. Wir hatten nämlich die hl. Messe in der Kirche vom hl. Alfons v. Liguori gelesen, bei den Redemptoristen oder Liguorianern, die eine sehr reichliche Pastoration haben. Jeder von uns theilte 3 Mal die hl. Communion aus, am Anfang der hl. Messe, bei der Communion und am Schlusse, so viele Communizirende waren da.

Die Kirche ist ganz nahe bei S. Maria Maggiore, im italienisch — gothischen Stil gebaut, noch neu; auf dem Hochaltar ist das altgriechische wunderthätige Muttergottesbild, die Mutter der immerwährenden Hilfe. Im 15. Jahrhundert brachte es ein Kaufmann von Creta, wo es hochverehrt wurde, nach Rom; im Jahre 1866 wurde es, nachdem es lange unbekannt und verborgen war, der öffentlichen Verehrung wieder ausgesetzt. Unter den Liguorianern befinden sich immer auch Deutsche. Sie sind mir eine liebe Erinnerung, die ehrwürdigen Redemptoristenpatres von

den Missionen her, welche sie Ende der 60ger Jahren in Birndorf und Gurtweil hielten, die Herren Patres Grünblatt, Eigrang, Wollmann und Willi. Pater Willi predigte das erste Mal auf Missionen, sein erstes Thema war die Menschenfurcht, wahrscheinlich ihm aufgegeben, um zu lernen, beim Predigen die Menschen nicht zu fürchten. Die Missionen durch Ordensleute sind jetzt bei uns verboten, die Missionen des Weltklerus haben nicht denselben Effekt, es ist nicht „Dasjenige", wie ein Herr in Waldshut zu sagen pflegt, und wer gibt uns Priester genug zur gewöhnlichen pastorellen Thätigkeit?

Unter Anführung des Kaplans Hytrek besuchten wir diesen Morgen nach 11 Uhr das sog. Museum Kircherianum. Dieses Museum, von dem Jesuiten Kircher gegründet, befindet sich im Jesuitenkolleg; die piemontesische Regierung hat es einfach annexirt. Es ist die bedeutendste und großartigste Sammlung römischer und etrurischer Alterthümer und Hunderte von Gegenständen aus den Katakomben sind da: Urnen, Blutgefäße, Lampen, Sarkophage, Inschriften, Vasen ebenso zahlreich, als instruktiv. Hytreck, der in dieser Beziehung viele Studien gemacht, setzte hier seine Erklärung der Katakomben fort. Philologen und Theologen werden wie Freunde des Alterthums mit der größten Befriedigung in diesen „jesuitischen" Hallen wandeln, die wieder einmal beweisen, was die Jesuiten Alles geleistet haben. Ich will aus dem unermeßlichen Reichthum nur im christlichen Museum das sog. Spottbild anführen. Im Jahre 1856 wurde in den Ruinen der Kaiserpaläste diese rohe, aber doch merkwürdige Handzeichnung entdeckt. An einem Kreuze ist eine bekleidete menschliche Gestalt mit einem Eselskopfe angenagelt, die Füße ruhen auf einem Querholze, während die Hände durchbohrt erscheinen. Davor steht ein Mann, der mit ausgestreckten Armen zum Kreuz emporschaut. Die griechische Unterschrift lautet auf Deutsch: Alexamenos be-

tet seinen Gott an. So verspotteten rohe heidnische Soldaten die Ueberzeugung ihrer christlichen Mitsoldaten.

Die italienische Regierung hat dieses Museum, dessen Eintritt an Sonntagen frei ist, nicht blos annexirt, sondern auch erweitert durch eine nicht unbedeutende Sammlung von Natur- und Kunstgegenständen namentlich aus Asien, Afrika, Australien. Es ist da eine Art Weltausstellung im Kleinen, hochinteressant; namentlich die chinesische und japanesische Abtheilung hat uns sehr angesprochen.

Nachmittag geleitete uns Dr. Janssen zu den Kaiserpalästen auf dem palatinischen Berge nahe beim Forum und Colosseum. Der palatinische Hügel mit einem Umfang von 1744 Meter und einer Höhe von 32 Meter über dem Boden des modernen Rom trug die erste römische Ansiedlung, die Viereckstadt des Romulus, des Gründers der ewigen Stadt; das Rom der Könige hatte seine bedeutendste Stätte auf dem palatinischen Hügel. Die Republik, welche die Gleichheit der Bürger proklamirte, duldete keine Wohnungen von Privaten auf dem Palatium. Später als die Republik ihrem Ende entgegen ging, bauten politische Größen hier ihre Häuser und Paläste. Cicero und Hortensius, die zwei größten Redner Roms, Catilina und Clodius, die Gegner Cicero's, Caesar und Augustus siedelten sich auf dem palatinischen Hügel an — und die Kaiser hatten da ihre Paläste; einer suchte den andern zu übertreffen. Augustus baute noch bescheidener, Tiberius erweiterte den Bau, Caligula, der Narr auf dem Throne, überbot beide, und Nero ließ halb Rom in Flammen aufgehen, um Platz für seine Bauten zu bekommen. Der palatinische Hügel genügte ihm nicht zu seinem goldenen Hause; der esquilinische und cölische Hügel wurden in den Bereich der Anlagen hineingezogen. Suetonius erzählt: „Im Vorhof stand des Kaisers Kolossalstatue 120 Fuß hoch; die Ausdehnung des Palastes war solcher Art, daß er dreifache Säulengänge

in der Länge von 1000 Schritten hatte. Es fand sich da ein Teich, einem Meere ähnlich, von Bauten wie von Städten umgeben, dazu Ebenen, wo Ackergefilde, Weinpflanzungen, Triften und Wälder wechselten, mit Heerden von Vieh und wilden Thieren jeder Art bevölkert. Anderwärts war alles mit Gold, Edelsteinen und Perlmuscheln ausgelegt. Da waren Speisesäle mit getäfelten Decken, deren elfenbeinerne Platten verschiebbar waren; aus den Oeffnungen ergoß sich über die Speisenden ein Regen von Blumen und wohlriechenden Wassern. Der schönste dieser Säle war rund und drehte sich bei Tag und bei Nacht, um die Kreisbewegung der Welt nachzuahmen. Nach der Vollendung des Palastes sagte der Kaiser am Tage der Einweihung: „Nun kann ich endlich wie ein Mensch wohnen.“ Die flavischen Kaiser, namentlich Domitian schufen neue Paläste auf dem palatinischen Hügel: ein ewiges Bauen und Aendern: ungezählte Summen sind da verbaut worden, eine heidnische Pracht entfaltete sich da. Und was ist von all Dem noch übrig? Ruinen und nichts als Ruinen, groß genug, um eine Vorstellung von der kolossalen Ausdehnung zu geben, ruinös genug, um zu erinnern an das Wort Homers: Einst wird kommen der Tag, wo das hl. Ilium hinsinkt.

Hingesunken ist die Macht und die Pracht und der Reichthum der Kaiser — es war einmal, es ist nicht mehr. Aber eine prachtvolle Aussicht hat man auf dem Boden dieser immerhin sehr interessanten Ruinen. Da liegt vor uns das riesige Collosseum, das alte und das neue Rom bis hinaus nach St. Peter. Wer zählt die Thürme und Kuppeln alle, die aus diesem Häusermeere hervorragen! Die Ruinen gehören zu den bevorzugten Lieblingsstätten der Maler. Es sind eben, um mit Kuhn zu reden, nicht wüste Trümmerhaufen; noch streben die Mauern kühn und keck am Abhange empor; noch wölben sich mächtige Bogen, und

Schlingpflanzen umspinnen sie mit einem immergrünen Festkleide.

Es stimmt melancholisch und freudig zugleich — ich dachte an die gemischten Gefühle, von denen unser Philosophieprofessor gar viel zu erzählen wußte. Während wir so mitten im Schwärmen drin waren und unser Frankfurter Dr. Pastor ganz weg war vor Rührung — die Sonne leuchtete eben durch Gewitterwolken, gingen hinter uns 2 Fremdlinge auf und ab, und einer versicherte den andern, ich denke es waren 2 deutsche Professoren, ziemlich laut: „Ein katholischer Priester hat mir gestanden, das Papstthum käme nicht mehr auf!"

Ein klassischer Ausspruch, würdig eines deutschen Professors! Man sollte meinen, die Ruinen der Kaiserpaläste predigen was Anders, als den Sturz des Papstthums!

Und das muß, wenn's wahr ist, was der Sprecher behauptete, auch ein schöner katholischer Priester sein. Wie alt?

O schaue doch, mein lieber Professor, von den Ruinen nach St. Petersdom: die Kaiser sind verschwunden, der Wind streicht durch die Hallen der Paläste, Wolken ziehen drüber hin — St. Peter steht noch. Aber wird St. Peter nicht auch einst in Trümmer fallen? Möglich, vielleicht gewiß; denn die Elemente hassen das Gebild aus Menschen Hand; vielleicht stürzt die Kuppel ein, aber bis ans Ende der Zeiten bleibt trotz aller deutschen Professoren in und außerhalb Roms das Wort des Herrn: „Du bist Petrus der Fels, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen." Vom Palatinischen Hügel und seinen stillen Ruinen fuhren wir — Herr Böddinghaus, Kaplan und Redakteur aus Münster in Westfalen, der heute in Rom angekommen, hatte sich uns angeschlossen — auf den Corso hinein in's bunte Leben und Treiben des jetzigen Roms. Ja was ist der Corso an einem Sonntag Nachmittag! ein

Leben, Treiben, Bewegen, Fahren, Lärmen, das mit unsern kleinlichen Verhältnissen sich gar nicht vergleichen läßt!

Hunderte von Equipagen mit den feinsten Pferden bespannt, fahren eine nach der andern langsam und feierlich von einem Ende der Hauptstraße zum andern und wieder hinauf 3 Mal nacheinander; auf dem Trottoir ist eine Menschenmenge, die schiebt und geschoben wird und oben auf den Balkonen die vornehme Welt, soweit sie nicht unten in den eleganten Karossen spazieren fährt. Der Lärm ist geradezu betäubend; der Luxus und die Pracht, welche da entfaltet werden neben der ungeheuren Armuth, die in Rom herrscht und das bunte Durcheinander aller Alter, Geschlechter, Stände, Klassen — muß man mit angesehen und gehört haben, um es bald genug zu bekommen. Wir retteten uns in ein Kafé, die nicht gerade übertrieben elegant in Rom sind — ein cafe nero und einige Pasten (Backwerk) liebt in Rom der Einheimische und der Fremdling!

Wie still war es des Abends auf unserm Friedhof bei St. Peter! Ja Rom ist die Stadt der Kontraste. Guter Nerven braucht es da schon und eines kräftigen Willens, um mitzumachen. Die erste Woche war vollendet.

---

15. Montag, 17. Februar.

Rom, die Oratorianer, ein Requiem, Cardinal Ledochowski, Kirchen und Klöster, Masken.

Für einen katholischen Priester wäre es fast unverzeihlich, wenn er einen der bekanntesten Heiligen Roms, den hl. Philipp Neri nicht besuchen würde, der ein gar „sonderbarer“ Heiliger in des Wortes bester Bedeutung war. Göthe nennt ihn einen humoristischen Heiligen. Jedenfalls war er ein ganz auserlesenes Werkzeug in Gottes Hand. 1515 war er in Florenz geboren, sein Leben und seine Thätigkeit aber gehören Rom an. Hauptsächlich zeichneten ihn De-

muth, Seeleneifer, eine ungetrübte Heiterkeit und eine wunderbare Nächstenliebe aus. Mit den Kindern spielte er, wie wenn er Ihresgleichen wäre und wenn er von S. Onofrio, wo er die Kleinen unter der Tasso-Eiche unterrichtete, heimkam, warteten Adelige, Fürsten, Bischöfe, Prälaten, Cardinäle vor seinem Hause, um ihn zu berathen, ihm ihre Ehrfurcht zu bezeugen. Gregor XIV. wollte ihn zum Cardinal machen und schickte ihm die Ernennung zu. Er erwiederte, wenn er einmal Cardinal werden wolle, wolle er es schon sagen. Sein Sprichwort in Bezug auf die Demuth war: „Die Welt verachten, Niemand verachten, sich verachten, verachten verachtet zu werden."

Beichthören und Predigen waren seine Hauptbeschäftigungen. Im Jahre 1556 stiftete er die Congregation der Oratorianer; der hl. Franz von Sales nannte das Leben der ersten Oratorianer ein engelgleiches. Zu seinen Schülern gehörte der berühmte Cäsar Baronius und der gefeierte Anton Maria Tarrugi, nachher Cardinal und Erzbischof von Avignon, der Frankreich aus dem Rachen des Hugenottenthums rettete. Philippus und seine Congegration sind im wahren Sinne des Wortes Reformatoren, Verbesserer Roms geworden.

Seine Predigten waren schlicht und einfach und mehr hat er durch seine Thränen, als durch oratorische Künste bekehrt. Als die Congregation immer mehr wuchs, schenkte ihr Gregor XIV. die kleine Kirche der hl. Jungfrau im Thälchen. Die Kirche war zu klein und es mußte eine neue gebaut werden (daher jetzt noch der Name chiesa nuova, neue Kirche). Der hl. Philipp brachte eines Tages einen Baumeister, der einen großartigen Plan zu einer neuen Kirche machte. Das Vermögen Philipps bestand an jenem Tage aus einigen Soldi's. Als sich Baronius, sein hervorragendster Schüler, der eigentliche Vater der Kirchengeschichte, über diese Kühnheit beklagte, warf ihm

der hl. Philippus Mangel an Gottvertrauen vor. Die Sonne war noch nicht untergegangen, und er hatte schon 20,000 Thaler beisammen. Die Kirche wurde in wenigen Jahren fertig und ist eine der schönsten in Rom. Die Vergoldung des Gewölbes allein kostete 60,000 Thaler. Die demüthige Zelle und der noch kleine an die Kirche angrenzende Betsaal (Oratorium) wurde der Versammlungsort aller durch Wissenschaft und hohe Tugenden ausgezeichneten Männer, welche Rom und die nächste Umgebung des Papstes besaß und gab seiner Congregation den Namen. (Oratorianer). Ganz besonders merkwürdig ist die außerordentliche Verehrung, welche der Heilige für das allerheiligste Sakrament des Altares hatte. Während es sonst üblich ist, nur einwenig Wein in den Kelch zu gießen, machte der Heilige den Kelch ziemlich voll; er gerieth oft, wenn er auf einem Stuhle vor dem Allerheiligsten saß, angesichts des Volkes in Verzückung und wurde öfters sammt seinem Stuhl schwebend mehrere Fuß von der Erde in der Mitte der Kapelle gefunden. Heiter und gleichsam beschämt erwiederte er, zurückgekehrt in den natürlichen Zustand, den Gläubigen, die ihn schon bei Lebzeiten als Heiligen verehrten lächelnd, ob sie noch nicht wüßten, daß er ein Narr und Phantast sei. Deßhalb las er auch die hl. Messe in einem kleinen Zimmerchen oberhalb seiner Stube und ließ Niemanden zu, als einen Laienbruder der Congregation: dieser diente ihm die hl. Messe bis zum Sanktus; dann entließ er ihn zur Arbeit, da er nicht wünsche, daß die Congregation wegen seiner Narrheiten (so nannte er die häufigen Extasen, die er im Augenblick der Wandlung und vor der hl. Kommunion erhielt) Schaden litte. Die Extasen dauerten gewöhnlich 2, öfters 3½ Stunden, wobei er mit ausgestreckten Armen in Anbetung des allerheiligsten Sakramentes einige Fuß von der Erde erhoben schwebte. Der Bruder kehrte öfters von der Arbeit zurück und beobachtete

den Heiligen durch eine kleine Oeffnung in der Thüre und erkannte aus seinen Gesichtszügen, wann er wieder in den natürlichen Zustand zurückkehren würde. Dann diente er ihm die hl. Messe bis zum Schlusse (siehe Freiburger K. Lexikon). Seine Bußübungen waren außerordentlich streng, dabei war er stets heiter und verlangte ein heiteres Wesen von seiner Umgebung; Kopfhängerei war ihm verhaßt. Besonders der heranwachsenden männlichen Jugend widmete er seine ganze Aufmerksamkeit. In seinen alten Tagen noch zog er oft mit einer Schaar junger Leute vor die Stadt, wo sie im Freien ein Spiel machten und zu Mittag aßen. Philippus hatte seine Freude daran, wenn sie dann recht lustig waren. Am Ende saß er zu ihnen auf den Boden und forderte sie zu einem christlichen Leben auf. Wenn die Jünglinge, welche in seinem Hause wohnten, spielten und dabei einen großen Lärm verführten, und man sich darüber aufhielt, sagte der Heilige: „Meinetwegen können sie auf meinem Rücken Holz machen, wenn sie nur nicht sündigen." In Sachen der Werke der Nächstenliebe führe ich nur die eine Thatsache an, daß der hl. Philipp in Rom ein Pilgerhaus zur Aufnahme von fremden Pilgern gründete, wo manchmal im Jahre mehr als 300,000 derselben Aufnahme fanden und Cardinäle, Fürsten und Fürstinnen ihnen die Füße wuschen und sie bedienten. Zum Krieg führen gehören bekanntlich dreierlei wichtige Dinge: 1. Geld und 2. Geld und 3. noch einmal Geld. So ist auch bei der christlichen Vollkommenheit die Demuth das Erste, Zweite und Letzte. Der hl. Philippus übte seine Schüler ganz besonders in der Demuth, allerdings oft in sehr origineller Weise. So schickte er z. B. einmal den gelehrten Baronius zu einem wegen seiner Grobheit bekannten Wirth, so à la Schenkelewirth in Ebnet, gab ihm eine gewaltig große Kanne mit, welche mehrere Maß faßte und befahl, er solle nur das kleinste Maß Wein kaufen und

dabei verlangen, der Wirth müsse ihm erst das Geschirr auswaschen, ihn dann mit in den Keller und nachsehen lassen, ob er auch richtig gemessen habe. Außerdem gab er ihm ein großes Goldstück mit, damit der Wirth wegen der paar Pfennige noch wechseln mußte. Baronius that Alles pünktlich: für Spott und Schand durfte er nicht sorgen und fast hätte es noch Prügel gegeben. Hie und da mußten die Geistlichen seines Ordens auf offener Straße ein Stück von einer großen Bretzel herunterbeißen und vor allen Leuten essen oder einen Hund durch die Stadt tragen oder einen Gassenhauer in vornehmer Gesellschaft singen — Alles der Verdemüthigung wegen. Der Heilige selbst benahm sich oft so, daß ihn die Leute für geistesschwach halten sollten — Alles aus Demuth. Bekannt ist auch, wie der hl. Philipp einmal untersuchte, ob eine Klosterfrau in der Nähe von Rom wirklich eine Heilige sei, für was man sie hielt. Es ging bei schlechtem Wetter zu Fuß in's Kloster, ließ die Klosterfrau kommen und verlangte von ihr, sie solle ihm die nassen Stiefel ausziehen. Die Nonne ward über dieses unhöfliche Begehren ganz aufgebracht und fing an zu schelten, der Heilige aber kehrte ohne Weiteres zurück und berichtete dem Papste: „Sie ist nicht heilig, denn sie hat keine Demuth."

Auf dem Grabe dieses Heiligen, das sehr reich ausgestattet ist, las ich heute die hl. Messe. In der Sakristei zeigt man sehr viele Gegenstände, die dem Heiligen zum Gebrauch gedient haben und im Kloster verschiedene Zimmer, die er durch seine Gegenwart geheiligt und die jetzt zu Kapellen umgestaltet sind. Die Oratorianer aber sind noch heute berühmt: Aug. Theiner nnd der neue Cardinal Newman gehören den Oratorianern an. Die Oratorianer sind gleichsam die Republikaner unter den Orden. Die italienischen Oratorianer haben keinen Generalobern, jedes Haus ist vom andern vollkommen unabhängig, und der

Obere jedes Hauses ist von der Gemeinschaft abhängig, sie kann ihn absetzen und zur Rechenschaft ziehen, der Superior hat nur wie jeder andere eine Stimme in den Versammlungen und muß alle Dienste wie die andern thun, selbst bei Tische. Jeder Oratorianer bestreitet seine Unterhaltung auf eigene Kosten, Gelübde legen sie nicht ab. Die Oratorianer bilden demnach keinen eigentlichen Orden, sondern eine Art freie Vereinigung von Priestern zu gemeinsamem Leben unter bestimmten Satzungen. Jeder kann auch austreten, wenn es ihm beliebt. Dennoch sind die Austritte selten, da die Mitglieder sehr an ihrer Kongregation hängen, und mehrere die wegen amtlicher Stellung von dem Oratorium scheiden mußten, wie z. B. Baronius, weinten dabei, wie Kinder.

Die piemontesische Regierung, welche sehr einnehmend sich erweist, hat das Kloster und die reichhaltige Bibliothek annexirt und es zum Assisenhof gemacht. Die Kirche ist von den Römern sehr fleißig besucht.

In Campo Santo hielt heute Monsignore Montel, auch der Geschäftsträger der Freiburger Curie beim hl. Stuhl, ein Tyroler Geistlicher, das Anniversarium für Pius IX. dem wir auch beiwohnten; wir erhielten dabei drei Mal brennende Kerzen, beim Evangelium, von der Präfation bis zur Kommunion und an der Tumba. Den Rest der Kerze nimmt man sich zum Andenken mit.

Unsere Leser werden oft schon gedacht haben: Bis jetzt ist von allem Möglichen und einigem Unmöglichen die Rede gewesen, nur von der Hauptperson in Rom, vom Papste noch nicht. Nun heute hofften wir sicher, zur Audienz zu kommen: Herr Streicher hatte sich schon in seinen um 5 Franken leihweise erworbenen schwarzen Frack gestürzt, der Schlesier die Sutanne mit dem römischen Mäntelchen und dem weiten Römerhut zurecht gelegt und ich meinen Peterspfennig für alle Fälle nochmals ge-

zählt — aber es war wieder nichts, und während wir hin und her deliberirten, was jetzt zu machen sei: sagte der Schlesier: Jetzt gehen wir zur Eminenz Ledochowski. Da nämlich unser Schlesier auch auf dem Parketboden sich zu bewegen weiß, gehts ohne die obligaten Titulaturen nie ab. Also zum Cardinal Ledochowski. Aber was dort machen? Besuch. Wir melden uns an — und dann gibt ein Wort das andere. Richtig wir gehen hinauf. Als wir dem Schweizer den Namen Ledochowski nannten, wies er uns auf den Damasus-Hof und von dort begleitete uns ein diensttuender Gensdarm bis vor die Thüre des Ganges. Der Schlesier gab sein Celebret, ich eine Visitenkarte ab, und in fünf Minuten stunden wir vor dem Cardinalerzbischof von Posen-Gnesen, der wegen Uebertretung der Maigesetze zwei Jahre in Ostrowo gefangen saß und zu ungezählten Geldsummen verurtheilt ist; er wurde steckbrieflich verfolgt und ist einstweilen auch ein Gefangener im Vatikan.

Als wir vom Diener geführt in den ziemlich geräumigen Saal traten, erhob sich der Cardinal, eine sehr große, stattliche, majestätische Figur mit grauen Haaren und scharfem Gesichte, und sagte freundlich: „Ah, die Herren kommen aus Deutschland, freut mich sehr!“ Mit großer Liebenswürdigkeit wies er uns Stühle an und besprach sich mit dem Schlesier über die Verhältnisse in Preußen. An ein Aufhören des Kulturkampfes in Bälde wollte er nicht glauben. Mir sprach er von der bevorstehenden Journalisten-Audienz, an der er auch Theil haben werde, erkundigte sich nach den Verhältnissen der Freien Stimme, sprach mit großer Anerkennung vom hochseligen Erzbischof Hermann und unserm jetzigen Bischof v. Kübel. „Ja Sie haben in Baden einen vortrefflichen Bischof, ich kenne ihn von Fulda her“. Auch mit Herrn Streicher unterhielt er sich über Land und Leute am Bodensee. Er ertheilte uns Dreien

den erzbischöflichen Segen und gab uns Empfehlungen an unsere hochwürdigsten Bischöfe mit. „Sagen Sie ihnen, daß ich täglich meiner bischöflichen „Gebrüder" in Deutschland im Gebete gedenke." Cardinal Ledochowski spricht deutsch, versteht Alles und kann sich in deutscher Sprache verständlich machen, wenn ihm auch hie und da ein Wort fehlt und er das Deutsche etwas eigen betont.

Wir waren von der erhabenen Persönlichkeit ganz eingenommen; er trug eine rothe Tonsurkappe, die Sutanne ist inwendig roth, äußerlich roth ausgeschlagen. Sein erzbischöfliches Kreuz und die goldene Kette hat ihm Pius IX. geschenkt; sie gehörte dem von der revolutionären Regierung verbannten und in der Verbannung verstorbenen Erzbischof Fraszoni von Turin; außerdem trägt er den Ring des Grafen Lubienski, Bischofs von Augustowo, welcher vor einem Dezenium im Alter von 42 Jahren auf dem Wege nach dem Innern von Rußland starb, aller Wahrscheinlichkeit nach von den russischen Häschern, die ihn in's Exil geleiteten, vergiftet. Der Cardinalerzbischof, mit dem vollen Namen Miecislaus Halka Graf Ledochowski stammt aus sehr vornehmer polnischer Familie und ist 1823 geboren; er studierte in Wien, Warschau und Rom, wurde 1845 zum Priester geweiht; Pius IX. ernannte ihn bald darauf zu seinem Hausprälaten und apostolischen Protonotar, später zum Auditor der Nunziatur in Lissabon; er wurde 1856 in gleicher Eigenschaft nach der südamerikanischen Republik Columbia geschickt, am 30. September 1861 zum Erzbischof von Theben i. p. i. und in demselben Jahre noch zum päpstlichen Nuntius in Brüssel ernannt. Am 16. Dezember 1865 wählten die vereinigten Domkapitel von Posen-Gnesen ihn einstimmig zum Erzbischof; in Berlin war er am Hofe sehr beliebt — zur Huldigung wurde er in der prächtigsten Hofequipage mit dem Erzbischof Melchers von Köln abgeholt. Seitdem ging der Kulturkampf in die Lande —

Ledochowski wanderte in's Gefängniß und als er seine 2 Jahre abgesessen, ging er zum Vater der Christenheit, wo er noch ist. Bei der Papstwahl erhielt Ledochowski 1 Stimme. Einen Kirchenfürsten repräsentirt er in ganz vorzüglicher Weise.

Am Nachmittag machte ich mit Jordan eine etwa 4stündige Fahrt durch die Stadt, wobei wir es hauptsächlich auf den Besuch der Kirchen absahen. Wir besuchten S. Maria in Trastevere, wo wir schon früher gewesen, S. Crisogono, gleichfalls jenseits der Tiber im Besitze der Trinitariermönche mit weißem Habit. Im rechten Seitenschiff sieht man das einfache Grabmal der ehrwürdigen Dienerin Gottes Anna Maria Taigi, die erst 1837 starb und durch ihre merkwürdigen Prophezeiungen bekannt ist. Die Kirche gehört zu den ältesten Roms. Natürlich durften wir an der Kirche der hl. Cäcilia nicht vorübergehen, bei welcher Nonnen von der Regel des hl. Benediktus ihr Kloster haben. Ich schicke hier die Bemerkung voraus, daß soviel man auch Welt- und Ordenspriester in Rom sieht, Nonnen und Klosterfrauen sieht man sehr wenig. Sie sind in ihren Klöstern und in den Kirchen, wo sie sich zurückziehen, sobald die Kirche von andern Personen betreten wird. Die hl. Cäcilia ruhte einst in den Katakomben an einem Ehrenplatz neben der Papstgruft. Im Jahr 821 wurde ihr hl. Leib in die Stadt gebracht und im Hause ihres Bräutigams Valerian, wo sie gestorben war, beigesetzt Im Jahre 1599 wurde das Grab geöffnet; wie eine Schlafende lag sie da, das Gesicht gegen den Boden des Sarges gekehrt, ganz und gar unversehrt; am Halse trug sie die Spuren des Richtschwertes. Ganz Rom war in freudiger Bewegung, 4 Wochen lang der hl. Leib zur Verehrung ausgesetzt. Dann wurde sie wieder in der Gruft des Hochaltars eingemauert und seit 3 Jahrhunderten ruht sie wieder unten, den menschlichen Blicken entzogen; aber oben am Altare hat uns Stefano

Maderno die Erinnerung an jene Tage durch die allbekannte Marmorstatue der Heiligen hinterlassen. Man zeigte uns das Badezimmer der Heiligen, wo sie durch Feuer hätte erstickt werden sollen; die Bleiröhren und die Heizvorrichtung sind noch zu sehen. Cäcilia ist die Lieblingsheilige der römischen Frauen und Jungfrauen.

Der Verfasser von italienischen Klosterbildern im deutschen Volksblatt hat sich am Klostergitter mit den Nonnen der hl. Cäcilia einmal gelegentlich eines Kirchenfestes unterhalten und schreibt darüber: „Diese Unterhaltung war heiter, fröhlich, unschuldig. Ach, das Klostergitter! Wie verrufen ist es! Höchstens macht ihm hierin das Beichtgitter noch den Rang streitig. Und doch stünde es viel besser um die Menschen, wenn diese beiden weniger gehaßt wären. Mancher hätte sich nicht am Gefängnißgitter erhängt, wenn er bei Zeiten den Weg zum Beichtgitter gefunden hätte. Und wie viel Friede, wie viel Freude, wie viel Menschen- und Gottesliebe wohnt hinter dem Klostergitter! Möchte doch die Welt dieses reiche verborgene Leben nicht stören wollen. Die Nonnen lassen ja auch die Welt in ihrer Weise glücklich sein. Wenn draußen in der Welt Thusnelde den Hermann heiraten will und Natalie den Arthur, so lassens ja die Nonnen geschehen, wenn draußen Minister steigen und fallen, wenn Primadonnen und Ballerinen noch nie dagewesene Beifallsstürme hervorrufen und goldene Ernten einheimsen, so lassens die Nonnen geschehen, sie wünschen ja nur, daß man sie selbst in Ruhe lasse und sie in ihrem harmlosen Glücke nicht störe". Von der hl. Cäcilia, welche die Sänger zur Patronin sich erkoren, gingen wir zum hl. B a r t h o l o m ä u s auf der Tiberinsel; Kaiser Otto III. brachte den Leib des hl. Apostels von Benevent nach Rom; auch der hl. Adalbert, Erzbischof von Köln liegt hier begraben. Franziskaner besorgen den Gottesdienst. Mich interessirte diese Kirche deßhalb besonders, weil der hl. Bartho-

lomäus der Kirchenpatron meiner Vaterstadt ist und ich das erste Mal an seinem Patrozinium predigte.

Bei der Kirche zur hl. Maria von Cosmedin sahen wir uns u. A. den bocca della verità d. h. den Mund der Wahrheit an, der im Vorhof dieser gleichfalls sehr alten Kirche steht. Das ist nämlich eine große, ein menschliches Gesicht darstellende Kloakenmaske, von der die mittelalterliche Sage behauptete, wer gelogen oder falsch geschworen und dabei die Hand in das Maul der Maske gesteckt, bringe sie nicht mehr heraus. So einige Dutzend derartige „Wahrheitsmäuler" thäten unserer Zeit gar besonders noth. Die Kirche ist sehr interessant, namentlich auch durch die Ambonen (2 einander gegenüberstehenden Kanzeln). Gegenüber der Kirche ist ein altheidnischer Vestatempel. Von da gings auf einen der 7 Hügel, auf den Aventin zur Kirche der hl. Sabina mit dem berühmten Dominikanerkloster, woselbst man die Zelle des hl. Dominicus und das Wohnzimmer Pius V. in Kapellen verwandelte. Diese Klosterräume sind außerdem durch die Gegenwart des hl. Franziskus, des hl. Thomas von Aquin und Raimund von Pennafort geheiligt worden; im Kapitelsaal empfingen der hl. Hyacinth und sein Bruder, der selige Ceslaus von Polen aus den Händen des Stifters selbst das Ordenskleid. Im Garten, wo man eine wundervolle Aussicht auf die Tiber, den ponte rotto und die Stadt hinab hat, steht noch der Orangebaum, den der hl. Dominik gepflanzt; als Lacordaire, der geistreiche Prediger in's Kloster kam, sproßte ein neuer Zweig am Orangenbaum. Der Frater, der uns mit seltener Gesprächigkeit Alles erklärte, gab uns einige Blätter von diesem berühmten Baum zum Andenken. Es hatte sich uns ein Missionär aus America angeschlossen, der uns noch nach S. Alessio begleitete; hier sieht man die 10stufige Treppe, unter welcher der hl. Alexius 17 Jahre lang unbekannt im elterlichen Hause ein mehr himmlisches, als irdisches Leben

führte. Der Dichter Konrad von Würzburg hat ihm seine Muse geweiht. Der Aventin mit seinen stillen Kirchen und Klöstern macht einen eigenthümlichen, wehmüthigen Eindruck; darüber aber war ich im Zweifel, ob die Aussicht vom Kloster der hl. Sabina nicht die schönste in Rom sei. Andere ziehen den Janiculus, andere den Monte Pincio vor. Es war schon ziemlich spät, als wir an den Ruinen der Kaiserpaläste, am Kolosseum und Forum vorüber gen Campo Santo fuhren. Mein Reisekollege hatte sich unterdessen das Wettrennen auf dem Corso, die Fastnacht angesehen und am Abend sich einen römischen Maskenball in der Nähe betrachtet. An einigen Dutzend Masken waren auch wir vorübergefahren.

---

16. Dienstag, 18. Februar.

Der Lateran, die hl. Stiege, einige andere Kirchen, die porta pia, der 20. September, St. Agnes, S. Pietro in vincoli, bei den Jesuiten, auf dem Corso.

Als Kaiser Konstantin d. Gr. gegen Maxentius, seinen Nebenbuhler, um die Alleinherrschaft vor den Mauren Roms an der milvischen Brücke gesiegt hatte und sich — so behaupten wenigstens Viele — in seinem Palaste, der von altrömischen Familie Laterani den Namen „Lateran" führte, hatte taufen lassen, so trat er diesen Palast den Päpsten als Residenz ab und gründete am Palaste die Laterankirche, welche der hl. Sylvester einweihte. Sie ist also die Kathedrale des Papstes, die älteste Papstkirche, die M u t t e r und das H a u p t aller Kirchen. Im Lateran, der auch St. Johann heißt, weil die hl. Johannes der Täufer und der Evangelist die Patronen sind, hatten die Päpste 1000 Jahre ihre Residenz; fünf allgemeine Concilien wurden da gehalten und es war Gebrauch, daß der Papst nach seiner Inthronisation feierlich vom Lateran Besitz nahm.

Bei der Fronleichnamsprozession hat die Geistlichkeit vom Lateran die erste Stelle. In dieser Kirche celebrirte ich heute, und nachher besichtigten wir dieselbe; die Besichtigung konnte aber nur eine halbe sein, da wegen baulicher Reparaturen die Basilika unterschlagen war. Ihr Hauptschatz sind die Häupter der Apostelfürsten Petrus und Paulus und der hölzerne Altar des hl. Petrus d. h. der Tisch, auf dem Petrus das hl. Opfer darbrachte. Wir durften ihn berühren, was uns begreiflicher Weise große Freude bereitete. Dieser Tisch war ehemals in den Katakomben. Den Tisch, auf dem das Abendmahl in Jerusalem stattfand, der gleichfalls hier aufbewahrt wird, konnten wir nicht sehen, auch nicht die Fahne Sobiesky's, die er bei Entsetzung der von den Türken belagerten Stadt Wien 1683 führte. Die Kirche wird von Vielen als die schönste Roms bezeichnet. Auf einem thronförmigen Beichtstuhl sitzt am Palmsonntag der Großpönitentiar des Papstes und berührt mit dem Stabe (bacchetta) die sich Hinknieenden auf dem Haupte, für welchen Akt der Verdemüthigung man einen unvollkommenen Ablaß erhält. In den Seitenschiffen sind Beichtstühle der niedern Pönitentiare d. h. Beichtväter; auch sie berühren mit dem Stabe (resp. einer ziemlich langen Ruthe) die sich Hinknieenden. Auch wir machten diese Ceremonie mit, welche ein Bekenntniß der Sündhaftigkeit ausdrückt und die Binde- und Lösegewalt der Kirche anerkennt. Der Obelisk auf dem Lateranplatze ist der älteste in Rom; er stund anderthalb Tausend Jahre vor Christus dem Sonnengott zu Ehren einst in Heliopolis im Lande Egypten. Interessant ist auch die Taufkapelle, in der Konstantin d. Gr. getauft wurde. Sie ist den beiden Johannes geweiht, hat 3 Oratorien (Betkapellen) und ist für Alterthumsforscher sehr wichtig. Der päpstliche Lateranpalast wurde von Sixtus V. gebaut; er ist ungemein reich an Särgen, Bildern, Inschriften aus den Katakomben, reich auch an heid-

nischen Skulpturen und religiösen Gemälden. Ein größeres Mosaikbild habe ich nicht gesehen, als das im Lateran sich befindliche, in den Bädern des Caracalla gefunden. Wie viele Arbeiter mögen sich an dem einen Bilde abgemüht haben! Das profane Museum enthält 16 Säle, das christliche gleichfalls eine stattliche Anzahl und die Gemäldegallerie abermals 10.

Wer nennt die Völker, zählt die Namen,
Die alle da zusammenkamen

und beweisen den Kunstsinn, den Sammelfleiß und die Pietät der Päpste!

Schon einmal waren wir an der hl. Stiege vorbeigegangen und hatten sie nur flüchtig betrachtet; diesen Morgen war es unsere Hauptaufgabe, sie hinaufzurutschen. Die heil. Stiege! Was ist denn das? Non est toto orbe sanctior locus, steht da geschrieben, es ist auf dem ganzen Erdkreis kein heiligerer Ort! Die Kaiserin Helena brachte von Jerusalem die steinerne Treppe, über welche Jesus im Palaste des Pilatus während seines Leidens 3 Mal hinauf und herabgeschleppt wurde und die geröthet worden mit dem Blute des Erlösers. Man steigt nur auf den Knieen diese Treppe hinan — und thuet das mit einem Gefühle, das mit Worten sich nicht schildern läßt. Zum Zeichen der Verehrung küßt man die Stufen. Um dieselben vor den Knieen der Andächtigen zu schonen, hat man sie in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit Brettern bedeckt, jedoch so, daß man jede der 28 Stufen der hl. Stiege sehen und berühren kann. Auf der zweiten und eilften Stufe sind die Stellen, wo man Blutspuren erkennt, mit Glas bedeckt. Auf der elften Stufe soll Jesus gefallen sein und soll man noch die Eindrücke seiner heiligen Kniee erkennen. Auch ist diese Stufe entzwei gebrochen. Wollte vielleicht der Stein die Menschen beschämen? Es macht einen wehmüthigen Eindruck, wenn man die Leidensgeschichte

liest, daß beim Tode Christi Alles trauerte nur die Menschen nicht, die's am meisten nöthig gehabt hätten. Die Sonne verfinsterte sich, die Erde bebte, die Felsen spalteten sich, der Vorhang des Tempels riß entzwei, die Gräber öffneten sich — nur der Mensch leidet nicht mit, da doch Christus für ihn litt. Vor uns kniete auf der hl. Stiege ein Bischof, hinter uns andere Gläubige. Die hl. Stiege wird stets viel besucht. Zu oberst derselben kann man durch drei vergitterte Fenster in die Kapelle Sancta Sanctorum sehen, die ein uraltes Bild des Erlösers und namentlich eine gar große Menge hl. Reliquien enthält. Das Bild, vom hl. Lucas gemalt, ist ein wunderthätiges Gnadenbild, das zu Zeiten öffentlicher Bedrängnisse entweder in Maria Maggiore oder im Lateran ausgestellt wird.

In der Kapelle nebenan wurde gerade ein diakonirtes Hochamt gehalten, bei dem die Orgel mich etwas gar sehr an eine Drehorgel erinnerte und mich anfangs etwas störte. Unvergeßlich aber, ein heimliches, anziehendes, anmuthendes und mächtig ergreifendes Plätzchen wird jedem Rompilger die hl. Stiege sein. Diesen Morgen besuchten wir noch die Kirche vom hl. Clemens, eine der alterthümlichsten und berühmtesten in Rom zwischen dem Esquilin und dem Coelius. Sie ist so berühmt geworden, weil man unter der jetzigen Kirche die alte Unterkirche 1858—1865 ausgegraben und damit ein getreues Bild einer alten Basilika erhalten hat. Die Ausgrabungen kosteten schon 1868 die hübsche Summe von 75,000 Franken. Auch die alten Fresken werden von Kunstkennern eifrig studirt. An der Kirche sind irische Dominikaner, die man bis jetzt staatlich nicht behelligt hat. Auf einem Grabsteine der Oberkirche las ich die schöne Grabschrift: La debolezza umana plange, sorride l'immortale speranza. Die menschliche Schwäche klagt, es lächelt die unsterbliche Hoffnung. Unter der Unterkirche entdeckte man noch einen heidnischen Tempel.

An der Kirche Ara coeli, wo früher auf dem Kapitol der Jupitertempel stund, durften wir heute nicht vorüber gehen. Da ist das Grab der hl. Helena, der frommen Mutter des Konstantins d. Gr., da soll Augustus, nachdem er das sibyllinische Orakel zu Tibur gefragt, ob er sich einen Altar errichten und als einem Göttersohn sich huldigen lassen könne, am Himmel die glänzende Erscheinung eines Altars gehabt haben. Er erblickte da eine Jungfrau von wunderbarer Schönheit, ein liebliches Kind auf den Armen. Dabei vernahm er eine Stimme: hæc est ara filii Dei, dies ist der Altar des Sohnes Gottes. Da sahen wir auch den sog. Santo Bambino d. h. ein Christkindlein, das an hohen Festen dem Volke gezeigt wird. Dasselbe wurde von einem Franziskanerbruder in Jerusalem aus Olivenholz geschnitzt; es ist in weiße Seide gehüllt und mit Perlen und Edelsteinen geschmückt; seit 1629 befindet es sich hier und wird hoch verehrt. Im Jahre 1798 wurde es von sog. Republikanern geplündert und ihm die Kostbarkeiten von etwa 50,000 Thaler abgenommen.

Solche Kostbarkeiten hat man dann später an den Köpfen und Pfoten liederlicher Dirnen gesehen, denen selbige von den Aufklärungsherren zum Sündenlohn geschenkt worden sind; ganz natürlich: wem das sechste Gebot zuwider ist und der es ohne Scheu über den Haufen rennt, dem ist die Uebertretung des siebenten Gebotes ein Bedürfniß und eine nothwendige Folge; denn die Uebertretung des sechsten Gebotes braucht viel Geld, und wo es hernehmen und nicht stehlen? Während der Weihnachtsoktav ist das Christkindlein in einer Krippe ausgestellt. In den Nachmittagsstunden des hl. Tages treten vor der Krippe Kinder von 6—8 Jahren als Prediger auf; die Prediger zeichnen sich durch Kürze und Originalität aus. Es ist, sagt Kuhn, außerordentlich merkwürdig zu sehen, mit welcher Freiheit und Sicherheit, mit welchem Ernste und

Schwunge, mit welch' lebendigem Geberdenspiel und Ausdruck die Kinder reden und vortragen; nichts fehlt, weder die tiefe Erörterung des Glaubensgeheimnisses, noch die Beweisstellen: cosi dice San Paolo, Sant Agostino, so sagt der hl. Paulus, der hl. Augustinus, noch auch die ernste Nutzanwendung. Diese Nachahmung der Predigten eines Dominikaners oder Franziskaners, die gewaltigen Worte und ernsten Gedanken, die hohen Manieren und Bewegungen, übertragen von einem ehrwürdigen Bußprediger auf ein Kind, hat etwas äußerst Possierliches und Ansprechendes. Es ist auch schwer zu unterscheiden, ob das Hochgefühl der kleinen Prediger oder die Freude der Zuhörer größer sei. Die Prediger schließen gewöhnlich mit dem Wunsche: Buona festa, Signori, fröhliche Weihnachten, meine Herren! Allmers berichtet, daß ein Mädchen seine Predigt mit der Aufforderung an Alle schloß, ihr zu folgen und dem lieben Christkindlein auf dem Stroh Ehre und Preis darzubringen. Venite, venite, tutti, tutti, tutti, tutti, subito, subito, kommet, kommet, alle, alle, alle, alle, rasch, rasch." Wirklich herzig! Am Dreikönigstag wird das Christkindlein in feierlichster Prozession in die Seitenkapelle getragen, wo wir es sahen.

Das Christkindlein wird in glänzender Equipage oft zu Kranken gebracht, welche ein großes Vertrauen auf dasselbe haben. Im Kloster sind Franziskaner.

Nachmittag war gemeinschaftliche Ausfahrt um die porta pia zu sehen, durch welche im Jahre 1870 die Piemontesen in die ewige Stadt hereingedrungen sind.

Wir fuhren an der Kirche S. Maria degli Angeli nahe beim Bahnhof vorüber in der Nähe der Thermen oder Bäder des Kaisers Diocletian, welcher so viele Martyrer hat hinrichten lassen. 40,000 Christen mußten beim Bau der Bäder Sklavendienste leisten. In diese Räume hinein wurde im 16. Jahrhundert die Kirche der hl. Maria von den Engeln gebaut und von Pius IV. eingeweiht. Die

Kirche, in Form eines griechischen Kreuzes gebaut, ist nach Michelangelos Plane entworfen, aber in der Folge wieder sehr verändert. Sie ist ausgezeichnet durch antike Prachtsäulen, viele hl. Reliquien, durch verschiedene Grabmäler, Gemälde und durch eine sehr schöne Statue des hl. Bruno, des Stifters der Karthäuser, die im anstoßenden Kloster wohnten, bis die Piemontesen sie fortjagten. Die armen Karthäuser wohnen jetzt privat. Soldaten fluchen bei ihren Exercitien, wo einst die Mönche gebetet hatten. Abwechslung muß sein! Ein Karthäuserbruder aus den Rheinlanden zeigte uns die Kirche und war sehr erfreut, Landsleute zu sehen. Die Karthäuser, vom hl. Bruno gestiftet, in weißer Kutte mit Bärten, sind einer der strengsten Orden; sie hielten stets fest an ihrer Regel und bedurften keiner Reform.

Per tria so, si, vi
Carthusia permanet in vi

heißt ein alter Karthäuserspruch, auf Deutsch: Durch die drei: so, si, vi, bleibt die Karthause in Kraft, nämlich durch solitudo (Einsamkeit), silentium (Stillschweigen) und visitatio (Visitationen). Nachts um 11 Uhr stehen sie auf zum Chor. Die Zelle, die Kirche, das Gärtchen ist ihr einziger Aufenthalt. Es soll im Kloster ein Laienbruder gewesen sein, der 40 Jahre in Rom war und nie St. Peter gesehen. In Campo Santo behaupteten die Herren, in Rom gebe es hie und da Leute, die nie in St. Peter gewesen.

Von den Trappisten unterscheiden sich die Karthäuser dadurch, daß sie dem Studium obliegen, während erstere mehr Feldgeschäfte betreiben. Fleischspeisen gibt es in der Karthause ebenso wenig, als bei den Trappisten. Auf dem Fußboden der Kirche ist der 1703 von Bianchini gelegte, 46 Meter lange Meridian von Rom, auf Bronze mit breiten Marmorstreifen, auf welche die Zeichen des Thierkreises in bunten Farben gegeben sind. Von da ging's zur porta pia — schimpflichen Angedenkens.

Nachdem im August 1870 die letzten Franzosen Rom verlassen, waren am 12. September die Piemontesen nach verschiedenen Winkelzügen so weit gekommen, ihre Truppen direkt in den Kirchenstaat einmaschiren zu lassen, nachdem sie „in Güte" selbstredend vom heiligen Vater keinen Verzicht auf das Erbgut Petri, kein Aufgeben Roms hatten erlangen können. Nicht weniger als 60,000 Mann regulärer Truppen rückten in drei Colonnen gegen die ewige Stadt vor und General Kanzler, ein badisches Landeskind, aus Bruchsal gebürtig, der Bruder des jetzigen Bürgermeisters, hatte ihnen höchstens 10,000 Brave — wieder zum größten Theil Freiwillige aus allen katholischen Ländern — entgegenzustellen. Da war der Ausgang, an dem Graf von Arnim auch einen großen Theil der Schuld trägt, bald vorauszusehen. Nur um das soldatische Ehrgefühl nicht zu verletzen, gestattete der hl. Vater, daß seine tapfern Truppen dem ersten Angriffe gegen die Mauern der ewigen Stadt sich widersetzten.

Die Vertheidigung war hartnäckig und wirksam; erst nach fünfstündigem Bombardement aus mehr als hundert Kanonenschlünden, denen nur eine wirkliche Festung, was Rom ja gar nicht ist, länger hätte widerstehen können, wurde bei der porta pia (dem heiligen Thore) am 20. September Morgens 10 Uhr Bresche geschossen, und nun befahl Pius IX., um ein ferneres nutzloses Hinschlachten seiner Getreuen zu verhindern, die Einstellung des Kampfes. Die weiße Flagge wurde aufgezogen und durch die Bresche zogen die „Italiener" unter General Cadorna ein. Seither gibt es *keinen Kirchenstaat mehr*, und wer weiß, wann dem Papste sein Land zurückgegeben wird, das er so rechtmäßig besessen, als irgend ein Fürst der Welt und länger als irgend eine Dynastie auf Erden. Der Papst hat kein Einkommen mehr, die 3 Millionen Franken, die ihm die italienische Regierung anbot, kann und darf er nicht annehmen; der Peterspfen-

nig ist an die Stelle der Einkünfte des Papstes getreten. Die Straße, welche auf die porta pia führt, heißt via di venti settembre, die Straße vom 20. September, — das scheint mir etwas perfid zu sein und der Aufschrei eines schlechten Gewissens. Wird der Kirchenstaat wieder hergestellt werden? Ich weiß es nicht; schon mehr als einmal hat man dem Papste alles genommen. Döllinger, der Großvater des Altkatholizismus hat in „Kirche und Kirchen" geschrieben: „Das Papstthum hat schon manchen Thron errichten und wieder zerbrechen gesehen. Sicher wird der hl. Stuhl Petri das Königreich Italien und noch manche andere Reiche überdauern". Viele Leute in Rom, um Rom und um Rom herum prophezeien dem jetzigen Königreiche keine rosige Zukunft. Es hebt wahrscheinlich nimmer lang. Aber was dann?! Deus providebit! Gott wird schon vorsehen!

Immer weiter hinaus ging bei sehr schneidigem Wind unsere Fahrt, nach St. Agnes außerhalb der Mauern, wo die jugendliche Heilige begraben liegt. Eine sehr schöne neu restaurirte Kirche. Im anstoßenden Kloster brach 1855 bei Anwesenheit des Papstes Pius IX. daselbst der Boden des Saales durch; der hl. Vater mit seinem großen Gefolge fiel hinunter — alle entgingen wie durch ein Wunder der Todesgefahr. Das Wandgemälde das diese Szene darstellt, ist nichts weniger als schön. Nebenan liegt S. Costanza, die älteste Kuppelrotunde aus dem 4. Jahrhundert nach Christus. Die alten Mosaikmalereien sind sehr interessant z. B. die Darstellungen der Weinlese, des Kelterns 2c. Bettler halten sich in dieser Gegend in besonders großer Zahl auf.

Von da fuhren wir zurück zum Quirinal, dem ehemaligen päpstlichen Palaste, wo jetzt König Umberto lebt. Dieser Palast, auf der piazza di monti cavallo (Roßberg) geziert durch die Kolosse des Castor und Pollux, ist einer

der schönsten Paläste der Welt, war früher, da der Vatikan sehr ungesund ist, Sommerresidenz der Päpste, in welchem in der Regel das Conclave zur Papstwahl stattfand und von dessen Loggia der neue Papst verkündet wurde.

Pius VII. wurde vom Quirinal gefangen fortgeschleppt und Pius IX. verlebte da die Revolution, dort erdolchte man seinen Minister Rossi, von dort floh er am 24. Novbr. 1849 nach Gaeta. In den Quirinal kehrte er nie mehr zurück; er wollte den Ort nicht mehr sehen. Der Quirinal ist jetzt interdizirt — Viktor Emmanuel ist darin gestorben. Da trennten sich unsere Wege; die Einen gingen zum Corso, um das Pferderennen und die Fastnacht sich anzusehen; der Chinese und ich fuhren noch nach S. Prassede, einer Kirche mit vielen Skulpturen und Gemälden, wo eine große Anzahl Martyrer begraben liegt und ein Brunnen sich befindet, in welchem die hl. Praxedes das Blut der hl. Martyrer sammelte.

Der hl. Carl Borromäus war als Cardinal Titular dieser Kirche, in welcher man noch den hölzernen Tisch sieht, auf dem er die Armen speiste. In einer Kapelle bewahrt man die Geißelungssäule unseres Erlösers; vor derselben steht geschrieben: In questa S. capella non possono entrare le donne sotto pena di scommunica d. h. in diese Kapelle können Frauen nicht eintreten unter der Strafe der Exkommunikation. Die kurze Zeit, welche uns erlaubt war hineinzugehen, benützten wir, um wegen unserer Sünden den lieben Heiland um Verzeihung zu bitten, der für uns gegeißelt ist worden. Auch ein berühmtes Muttergottesbild ist in dieser schönen Kirche.

Nicht weit davon ist S. Pietro in vincoli, Petrus in Ketten, kenntlich durch die hübsche Palme, welche den geräumigen Vorhof ziert. Man findet im Innern schöne Grabmäler, besonders ist das von Julius II. mit dem Moses von Michelangelo sehenswerth; die Photographie, welche ich

mitbrachte, haben schon Viele für ein Bild des Jupiter gehalten. Man besucht diese Kirche hauptsächlich der Ketten wegen, die der hl. Petrus in Jerusalem und Rom getragen. Sie haben, wie eine hl. Tradition meldet, sich wunderbar mit einander vereinigt in dem Augenblick, als die Tochter der Kaiserin Eudoxia dem Papste die Kette von Jerusalem überreichte und dieser die römische daran hielt. Wegen wunderbaren Heilungen, welche später durch Berührung an dieser Kette geschahen, wurde ein besonderes Fest, Petri Kettenfeier auf den 1. August eingesetzt. Dieses Fest ist mir besonders ein Erinnerungstag, weil der hochselige Erzbischof Hermann v. Vikari am 1. August 1866 mich in St. Peter zum Priester geweiht und mich dadurch berufen hat, Theil zu nehmen an der Ausspendung der Gnade und Wahrheit des ewigen Hohenpriesters Jesu Christi. Ich bat den hl. Petrus, den Oberpriester, im Gebete eines seiner unwürdigsten Mitarbeiters zu gedenken. Die merkwürdige Kette kann man nur zu bestimmten Zeiten des Tages und mit einem Erlaubnißschein der Cancelleria besichtigen. Das jerusalemitische Stück ist nicht mehr ganz und viel kleiner als das römische: an letzterm ist noch der Hals-, sowie der Fußring zu sehen. Es werden kleine Nachbildungen von Eisen oder Silber in dieser Kirche gesegnet, berührt und vielfältig von den Herren als Uhrenketten getragen.

Auf dem Rückweg, den wir zu Fuß machten, besuchten wir noch die Jesuitenkirche al Gesù, wo der hl. Ignatius begraben liegt und andere hl. Schüler des großen Ordensstifters. Die Kirche, nicht weit vom Kapitol ist eine der schönsten, größten und besuchtesten in Rom, aber etwas überladen.

Wir traten dann in ein Café, wo wir andere Geistlichen trafen. Die römischen Geistlichen mit ihren Sutannen, Cingula, Mäntelchen und den großen Hüten besuchen ganz ungenirt Kaffeehäuser; es nimmt Niemand daran Aergerniß;

sie bewegen sich ganz frei; nur das Rauchen auf den Straßen würde man ihnen übelnehmen, es würde aber auch schlecht zu ihrer Kleidung passen. Da anfangs Alles raucht, werden die Geistlichen, um eine Ausnahme zu machen, es bald aufgeben müssen. Beim Abendessen erzählten unsere Reisegefährten ihre Abenteuer. Sie waren auf den Corso gegangen, um den Karneval sich anzusehen.

Rom ist durch seine Fastnachtfeier berühmt; dieses Jahr wollte man etwas Außergewöhnliches leisten, weil 1878 durch den Tod des Papstes und des Königs die Fastnacht nicht recht in Gang kommen wollte. Aber verhältnißmäßig ist es gerade auch nicht viel gewesen, allerdings sah man Hunderte von Masken und hörte einen Ohren betäubenden Lärm. Ein Narr macht Hundert, sagt das Sprichwort, und so war in diesen letzten Tagen auf dem Corso ungeheures Leben. Schön aufgeputzte Pferde, offene Charabanks wechseln mit geschlossenen Kutschen und Menschenknäueln, wie man sie eben nur in großen Städten sieht. Aus Fenstern und Balkonen und von eigens errichteten Tribünen schauen Tausende von Menschen auf das bunte Treiben hinab. An einzelnen Palästen von beliebten allgemein bekannten Persönlichkeiten, sagt Gsell Fels, oder wo warmlebiger Blumenflor die Balkone schmückt, stauen Kutscher und Züge, und hier ist dann auch, wo die bezeichnendste Bewegung des Carnevals, das sog. Confetti-Werfen zu seiner Blüthe gedeiht. Verzuckerte Körner werden noch jetzt Bevorzugten zugeworfen, das allgemeine Schießpulver aber ist der Gips, vom Zeltchen bis zum Staub herab. An manchen Brüstungen steht er in großen Körben und wird aus blechernen Düten hinabgeschleudert. Der Zweikampf wird bald zum Pelotonfeuer, von den Fenstern stürzen ganze Ladungen auf die offenen Wagen hinab und verwandeln die Fahrenden in Schneemänner; Alles nimmt mit heiterer Leidenschaft den Kampf auf, selbst die Damen-

welt freut sich der Amazonenschlacht. Wehe den Fußgängern oder Fahrenden, die von sich sagen können:

Schön ist ein Cylinderhut,
Wenn man ihn besitzen thut.

Auf diese concentriren sich alle Wurfgeschosse! Unser Schlesier hatte nun gerade keinen Cylinderhut, sondern eine niedliche Kopfbedeckung, dem Herrn ganz entsprechend; aber er war mit der Sutanne bekleidet und als Fremdling sofort erkannt. Ein ganzes Hagelwetter von Gipskügelchen ergoß sich auf ihn, Kübel vollweise bedeckten sie sein Haupt, so daß er weiß wie ein Müller aussah und schließlich durch das Knäuel der Lachenden sich drängend seinen Leichnam in Sicherheit brachte. Natürlich muß man eine gute Miene zum bösen Spiel machen und das Narrenrecht gelten lassen, auch wenn man darunter zu leiden hat.

Peracti labores jucundi, überstandene Abenteuer lassen sich lustig erzählen, und das konnte unser Schlesier mit einer unnachahmlichen Gemüthlichkeit, und er hatte eine köstliche Freude, als mir am Fastnachtmontag auch eine Zudringlichkeit von Masken zu Theil wurde, nun an mir Revanche nehmen zu können dafür, daß ich ihn oft aufgezogen hatte. Wer Andern Gutes thuet, fällt selbst hinein, pflegte mein Herr Prinzipal in Bleichheim zu sagen. Uebrigens werden, wie wir uns oft überzeugten, nicht blos Gipskügelchen (diese nämlich nur zu gewissen Stunden), sondern auch Veilchensträuße und Blumenbouquets geworfen, die überall feilgeboten werden und in denen die römischen Gärtner eine große Kunstfertigkeit zeigen.

Vor dem Pferdewettrennen, das in der Regel so um 4 Uhr begann, gibt ein Kanonenschuß den Wagen das Zeichen, daß sie sich nun zu entfernen haben. Nach Entfernung der Wagen reiten Carabinieri in raschem Trab und das 2. Mal in voller Carriere über den Corso hin. Die Rennpferde, mit Bändern, Goldblättern und Fähnchen geschmückt, werden

beim Obelisken von geputzten Stallknechten in die Schranken hinter das Seil gestellt. Das Seil fällt und zwischen der unabsehbaren Menschenmenge, die nur einen ganz schmalen Weg für das Pferd übrig läßt, rast dasselbe ohne Führer in einigen Minuten den Corso hinunter bis zum venetianischen Palast. Der Sieger erhält Preise bis zu 100 Thaler. Es ist kaum glaublich, wie schnell diese Rosse dahinfliegen und daß verhältnißmäßig sehr wenig Unglücke dabei sich ereignen. Masken, Geistliche und Offiziere darstellend, sollen verboten sein. Abends hatten wir ein ziemlich heftiges Gewitter. Heute traf zu unserer großen Freude in Campo Santo ein Mann ein, der mir und den Lesern dem Namen nach längst bekannt war. Er kam aus dem Lande, das durch seinen Kohlen,- Eisen- und Erzreichthum in der Handelswelt bekannt ist, aus Oberschlesien. Daselbst ist ein Volk, polnischer Abstammung, das seine Sprache und Sitten rein bewahrt hat. Es ist zwar arm, aber genügsam, fromm, religiös; es liebt seine katholische Kirche, sie ist seine geistliche Mutter; demüthig unterwirft es sich ihren Vorschriften; dabei ist es rechtschaffen, edelmüthig und pflichttreu. Cardinal Fürstbischof Diepenbrock sagte bei einer Firmreise: „Den kleinen Finger meiner Hand gäbe ich, wenn ich mit diesen guten Oberschlesiern einige Worte in ihrer Muttersprache reden könnte". Hier suchte sich der Liberalismus ein Hauptkulturkampfsfeld. Da erhob sich unser Freund Miarka, ein stattlicher Mann mit energischem Auge und mächtigem Barte, ein ehemaliger Lehrer, ein Freund und Mann des Volkes und wurde zur Zeit der Bedrängniß den Oberschlesiern ein anderer O' Connell. Durch seine Zeitung „Katholik" trat er wie einer der Gewalt hat, für die gefährdete katholische Sache und für die Interessen des Volkes ein und führte Oberschlesien durch Aufrufe, Broschüren, Volksversammlungen dem Centrum bei den Wahlen in die Arme. Keiner wurde mehr gestraft, als er und seine

Familie. Zwei Jahre saß er im Gefängnisse; Preßprozesse, Haussuchungen waren an der Tagesordnung; auch durch Bestechung von 100,000 Thalern suchten Gegner der Kirche diese deutsche Eiche zum Wanken zu bringen. Seine Gesundheit litt noth, sein Muth ist ungebeugt und ist durch die Aufmerksamkeit, welche ihm Cardinal Ledochowski und der hl. Vater schenkten, noch gehoben worden; er wurde vom Papste in Privataudienz empfangen und erhielt von ihm den offiziellen Ehrentitel „päpstlicher Advokat".

---

17. Mittwoch, 19. Februar.

Rom, die vatikanischen Gärten, via Appia.

Nachdem ich diesen Morgen in S. Agostino auf dem Grab der hl. Laurentia, einer 13jährigen Martyrin, die früher in den Katakomben lag, die hl. Messe gelesen, ging die ganze Gesellschaft, darunter auch der frisch angekommene Redakteur der Gladbacher Volkszeitung Hubert Immelen aus München — Gladbach in Rheinpreußen, unter Hytrek's Führung in die vatikanischen Gärten. Der große Garten des Vatikans, il Boscareccio genannt, liegt hinter dem Belvedere und reicht bis zu den Ringmauern der leoninischen Stadt. Die Lage des Gartens ist reizend und bietet eine schöne Aussicht, welche nördlich der Monte Mario, von dem aus Bixio 1870 den Vatikan bombardirte und südlich die Peterskirche begrenzt. Das ist der einzige Platz, wo der hl. Vater öffentlich sich zeigt; die Mauern des Gartens sind ziemlich hoch.

In diesem Garten war Pius IX. und ist Leo XIII. sehr oft. Rom ist überhaupt kein gesunder Aufenthalt; schon im Mai ist es in Rom sehr warm, die Feuchtigkeit und die Malaria sind bekannt; der Vatikan liegt im ungesundesten Theil der Stadt. Wer es in Rom, wie man zu sagen pflegt, ein klein wenig machen kann, bleibt im Som-

mer nicht dort; er geht an's Meer oder in's Gebirge. Nur der hl. Vater muß im Vatikan aushalten, und darum ist der immerhin sehr geräumige Garten für ihn so zu sagen eine Nothwendigkeit. Während die Museen, Gemäldegallerien, Kunstsammlungen dem Publikum offen stehen, ist der Garten nur durch besondere Empfehlung zugänglich; um 11 Uhr mußten wir denselben verlassen haben, da um diese Zeit der Papst spazieren geht. Zuerst sahen wir die weißen Tauben, Pfauen, Enten, an denen der hochselige Pius IX. eine besondere Freude hatte, dann besuchten wir den aus Buxbaum und Lorbeer gebildeten kühlen Laubgang, welcher den Lieblingsspazierweg Pius' IX. bildete; am Ende dieser Laubhalle ist eine getreue Nachbildung der Grotte von Lourdes aufgestellt, die täglich mit frischen Blumen geschmückt wird. Besucher legen dort vielfach aus Eitelkeit ihre Visitenkarten nieder. Die Gartenanlagen, die gerade keinen übertriebenen Luxus verrathen, sind zum Theil französisch à la Versailles, zum Theil englisch. Die Buchsanlagen erreichen eine Höhe bis zu 30 und mehr Fuß. Im vatikanischen Garten ließ Pius IV. ein anmuthiges Casino erbauen, das unter Leo XII. restaurirt wurde. Bildwerke und Mosaiken schmücken es außen und Gemälde von Barocci und und Andern innen. Der jetzige Papst liest im Sommer hier die hl. Messe. Auch Marmorstatuen und antike Terrakotten sind hier zu sehen. Schöne Eichen schmücken den Wald, Grotten, Tropfsteingewölbe und hübsche Wasserfälle fehlen auch nicht, und an Spazierwegen ist der Garten gut ausgerüstet. Wir trafen blühende Rosen, Veilchen und andere Blumen und Jeder nahm sich etwas zum Andenken mit.

Am Nachmittag wollten der Schlesier und mein Reisegefährte einmal gründlich ausruhen; ich fuhr mit Dr. Pastor und dem „General" Steinmetz, da das Wetter doch zu einladend war, hinaus auf die via Aqpia zum Grabmal

der Cäcilia Metella und zu den zerfallenen Grabstätten der alten Römer. Die via Appia, die Königin der Straßen, schon 312 v. Chr. durch den Censor Appius Claudius gepflastert, war der erste große Vorläufer des gewaltigen Straßennetzes, das von Rom aus des ganze Reich umspannt. Die Straße zog nach Capua und wurde später bis Benevent und Brundisium verlängert.

Da mag einst bewegtes Leben geherrscht haben; heute ist die Straße öd und verlassen; selten begegnete uns ein Mensch, nur Schaf- Pferde- und Ochsenheerden sahen wir. Aber prächtig war die Aussicht in's Gebirge, nach Tivoli, Rocca di papa, ebenso auf den Hain der Egeria und die römische Wasserleitung.

Ueber eine Stunde gingen wir durch die Ruinen der Gräber fast bis zur casale rotondo, einem kolossalen Rundgrabmal, als uns die niedergehende Sonne ernstlich zur Rückkehr mahnte. Wir waren weit weg von Rom, es begann uns etwas unheimlich zu werden. Die Briganten und ähnliche Geister konnten uns überfallen; wir eilten daher immer rascheren Schrittes zurück zu den Mauern der Stadt. Vom Himmel her sank die Nacht, und mir fiel der Geisterbesuch unseres vaterländischen Dichters Hebel ein:

„Selle Fehler hani: d'füürige Manne förchi;
Lieber 7 Engel, as so ne brennige Satan.
O du liebi Zit, so denk i, wenn i deheim wär."

Der General eilte mit mächtigen Schritten voran, ich hielt mich in der Mitte, Dr. Pastor aber, ein schmächtiges Herrlein blieb immer weiter zurück, bis wir ihn endlich in die Mitte nahmen und unter den Stadtmauern unsere sehr reduzirten Lebensgeister in einer rauchligen Weinkneipe wieder erfrischten. Nach 8 Uhr kamen wir nach Hause: der Landsmann Mutz vereinigte die Ausgeruhten

und die Campagnapilger in gemüthlicher Abendunterhaltung auf seinem Zimmer und machte à la Bismarck den angenehmen Hauswirth bei seiner Soiree.

---

18. Donnerstag, 20. Februar.

Rom, Anniversarium, Cardinäle, Papst, Jahrmarkt, Leseverein.

Heute ist es ein Jahr, daß Leo XIII. auf den Stuhl Petri erhoben wurde. Rom feierte also ein Fest und wir Römlinge in Campo Santo schlossen uns der Feststimmung freudig an. Zuerst wohnten wir dem Dankgottesdienst in St. Peter bei; es war ein diakonirtes Hochamt ohne sonderlich große Festlichkeit. Es fiel mir dabei auf, daß während der Wandlung nicht geschellt, dagegen ein sakramentales Lied gesungen wurde. Orgel und Gesang haben mich nicht besonders angesprochen, was ich aber als günstiges Zeichen für beide ansah. Es waren viel Andächtige versammelt, auch viele Unandächtige; neben uns säugte eine italienische Mutter ganz ungenirt ihr Kind und es ärgerte uns eine viele Schuhe hohe Riesendame, eine Norddeutsche, die beständig schwätzte, aber immer vorn dran war und selbst bei der Wandlung so steif und hochmüthig da stand, als ob sie einen Ladstock im Rücken gehabt hätte. Man kann Niemanden zwingen, an die Gegenwart Christi im allerheiligsten Sakramente zu glauben; aber in einer kath. Kirche anständig zu sein, darf man von Jedermann erwarten. Die Riesendame aus dem Reiche der Gottesfurcht und frommen Sitte machte eine sehr unrühmliche Ausnahme von dieser Anstandsregel. Nach dem Amte gingen wir auf Gerathewohl in den Hof des Damasus im Vatikan, um da die Auffahrt der Cardinäle und des römischen Adels zur Gratulation bei Leo XIII. mitanzusehen. Im Damasushof bei solcher Gelegenheit zu stehen, ist sonst nicht erlaubt.

Der Fremde aber, sagte uns ein Norddeutscher, darf überall hin, wo man ihn nicht fortjagt, und von diesem Rechte Gebrauch machend, stellten wir uns mitten in dem geräumigen schönen Hofe auf und ließen sämmtliche in Rom anwesenden Kardinäle, die wir natürlich ehrerbietigst grüßten, und den hohen Adel Roms an uns vorüberfahren. Ein Gensdarm wollte uns wegweisen; als ich ihm aber so gut und schlecht es ging, begreiflich machte, wir seien harmlose Leute, wie Josefs Brüder in Egypten, wir seien deutsche Priester und Laien und möchten die seltene Auffahrt mitansehen, so ging er lächelnd von dannen. So eine Auffahrt der Cardinäle und des Adels ist höchst interessant; an keinem weltlichen Hofe macht die Auffahrt einen feierlicheren Eindruck, als beim hl. Stuhl. Wir sahen auch den General Kanzler in Civil. Der Papst hielt an die Cardinäle eine seiner höchst merkwürdigen Ansprachen. Unterdessen gingen wir „mindern Brüder“ wieder von dannen, um die drei eleganten Wagen des hl. Vaters zu besichtigen, in denen er als Papstkönig ausfuhr. Der erste Galawagen ist außen vergoldet und innen mit massivem Gold versehen; vis à vis dem Thronsessel sind Sitze für 2 Cardinäle; auch der zweite Wagen, den Pius IX. zum letzten Mal benützte, als er dem in Rom anwesenden Kaiser Max von Mexiko Gegenbesuch machte, ist noch höchst elegant. Beim Mittagessen brachte unser lieber Vicerektor Dr. Kreuzwald einen Toast auf Leo XIII. aus, und diese Gelegenheit wollen wir benützen, auch unsererseits etwas über Leo XIII. zu sagen.

Es war eine merkwürdige Bewegung der Geister, als der Telegraph am 7. Februar 1878 die Schreckenskunde der Welt verkündete: Pius IX. ist gestorben. Eine ganze Generation hatte nicht mehr den Tod eines Papstes vernommen, und selbst gläubige Katholiken zagten, fürchteten, waren ängstlich, wie es gehen würde. Es ging mit der Papstwahl außerordentlich rasch; ehe man sich vom ersten

Schrecken erholt hatte, hieß es: Cardinal Pecci, Erzbischof von Perugia, Cammerlengo ist als Leo XIII. gewählt. Habemus pontificem, wir haben wieder einen Papst, Gott sei Dank! Fast alle Päpste waren berühmte, treffliche Männer; das 19. Jahrhundert hat lauter gottbegnadigte Päpste gesehen. Es gibt keinen Thron der Welt, auf dem vom Uebernatürlichen ganz abgesehen, so fast ausnahmslos tüchtige Männer gesessen, als auf dem Stuhl Petri. Viele Heilige zierten diesen Stuhl, und wo gibt es größere Männer als z. B. Leo d. Gr., Gregor d. Gr., Gregor VII., Bonifaz VIII., Julius II., Sixtus V., Benedikt XIV., Pius VI., Pius VII., Pius IX., u. a. gewesen? Es gibt dafür schon einen natürlichen Grund. Der Papst wird in der Regel aus der Reihe der Cardinäle gewählt, und schon zu Cardinälen werden nur tüchtige Männer ernannt, und die Wahl des Papstes geschieht mit einer Ruhe, Würde, Unparteilichkeit, Gewissenhaftigkeit, wie sie sonst nirgends getroffen wird. Der übernatürliche Grund läßt sich mit dem landläufigen Sprichwort: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand" kurz bezeichnen. Der Papst bekleidet die höchste Würde der Welt, er ist Stellvertreter Gottes, und weil der Herr bis ans Ende der Zeiten bei seiner Kirche bleibt, weil der Papst der Felsen ist, auf dem seine Kirche ruht, weil der hl. Geist in der Kirche wirkt, deßwegen sind die Päpste mit vielleicht einer Ausnahme von nicht einem halben Dutzend lauter Männer nach dem Herzen Gottes gewesen.

Ueber Leo XIII. ist die gläubige und ungläubige Welt einig, daß er ein ganz außerordentlich bedeutender Mann ist. Da wir im Campo Santo seine nächsten Nachbarn waren, so freuten wir uns außerordentlich, ein donnerndes deutsches Hoch ihm auszubringen und unsere deutsche Treue mit dem Feuer des italienischen Weines zu bekräftigen.

Den Nachmittag gingen wir auf die piazza Navona, nächst dem Petersplatz der größte in Rom, in dessen Mitte ein prachtvoller Springbrunnen ist. In einem großen Becken erhebt sich ein auf allen 4 Seiten ausgehöhlter Fels, aus dem sich das Wasser in mehrern Strömen ergießt. An den 4 Ecken sind die 4 Hauptströme als kolossale weiße Marmorstatuen angebracht: der Nil in Afrika, davor Palme und Löwe, der Ganges in Asien mit dem Drachen, die Donau in Europa hinten mit einer Ceder, la Plata in Amerika als Mohr hinten ein Ungeheuer, in der Oeffnung des Felsens (gegen die Kirche der hl. Agnes) ein Pferd. Auf dem Brunnenfelsen erhebt sich ein Obelisk; die ganze Höhe des Brunnenmonumentes beträgt 133 Fuß. Der Platz kann ganz unter Wasser gesetzt werden. Heute am sog. schmutzigen Donnerstag war ein Menschenleben darauf, das mit dem belebtesten Treiben auf unsern Jahrmärkten nicht verglichen werden kann. Diese Italiener, welche hier etwa in 50—100 Ständen alles Mögliche und Unmögliche verkauften, Schweine, Kälber, Hähne, Hühner, Kapaunen, Geflügel aller Art, Küchen- und Hausgeräthe und durch maskirte Bajazzo's Loose anboten, verführten einen Spektakel, der Stein erweichen, Menschen rasend machen kann. Nachts wird der Platz durch Hunderte von Gaslichtern und Papierlaternen beleuchtet und getanzt.

Ganz unverfroren nahmen die Mütter die kleinsten Kinder auf diesen Platz, sogar Säuglinge und Wickelkinder. Der Trubel ist schrecklich, und obwohl die Ausrufer ganz heiser geschrieen waren, immer suchte der eine den andern zu überbieten. Länger als 5 Minuten kann man es mit einem normalen Trommelfell nicht aushalten. Nachts soll es noch entsetzlicher sein. Wie still ist es dagegen auf demselben Platze in der Kirche zur hl. Agnes, die also in Rom zwei Kirchen hat, eine außerhalb der Mauern, wo sie begraben liegt und eine hier an dem Ort, wo ein Wunder

die keusche Jungfrau von 13 Jahren vor rohem Angriff behütete. Es ist ein eigener Kontrast — aber in Rom gewöhnt man sich an die Gegensätze viel leichter als anderswo — die stille Kirche und der wüste Lärm davor, die sittsame hl. Agnes und die Fastnachtsspiele, die nicht immer der Sittsamkeit aufhelfen, sondern eher dem Gegentheil!

Wir besuchten den liebenswürdigen Dr. Pick, einen Geistlichen aus den Rheinlanden, der lange schon in Rom verweilt, früher in der Anima wohnte und gegen seine deutschen Landsleute sehr gefällig ist. Nur muß man sich vor seiner Zärtlichkeit etwas in Acht nehmen; denn wenn er, der stattliche Herr, einem die Hand aus Freundlichkeit drückt, so möchte man lieber schreien, als lachen; er schenkte mir eine Katakombenlampe. Alterthümer und Andenken an Rom besitzt er viele, auch mehrere lange Pfeifen zu „einigen Zügen" für den Schlesier und sonstige Liebhaber des Tabaks. Er lud uns zu einer Soiree (Abendunterhaltung) ein, welche der deutsche katholische Leseverein der Anima den Vertretern der deutschen Presse diesen Abend geben wollte. Die Deutschen hielten da einen gemüthlichen Kneipabend; nur wurde statt Bier Wein getrunken, gesungen und natürlich auch entsprechende Toaste gehalten, ohne welche es nun einmal nicht abgeht, wenn das Volk der Denker irgendwo unter Gottes Sonne, Mond und Sternen zusammenkommt. Dr. Pick hielt eine sehr schöne und nicht zu lange Festrede auf den Papst, Graf Stainlein, ein um die deutschen Katholiken in Rom hochverdienten Herr, auf die deutsche Presse und ihre Vertreter, Miarka in höchst gelungener Weise auf den Leseverein. Dr. Janssen gedachte des deutschen Episcopates und der Paderborner Hitze im fremden Lande halb verbannt, des deutschen Vaterlandes. So sind sie, die Reichsfeinde! Selbst im schönen Italien sehnen sie sich nach Deutschlands Auen und Gauen. Nachher war gemüthliche Unterhaltung, zu der auch mein Reise-

gefährte durch sein schwäbisches Eisenbahnlied von Biberach, Meggenbeuren, Durlesbach sein nicht unbedeutendes Scherflein beitrug.

---

19. Freitag, 21. Februar.

Rom, Kapitol, Vorbereitungen zur großen Audienz. Est-est.

Meinen Gsell Fels unter dem Arme und das nie fehlende Notizbuch in der Hand, das Bleistift hinter dem Ohr, schritt ich heute mit Noak und Streicher dem Kapitol zu: wir wollten das kapitolinische Museum sehen, ich sollte Vorleser, Dollmetscher und Führer sein. Die kapitolinische Kunstsammlung, von der italienischen Regierung annexirt, ist das Werk der Päpste; sie ist nicht so reichhaltig, wie der Vatikan und die Museen in Neapel und Florenz, enthält aber kostbare Bildsäulen, Grabmäler, Statuen, Inschriften in schwerer Menge. Gleich im untern Geschoß sieht man auf dem Brunnen den bekannten Marforio, eine treffliche Kolossalstatue eines Flußgottes mit einer Muschel in der Hand; er stand früher auf dem Marsforum in der Nähe des mamertinischen Gefängnisses. Der feiste Koloß führte, wie Kuhn erzählt, in früherer Zeit und auch jetzt noch zuweilen, merkwürdige Zwiegespräche mit einem andern Bildwerke, welches halb verstümmelt unter dem Namen Pasquino an einer Ecke des Palazzo Braschi aufgestellt ist. Im 15. Jahrhundert lebte in der Nähe der buckelige Schneider Pasquino, welcher wegen seiner witzigen und beißenden Zunge eine Berühmtheit in Rom war. Sein Name ging auf die Statue über, an die man beißende Bemerkungen und Fragen in Flugblättchen anheftete. Die Entgegnung darauf wurde am Marforio befestigt. Bei der Besitznahme Roms durch Napoleon Bonaparte I. fragte Pasquino: „I Francesi sono ladri? Die Franzosen sind Schelme?“ Marforio antwortete in dem Wortspiele: „Non tutti, ma buona parte d. h. nicht alle, aber ein guter Theil oder: nicht alle, aber Bonaparte. Andere

Berühmtheiten sind: ein alter marmorner Stadtplan aus den Zeiten der Kaiser Septimius Severus und Carcalla, der sterbende Gallier, mehrere große Sarkophage, der Amor mit dem Bogen des Hercules, das prachtvolle Mosaikbild mit den vier Tauben, eine Unzahl von Büsten der Kaiser, Dichter und Redner, die kapitolinische Wölfin, mehrere Götterstatuen von hoher künstlerischer Vollendung, der Satyr mit der Traube, der Sarkophag mit der Amazonenschlacht, ein Dionysuskopf, eine Antinousstatue und anderes. Um in den sog. Konservatorenpalast und auf den kapitolinischen Thurm zu kommen, mußte ich erst einen Erlaubnißschein auf der Bürgermeisteramtskanzlei erbeten, die im Kapitol selber ist. Der Bürgermeister der Hauptstadt Rom hat natürlich Besseres zu thun, als deutschen Kaplänen Audienz zu geben. Der Rathsdiener oder sonst ein dienstbarer Geist machte die Formalität ab. Auch hier waren wieder eine ermüdend große Anzahl von alten und neuen Bildern, Büsten und Kunstschätzen zu sehen. Von der Höhe des Thurmes, auf dem ein schändlicher Sturm bei hellstem Wetter wehte, genießt man das herrlichste Panorama über Stadt und Campagna: Roma quadrata, der tarpejische Fels, das Forum, die Pantheonskuppel, das Colosseum, der Konstantinsbogen und die Menge der Christentempel. Mit der Glocke dieses Thurmes wird der Tod des Papstes verkündet. Die beiden Collegen waren mit meiner Führung und ich mit ihrer Aufführung zufrieden und unser Kapitolium voll Alterthümer fuhren wir zum Campo Santo zurück.

Da den andern Tag die große Audienz beim hl. Vater war, gingen wir heute Mittag zur Vorversammlung in den palazzo Altemps, dessen großer Saal sehr prächtig geziert war. Viele Hundert Preß- und gepreßte Männer waren da aus allen Ländern, Völkern und Nationen. Deutsche, die extra nach Rom reisten, sah ich nur die Herren: Miarka, Noak und Präfekt Meer aus Schlesien, Bödding-

haus und Immelen aus Westfalen und Rheinland und uns zwei Badener. Herr Streicher vertrat das Säckinger Volksblatt, ich die Freie Stimme, das Kirchenblatt von Freiburg, die katholischen Missionen und den Pfälzer Boten.

Die übrige katholische Presse hatte sich theils durch Deutsche in Rom, theils durch die in München-Gladbach verfertigte sehr schöne deutsche Adresse vertreten lassen, welche bei der Audienz die Herren Böddinghaus und Immelen dem hl. Vater überreichten. Die Vorversammlung präsidirte der Erzbischof Lenti, Stellvertreter des Generalvikars, der eine italienische Ansprache an die Versammlung hielt. Dann fanden die gebräuchlichen Begrüßungen in mehrern italienischen, französischen, spanischen, portugiesischen Vorträgen statt. Ich habe gestaunt über die Eleganz, mit der ein französischer Geistlicher aus dem Kanton Freiburg das Apostolat der Presse vertheidigte; ich hätte nie geglaubt, daß die französische Sprache sich so wunderschön in dem Munde eines gewiegten Redners ausnehme. Wir Deutsche wurden von Herrn Tripepi mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt; er wies uns die vorderste Reihe der Stühle ein und forderte uns auf, zur Begrüßung auch unserer Seits etwas zu sagen. Unvorbereitet wollten weder Herr Böddinghaus noch ich sprechen; wir beredeten den Herrn Studienpräfekten Meer in Breslau die Deutschen zu retten — und er ging sofort an's Werk und redete mit Eifer und großer Begeisterung. Als er anfing, sagte der Herr Erzbischof Lenti, in dessen Nähe wir saßen, zu einem Franziskanerbischof mit graublauem Gewande unter Achselzucken: Tedescho, ein Deutscher. Beide Herren lächelten, sie und die große Mehrheit der Anwesenden verstanden kein Wort; insofern hatte Herr Meer eine dankbare und undankbare Aufgabe zugleich, dankbar, weil die Versammlung schon aus Anstand und um nicht der Unkenntniß geziehen zu werden, ihr Bravo und ihre Zustimmung gab, und undankbar, weil

er vergebens das Verhältniß des deutschen Kulturkampfs und der deutschen Presse den Fremdlingen schilderte, die ihn nicht verstanden.

Die Vorversammlung ging ziemlich lang und wir nahmen daher die Einladung des Herrn Dr. Pick dankbar an, als er uns nach $2^1/_2$ Stunden in eine Est-est-Weinschenke in der Nähe des Pantheons führte. Der Est-est ist ein weißer und süßer Wein und wird besonders als trefflich gerühmt; sein Name wird verschieden abgeleitet. Man erzählt sich u. a., ein Ritter sei mit seinem Knappen weindurstig nach Rom gezogen; er habe, um mit Scheffel zu reden, auf die sauren Weine seiner Heimath gepfiffen und wollte die italienischen versuchen, welche die südliche Sonne erwärmt habe. Der Ritter war ein Germane. Sein Knecht mußte erst eine Weinprobe halten und dem Herrn vorangehen. Da wo er schlechten Wein fand, schrieb er mit Kreide an die Hausthüre „non est“ d. h. er ist nicht (der wahre, gute); wo er einen guten Tropfen trank, schrieb er „est“ (er ist) und als er vom süßen Weißen verkostet, schrieb er 2 mal est, also est est, das ist der wahre. Der Ritter kehrte da ein und trank des Guten zu viel, und der Est-est brachte ihn in ein frühes Grab, woher es auch im Liede heißt:

Propter nimium Est est
Dominus meus mortuus est

Wegen zu vielem Est-est hat mein Herr in's Gras beißen müssen. — Die Geschichte möchte ich nicht verbürgen; auch hat mir der Est-est nicht so geschmeckt, daß ich mich hätte todt trinken mögen; aber nach vielen Reden in allen Sprachen war ein Est-est wirklich angewendet. Morgen sehen wir endlich den hl. Vater, begrüßten wir uns den Abend — schöner Tag, wie freuten wir uns darauf! Schon 14 Tage waren wir in Rom gewesen und hatten den Papst nicht

gesehen; morgen sollte uns das Glück zu Theil werden. Gute Nacht, morgen sehen wir den Papst!

---

20. Samstag, den 22. Februar.

Rom, die Journalisten-Audienz, die Arkadier.

Am frühen Morgen weckten uns der strömende Regen und die Sehnsuchtsfreude, Leo XIII. zu sehen, und zwar in großer Audienz um 11 Uhr sollte dies geschehen. Am Abend vorher war ausgemacht worden, zuerst werde einem feierlichen Amt in St. Peter beigewohnt. Wir Deutsche und einige Holländer kamen zur bestimmten Stunde; allein wir sahen von den andern Nationen auch gar Niemanden; es war entweder ein Mißverständniß oder die Andern suchten sich im Vatikan die schönsten Plätze aus, während wir in St. Peter beteten. Im Empfangssaale waren etwa 1000 Vertreter der Presse, darunter vielleicht 50 Deutsche, die meisten als Vertreter nicht erschienener Redakteure. Alle Geistlichen und Laien des Campo Santo nahmen an der Audienz Theil. Mit mir gingen zwei französische Priester, da ich noch „zwei Begleiter" auf meiner Karte stehen hatte. Die Controlle war ziemlich scharf.

Oeffentlichen Blättern entnehme ich die Nachricht, daß Europa durch 1299 Zeitungen und Zeitschriften vertreten war, und zwar Italien 227, Frankreich 202, Belgien 167, Holland 60, Spanien 130, Portugal 26, Oesterreich-Ungarn 93, Bayern 76, Preußen, Baden, Sachsen, Hessen, Württemberg und andere deutsche Staaten 186, Polen (österreichisch, preußisch und russisch) 30, Schweiz 53, Dänemark 1, England 15, Irland 30, europäische Türkei 3; Asien 12 und zwar Syrien 1, Indien 7, China 1 und Armenien 3; — Afrika 6 und zwar englisch Senegambien 1, canarische Inseln, Azoren und Madeira 5; — Amerika 184 und zwar vereinigte Staaten 113, Ca-

nada 13, Mexico 3, Antillen 12, Columbia 1, Republik Argentina 5, Uruguay 2, Chili 16, Nicaragua 1, Peru 3, Brasilien 14, Neu-Mexico 1; — Oceanien 2 — zusammen 1503; dazu kommen noch einige andere, welche nicht namentlich, sondern summarisch vertreten waren. Schriftsteller sind an diesen Zeitschriften etwa 18,000 thätig. Das ist schon eine ganz respektable Armee, welche über die ganze Erde verbreitet für die Rechte der kathol. Kirche und des kathol. Volkes kämpfend eintritt. Die wirklichen Theilnehmer an der Audienz rechne ich auf 1000—1200. Es dauerte etwa eine Stunde, bis Alles aufgestellt war und der hl. Vater kam. Eine Stunde großer Unruhe und banger Erwartung! Diejenigen, welche Peterspfennige oder andere Geschenke abzugeben hatten, wurden in die ersten Reihen gestellt. Endlich um 12 Uhr sah man an dem eiligen Hin- und Hergehen der dienstthuenden Kämmerer, daß der hl. Vater bald kommen müsse. Wieder ging es noch länger, als unsere Ungeduld erwartete — endlich ging die Thüre des Consistoriumssaales auf und es trat der hl. Vater Leo XIII., den Gott noch lange erhalten möge, in Begleitung seines päpstlichen Hofstaates, seiner geistlichen und weltlichen Diener, 7 von der Nobelgarde mit gezogenen Schwertern, vielen Bischöfen (darunter auch Mermillod von Genf und der alte blinde französische Schriftsteller und Abbé Ségur) und 9 Cardinälen (Ledochowski, Manning, Erzbischof von London, Nina, Staatssekretär, Franzelin, Pacca, di Pietro, Gianelli, Sacconi, Mertel) herein. Der Augenblick wird mir und allen Theilnehmern wohl unvergeßlich sein. Als der Papst in weißer Sutanne in dem feierlichsten Aufzug sichtbar wurde, fiel Alles auf die Kniee, und als einer mit mächtiger Stimme: Evviva Leone papa re „es lebe der Papstkönig Leo!" rief, erscholl es aus tausend Kehlen begeistert nach; in Vieler Augen glänzten Thränen, ein heiliger Schauer ergriff Alle und langsam ließ Leo XIII.,

der den Segen mit zitternder Hand und Stimme ertheilte, sich auf dem Thronsessel nieder.

Leo XIII., am 2. März 1810 in Carpineto geboren, also jetzt im 70. Lebensjahre stehend, früher Nuntius am belgischen Hofe, dann Erzbischof und Cardinal in Perugia und zuletzt Camerlengo, ist eine imposante Erscheinung, ziemlich groß, aber nicht so groß, als man nach einigen Bildern annimmt, hager, eine ascetische Gestalt mit lebhaftem Gesichtsausdrucke, voll heiligen Ernstes und väterlicher Milde, ein ehrwürdiger Greis in Silberhaaren, der durch seine apostolischen Sendschreiben das Staunen des Erdkreises auf sich gezogen und bei Freund und Feind rasch sich eine, von seiner erhabenen Würde abgesehen, große Hochachtung erworben hat. Da ich nicht sehr weit vom Thronsessel stand, konnte ich ihn genau beobachten, während Monsignore Trizpepi eine etwas lange lateinische Adresse vorlas. Mit großer Lebhaftigkeit, man könnte sagen mit einer gewissen Unruhe überblickte er die anwesende Menge, die aus allen Ländern, Völkern und Nationen gekommen, um ihm die Gefühle der Hochachtung und Liebe, der Anhänglichkeit und Treue zu bezeugen. Draußen reden sie verschiedene Sprachen, dienen oft verschiedenen Interessen — hier waren sie alle als Vertheidiger der hl. Stuhles und redeten die Allen verständliche Sprache des katholischen Glaubens und der herzlichen Liebe der Kinder zu ihrem lieben und liebevollen Vater. Es ist heute, wo ich dies schreibe, das hl. Pfingstfest. Es mag die Apostel eigenthümlich angemuthet haben, als vom Himmel her ein gewaltiges Brausen entstand, gleich dem eines daherfahrenden gewaltigen Windes und das ganze Haus erfüllte, wo sie saßen und als Alle vom hl. Geiste erfüllt wurden. Es mag auch die Juden und Fremdlinge eigenthümlich angemuthet haben, als dann Petrus sich zum Worte erhob und er und die übrigen Apostel die Großthaten Gottes verkündeten vor den Parthern, Medern,

Aelamitern und Bewohnern von Mesopotamien, Judäa, Cappadocien, Pontus und Asia, von Phrygien, Pamphilien, Egypten und von den Gegenden Libyens bei Cyrene, von Rom, Creta und Arabien.

So eine Art Pfingstfeier fand auch im Vatikane statt — es laßt sich mit Worten nicht schildern. Der hl. Vater erhob sich langsam und begann dann seine lateinische Ansprache an die Vertreter der Presse, die so viel gedruckt und besprochen worden ist; er spricht mit ziemlich tiefer Baßstimme, langsam, feierlich und das italienische e am Schlusse der Worte tritt ziemlich scharf hervor. Ingenti sane lætitia suavique animi jucunditate hodie perfundimur ex conspectu frequentiaque vestra, filii dilectissimi, fing er an. Mit hoher Freude und süßem Wohlgefallen sind Wir heute erfüllt, bei eurem Anblick und eurer zahlreichen Versammlung, geliebteste Söhne. Er verglich sodann die katholischen Redakteure mit einer auserwählten Schaar kriegserfahrener Kämpfer, bereit auf des Königs Befehl und Wink auch in die dichtesten Reihen der Feinde einzudringen und das Leben hinzugeben.

Die katholische Presse bezeichnete er als eine nothwendige Unterstützung seiner apostolischen Thätigkeit um so mehr, als durch die falschverstandene Preßfreiheit das Gift der Irrthümer sich immer mehr ausbreitet, schlimme Begierden durch die schlechte Presse entflammt und durch sinnliche Lockungen die Herzen verdorben werden. Er forderte die Vertreter der katholischen Presse auf, jener Künste und Lockmittel, welche gewöhnlich die Gegner gebrauchen, sich nicht zu bedienen, dagegen durch Aufzeichnung nützlicher Dinge, durch Fülle und Feinheit des Wortes und der Schrift, vor Allem durch die Wahrheit, nach welcher von Natur aus der Geist begehrt und deren Kraft, Vortrefflichkeit und Schönheit so groß ist, daß sie, dem Geiste erscheinend, selbst gegen den Willen Zustimmung erzwingt. Damit hat

der hl. Vater so schön seine apostolischen Hirtenschreiben und ihr Ansehen bei der Welt geschildert. Er empfahl eine ernste und gemäßigte Schreibweise ohne allzu große und unzeitige Bitterkeit der Rede und die Einheit und Einigkeit und warnte vor Jenen, welche die Stellung des apostolischen Stuhles mißachtend, öffentliche Fragen von schwerwiegendster Bedeutung nach eigener Willkür zu entscheiden sich erlauben und anders zu denken scheinen, als die Würde und Freiheit des römischen Papstes gestattet. Der hl. Vater, den es offenbar anstrengte, so lang vor großer Versammlung zu sprechen, und der sich im Verlaufe der Ansprache gesetzt hatte, erhob sich nun und mit lauter Stimme erklärte er, daß zur vollen Ausübung der Freiheit und der höchsten Gewalt hl. Stuhles die weltliche Gewalt des Papstes sich durch besondere Fügung Gottes im langen Laufe der Jahrhunderte unter zahllosen Wechselfällen und beim Zusammensturz der Reiche sich bewahrte.

Nicht aus Habgier und Herrschsucht haben seine Vorgänger und er diese Rechte betont: „hæc eadem jura asserere et vindicare non prætermisimus neque unquam prætermittemus“ d. h. wir haben nicht unterlassen, dieselben Rechte zu betonen und zu fordern und werden es niemals unterlassen. Unvergleichlich schön ist das Folgende, daß ich mir es nicht versagen kann, es wörtlich mitzutheilen:

„Ihr also, die ihr dem Stuhle Petri treu ergeben euch ganz und gar bereit zeigt, die Kirche zu vertheidigen, kämpfet einig und muthig mit Uns durch Wort und Schrift für eben diese Rechte, und zeiget an der Hand der Geschichte, daß die heilige Herrschaft der römischen Päpste auf so rechtmäßiger Grundlage begründet wurde und zu beruhen fortfuhr, daß Niemand ein höheres oder auch nur ein gleiches Recht in menschlichen Dingen beanspruchen kann. Und wenn Jemand, um gegen euch Mißgunst zu erwecken, sagen sollte, die bürgerliche Gewalt der römischen Kirche lasse sich mit dem Glück der Italiener und der Wohlfahrt der Königreiche nicht vereinigen, so entgegnet: von den römischen Päpsten, wenn sie die Herrschaft gewinnen, von der katholischen

Kirche, wenn sie die Freiheit genieße, sei nichts für die Wohlfahrt und das Heil der Völker zu fürchten. Denn nicht erregt die Kirche Aufstände und Wirren, sondern sie hält dieselben vielmehr zurück und legt sie bei; nicht nährt sie Zwist und Haß, sondern stellt die Liebe wieder her; nicht freut sie sich der Herrschsucht oder des Stolzes, sondern sie stellt sich vermittelnd vor die Strenge des letzten Gerichts und die Herrschaft des ewigen Königs; nicht greift sie ein in die Rechte der bürgerlichen Gesellschaft, sondern bekräftigt dieselben; nicht strebt sie nach der Herrschaft über die Königreiche, sondern sorglich erfüllend das Amt des ihr von Gott übertragenen apostolischen Dienstes, wahrt sie unverletzt jene Grundsätze, auf welche jede Ordnung sich stützt, aus welcher Friede erblüht und Ehrbarkeit und alle bürgerliche Wohlfahrt. Was jedoch die Italiener betrifft, so besagen die Denkmäler vergangener Zeiten, daß die Hirten der römischen Kirche um diese herrliche Stadt und um das Wohl Italiens im höchsten Grade sich verdient gemacht haben und öffentlich bezeugen sie, daß die edle und vorzügliche Zierde, in welcher Rom erglänzt, von der katholischen Religion ausgegangen ist; denn Rom, welches nach dem Ausspruch des hl. Leo des Großen durch den Sitz des hl. Petrus die Hauptstadt des Erdkreises wurde, herrscht weiter durch die göttliche Religion, als durch irdische Herrschaft. Füget hinzu, daß alle römischen Päpste stets die größte Sorgfalt verwandten auf die Pflege der Literatur und der Wissenschaften, daß sie die schönen Künste in ihren Schutz nahmen, und durch billiges und väterliches Regiment die ihnen zugewiesenen Völker beglückten. Saget endlich, daß die öffentlichen Angelegenheiten Italiens weder in Blüthe gedeihen, noch dauernder Ruhe sich erfreuen können, wenn nicht für die Würde der römischen Kirche und die Freiheit des römischen Papstes gesorgt ist. Dieses und Aehnliches was zum Wohle der Religion und der bürgerlichen Gesellschaft beitragen würde, bestrebet euch durch die verschiedenen Zeitungen unter die Leute zu bringen und mit Gründen zu stützen. Eine sei die Liebe, Eine die Gesinnung, die Sache der Kirche zu vertheidigen, für die Rechte des römischen Papstes einzutreten. Wenn ihr streitet für die Gerechtigkeit, für die Religion, für die Freiheit der Kirche, so erwartet euch allerdings eine reiche Saat von Beschwerden und Mühen, viel Schweres bleibt euch zu erdulden. Hütet euch, den Muth sinken zu lassen: Schweres zu thun und zu erleiden, ziemt dem Christen. Beistehen wird den Kämpfern Gott und die reiche Hilfe himmlischer Gaben, und auf daß diese Gaben tagtäglich in reicherm Maße

euch zu Theil werden, ertheilen Wir, als Zeichen Unseres Wohlwollens, euch und allen katholischen Journalisten von ganzem Herzen den apostolischen Segen".

Die ganze Versammlung war von der herrlichen Ansprache wie elektrisirt; vor Freude strahlten alle Gesichter; Jeder, der irgendwie schon mit seinem, wenn auch schwachen Kräften zur katholischen Preßbelebung beigetragen, fühlte sich gehoben, beglückt, zu neuer Thätigkeit angespornt. Etwa 25 Minuten mag Seine Heiligkeit gesprochen haben. Nachher kamen von den Versammelten diejenigen Redakteure oder Vertreter einzeln vor, die Peterspfennige oder sonstige Liebesgaben zu übergeben hatten und Worte des Trostes, des Dankes, der Anerkennung zu vernehmen und einzeln den Segen zu erhalten. Während der Papst unter der Rede wie ein Herrscher, ein König von Gottes Gnaden mir vorkam, zeigte er sich da bei den Einzelnen wie ein liebevoller Vater, segnend seine Kinder, die denselben Kampf kämpfen wie er für Gott, für die hl. Kirche, für Recht und Wahrheit. Als die deutsche Presse an die Reihe kam, stellte sich Cardinal Ledochowski wie ein Schutzpatron hinter die Redakteure und empfahl sie dem besondern Wohlwollen des Stellvertreters Gottes auf Erden. Die zwei Herren aus Rheinland gaben eine sehr prächtig ausgestattete von deutschen Redakteuren und Verlegern unterschriebene und auf Anregung des Augustinus-Vereins von dem lithographischen Institut und Kunstverlag von Kühlen in M. Gladbach verfertigte Adresse ab Es waren zwei Blätter. Das erste Blatt in gothischem Style enthält 6 Gruppen- und 2 Figuren-Bilder, sowie den Anfang des Textes, welcher auf dem zweiten Blatte nebst der namentlichen Aufführung der 84 Zeitungen resp. ihre Vertreter, welche die Adresse stifteten, fortgesetzt wird. Die einzelnen Bilder stellen dar: Der hl. Bonifacius überreicht der Germania nach Fällung der Donnereiche das Kreuz; Papst Leo III. krönt Kaiser Karl

den Großen, als Schirmvogt der Kirche; Wittekind, der Sachse erhält die Taufe; St. Michael, Patron der Deutschen; St. Augustinus, als Patron des Augustiner-Vereins; Allegorische Beziehung auf den Kulturkampf: — Die Vertreter der beiden Provinzen, aus welchen der Augustinus-Verein hervorgegangen ist, zwei Männergestalten, schwören der Kirche Treue und ziehen mit den Waffen des Glaubens und des Geistes für sie in den Kampf. Außer der Adresse gaben die beiden Herrn Böddinghaus und Immelen noch 23,000 M. Peterspfennig ab, Miarka 4,000, fast Niemand kam mit leeren Händen.

Einige brachten, wie mir scheint, auch etwas unpraktische Geschenke, wie Bilder, Tafeln und dgl. und ein Franzose, der auf einer silbernen Platte seinen Peterspfennig trug, stolperte und warf in des Wortes kühnster Bedeutung seine Gabe dem hl. Vater, der mitleidig lächelte, vor die Füße.

Meinen Peterspfennig gab ich hier nicht ab, da ich immer noch eine Privat-Audienz hoffte und dort das Geld übergeben wollte. Nachdem der hl. Vater noch die Devotionalien, Rosenkränze, Kreuze, Statuen, Bilder ꝛc. geweiht, kehrte er unter dem Evviva-Rufen der Versammlung in seine Gemächer zurück. Alles war voll Jubel und Freude; Cardinal Ledochowski, der mich beim Herausgehen wieder erkannte, sagte: Aber nicht wahr, Herr Kaplan, das war ungemein schön! Ungemein schön in der That und ewig unvergeßlich.

Unserer Freude gab beim Mittagessen in Campo Santo Kaplan Böddinghaus von Münster beim Est-est einen beredten Ausdruck. Genau konnte ich nie erfahren, was der hl. Vater an Liebesgaben an diesem Tage empfangen; man sprach von einer Million Franken Peterspfennig. Der Peterspfennig, diese freiwillige Liebesgabe des katholischen Erdkreises an den jeder Hilfsmittel und jeder Civilliste be-

raubten hl. Vater, liegt den Gegnern der Kirche schwer auf und selbst ordentliche Katholiken meinen oft, der Papst habe zu viel Geld. Zu viel ist nicht das rechte Wort; der Papst hat gar nichts, keinen Heller, Pfennig oder Centime, als was die katholische Opferwilligkeit ihm gibt. Dagegen hat er sehr viele Bedürfnisse, natürlich nicht für sich, da er so bescheiden lebt, als nur immer möglich und wie Zeitungen des Langen und Breiten versicherten, sogar einen sauren Wein trinkt; aber er bedarf viel für die vielen Anliegen, die er als gemeinsamer Vater der Christenheit hat. Der Erzbischof von Bamberg hat in dieser Beziehung kurz und schön in seinem Hirtenschreiben gesagt: „Wir haben uns persönlich überzeugt, daß Seine Heiligkeit Papst Leo XIII. wohl reich an allen Gaben des göttlichen Geistes und an übernatürlichen Gütern, aber in irdischer Beziehung arm, ganz arm ist!"

Der hochwürdigste Fürst-Erzbischof Cardinal Kutschker in Wien zählt in seinem diesjährigen Fastenhirtenbriefe für die Verabreichung des Peterspfennig folgende zehn Gründe auf:

1. Sowie ein König oder Kaiser zuvörderst die Ministerien und obersten Centralbehörden braucht, welche die wichtigsten Angelegenheiten für das ganze Reich zu besorgen haben, so braucht der Papst die römischen Congregationen. Diese bestehen aus Geistlichen verschiedener Rangstufen, nämlich aus Cardinälen, Prälaten, Consultoren und Beamten und müssen dem hl. Vater in der Regierung der Kirche behilflich sein. So lange in Rom die Klöster ungestört bestanden, sandten die verschiedenen Orden viele ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder dahin und der hl. Vater konnte die tauglichsten aus ihnen für die unermeßlichen Arbeiten bei der Regierung der gesammten Kirche verwenden, ohne besondere Auslagen dafür zu machen. Seitdem diese vorzüglichen und doch so wohlfeilen Arbeitskräfte hin-

wegfallen, weil die Feinde der Kirche die Klöster hinweggenommen haben, muß der Papst andere Arbeitskräfte anstellen und auch besolden. Und obgleich ihre Gehalte sehr gering sind, wenn man sie mit weltlichen Beamten vergleicht, machen doch alle mitsammen eine bedeutende Summe aus.

2. Muß der hl. Vater seine Vertreter, Nuntien, Delegaten bei verschiedenen Regierungen erhalten oder auch außerordentliche Gesandte abordnen in alle Theile der Welt, um für das Wohl der Kirche an Ort und Stelle mit mehr Erfolg wirken zu können. Natürlich muß ihnen der hl. Vater auch die erforderlichen Mittel geben zur Führung ihres Amtes.

3. Unter den Bischöfen in Italien und leider auch anderwärts gibt es eine große Anzahl, denen die feindselige Regierung alle bischöflichen Einkünfte vorenthält und sie nicht einmal die bischöfliche Wohnung beziehen läßt, so daß sie für sich und ihre geistlichen Aemter und Kanzleien fremde Häuser mit großen Kosten miethen müssen. Und der hl. Vater ist es wieder, welcher sehr vielen aus ihnen das Nothwendigste zur Regierung ihrer Diöcese geben soll.

4. In der letzten Zeit hat die Regierung sogar gedroht und die Drohung vielfach schon ausgeführt, die geistlichen Einkünfte und Wohnungen auch jenen Geistlichen nicht mehr zukommen zu lassen, welche von jenen Bischöfen in ein kirchliches Amt eingesetzt wurden. Wie groß und wie dringend sind da wieder die Bedürfnisse, welchen der hl. Vater abhelfen soll!

5. Das Traurigste dabei ist, daß die Regierung auch die Einkünfte der Seminarien und Priesterhäuser hinweggenommen hat, so daß die Bischöfe nicht wissen, woher sie für den jungen Nachwuchs des Priesterthums den Lebensunterhalt nehmen und für die Vorsteher und Professoren die nothwendige Besoldung finden sollen. Dauert es so fort, so muß in einigen Jahren selbst in Italien Prie-

stermangel einreißen, von andern Ländern gar nicht zu reden.

6. Zudem sind die Ordensmänner und Klosterfrauen in der drückendsten Noth, seitdem die Regierung auf die Einkünfte und größtentheils auch auf die Klöster selbst ihre feindselige Hand gelegt hat. Was sollten die Ordenspersonen, besonders die Klosterfrauen in der Welt machen, der sie seit 20, 30, 50 Jahren fremd geworden sind und wo sie keine nächsten Angehörigen haben, oder nur solche, welche ebenso arm sind, wie sie selbst? und wie sollen sie ein neues Kloster mit Kirche oder Kapelle herstellen, wenn sie das Nothwendige für den täglichen Lebensbedarf nicht haben? Wie schmerzlich wäre es für den hl. Vater, wenn er von jetzt an nicht mehr im Stande sein sollte, diesen auserlesenen Gliedern des geistlichen Leibes Jesu Christi wenigstens das Allernothwendigste zu verschaffen.

7. Auch gar viele fromme und wohlthätige Anstalten sind durch das Vorgehen der feindseligen Regierung in die äußerste Noth gerathen; und da nicht blos das zeitliche, sondern auch das ewige Wohl von so vielen Nothleidenden davon abhängt, wäre es wohl gar zu peinlich, wenn der hl. Vater nichts Anderes thun könnte, als dem Elende der Bedauernswürdigen zuschauen und es mit ihnen beweinen.

8. Noch schrecklicher ist es, daß die Feinde in stets fortschreitendem Hasse gegen die Kirche und das Heil der unsterblichen Seelen die Schulen in Rom des kathol. Religionsunterrichtes beraubt und ihnen eine unkirchliche Einrichtung gegeben haben. Eifrige Katholiken daselbst thun das Möglichste, um gute kath. Schulen dagegen zu errichten; aber was können sie ausrichten, wenn die reichen öffentlichen Mittel den unkirchlichen Schulen zugewendet und ihre geringen Privatmittel von allen Seiten her in Anspruch genommen werden? Kann es nun etwas Qualvolleres geben für den hl. Vater, als mit leeren Händen zusehen zu müs-

sen, wie die guten Kinder der christlichen Familien in Rom als Feinde der Kirche erzogen, um ihr ewiges Heil betrogen und dem ewigen Verderben zugeführt werden?

9. Dann die hl. Missionen in der ganzen Welt! „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie", hat der Herr befohlen; aber wie viele Mittel sind dazu erforderlich! Erst vor Kurzem hat der hl. Vater durch den Cardinal-Staatssecretär uns wissen lassen, daß er fortwährend aus Amerika und aus Ländern, die noch nicht zum Christenthume bekehrt sind, gebeten werde, Missionäre zu senden und Vertreter des apostolichen Stuhles abzuordnen. Die Gelegenheit wäre also gar günstig, für das Heil der unsterblichen Seelen zu sorgen; der Papst habe aber die Mittel nicht, so daß ihm das Herz blutet bei dem Gedanken, diese unsterblichen Seelen, für welche Jesus sein Blut vergossen hat, noch länger im Heidenthume, im Schatten des Todes sitzen lassen zu müssen!

10. Endlich trägt der hl. Vater unter dem gerechten Beifalle der Katholiken und aller gerechten und ehrenvollen Leute die schwere Last, Pensionen für den Unterhalt der ehemaligen Beamten der weltlichen Regierung des Kirchenstaates zu zahlen. Diese musterhaften und getreuen Beamten wären sonst mit ihren Familien dem gräßlichsten Elende preisgegeben, dem sie sich durch Abfall und Treubruch, so wie Andere, hätten entziehen können. Diese Pensionen sind ohnehin nur gering; es ist aber eine Ehrenpflicht der ganzen Christenheit, den hl. Vater in den Stand zu setzen, daß er sie unverkürzt aufrechthalten könne.

Das mag für gläubige und opferwillige Katholiken genügen, ihr Scherflein zum Peterspfennig beizutragen und wenn's wirklich nur ein Pfennig wäre — viele Pfennige geben zuletzt viele Marken, und Schiller sagt:

Der Mensch bedarf des Menschen sehr
Zu einem großen Ziele;

Nur in dem Ganzen wirket er,
Viel Tropfen geben erst das Meer,
Viel Wasser treibt die Mühle.

Den Preßgegnern des Peterpfennigs habe ich schon oft zugerufen:

Warum über'n Peterspfennig
Aergert ihr euch in der Stille? (und laut)
Trifft euch etwa gar zu wenig
Aus dem Fonde der Reptile?

Solche Katholiken aber, die voll Vorurtheile sind, belehrst du vergeblich, wie schon der indische Weise Bhartrihari klagt:

Leichter nimmst du eine Perle
Aus des Krokodiles Zähnen,
Schwimmest über Meereswogen,
Wo die finstern Schlünde gähnen,
Leichter wirst du ungefährdet
Schlangen um dein Haupt dir binden,
Als die rohen Vorurtheile
Eines Narren überwinden.

Schön ist das allerdings nicht, aber wahr! War es schon ein sehr erhebender Gedanke, diesen Morgen bei der großen Audienz alle Völker und Nationen beim hl. Vater vertreten zu sehen: so trat diese Universalität der kathol. Kirche am Abend noch lebhafter zu Tage. Die Gesellschaft der sog. Arcadi, die Arkadier, eine Gesellschaft von Dichtern und Freunden der Poesie und schönen Künste, 1690 in Rom gegründet und anderwärts in Italien verbreitet, hatte nämlich der katholischen Presse zu Ehren ein Fest eine sog. solenne straordinaria adunanza veranstaltet, welche außerordentlich erhebende Genüsse bot. Im Palazzo Altemps im großen Saale hatte sich die katholische vornehme Welt Rom's zu einer musikalisch-poetischen Abendunterhaltung vereinigt. Sechs Cardinäle (Mertel, Gianelli, di Pietro, Lucca,

D'Avanzo, Nina), mehrere Bischöfe und Erzbischöfe i. p, der major domus des Papstes Msgr. Ricci, vier camerieri participanti (Geheimkämmerer), viele sonstige Monsignori, die Vertreter der Presse, die hervorragende Laienwelt Rom's nahmen daran Theil. Abwechselnd wurden in rascher Aufeinanderfolge von 8—11 Uhr Abends musikalische Aufführungen und poetische Vorträge in 14 Sprachen dem dankbaren Publikum geboten.

Es begrüßten die Anwesenden in armenischer Sprache Erzbischof Balgy von Acrida, in flämischer Monsignore van den Branden, Geheimkämmerer des Papstes, in deutscher Dr. Heinrich Pick, der unsern vollen Beifall erwarb. Außerdem wurde französisch, griechisch, englisch, italienisch, lateinisch, holländisch, (von Dr. Janssen) polnisch, portugiesisch, spanisch und ungarisch vorgetragen. Den meisten Beifall fand der französische Vicomte Oskar de Poli und der spanische Kanonikus Silvestro Rongier. Der musikalische Theil des Programmes bot auserlesene Genüsse, Sinfonien aus Opern, Operndnette, Terzette, Quartette und Solis. Es nahmen 12 Sopranistinnen, 10 Altistinnen, 16 Tenoristen, 14 Bassisten am Gesange Theil. Eine Sopranistin leistete Außerordentliches in ihrer Gesangproduktion. Das Programm enthielt ernste und komische Piecen. Ein komisches Terzett dreier Damen, von denen zwei mit einander zankten und sich gegenseitig ausschimpften, die dritte beiden die Wahrheit sagte, war sehr lohnend nnd dankbar für die Sängerinnen. Die eine wollte es nicht leiden (non posso soffrire), daß die andere sie beschimpfte und die Vermittlerin rief ihnen ein vielmal wiederholtes vergogna, tacete (schämt euch, schweigt) zu, bis sie sich endlich in ihr Schicksal ergaben und mit anmuthiger Resignation crempate spillate (schimpf nur, kreisch nur) einander zu riefen. Schließlich wurden sie wieder einig und die Altstimme, die sich durch besondere Tonfülle in den untern und tiefen Tönen

auszeichnete, hatte den Sieg davongetragen. Der Abend bot also einen seltenen Kunstgenuß; man konnte so recht hören, wie die italienische Sprache und die italienischen Kehlen zum Gesange wie keine anderen geeignet sind; Alles war außerordentlich befriedigt, und auch die Cardinäle und Bischöfe sprachen sich durch Beifallsbezeugungen sehr anerkennend aus.

---

21. Sonntag, 23. Februar.

Rom, Maria Maggiore, vierzigstündiges Gebet, Anima, einige Kirchen, Todtenbestattung, der Ignorant, das Judenviertel, im Gesellenvereine.

Nachdem ich die drei letzten Tage in Campo Santo celebrirt, wollte ich wieder einmal auswärts gehen, und gerne schlossen sich die 2 Reisegefährten an. Wir fuhren zu einer der schönsten und größten Kirchen, vielleicht zur schönsten, nach Maria Maggiore auf der Höhe des Esquilin's nicht weit vom Bahnhof. Die Kirche heißt Maria Maggiore, Maria die größere, weil sie die größte Muttergotteskirche ist; sie heißt auch Basilica liberiana, oder Maria Schnee, Maria zur Krippe. Die Ueberlieferung erzählt: Ein frommer, kinderloser römischer Patrizier Johannes wurde im Traume von der hl. Jungfrau gemahnt, daß er sein Vermögen, welches er ihr geweiht, dazu verwende, ihr an jenem Orte eine Kirche zu bauen, welchen er des Morgens mit Schnee bedeckt fände. Dasselbe Traumbild hatte seine Gemahlin und der Papst Liberius (352—366). Trotz der heißesten Jahreszeit, es war im August, deckte den andern Tag Schnee die Höhe des Esquilins. In feierlichem Zuge kam der Papst dahin und zeichnete alsbald den Grundriß der Kirche, deren Kosten Johannes bestritt, auf die mit Schnee bedeckte Erde. Das Fest dieses wunderbaren Ereignisses wird in der katholischen Kirche am 5. August gefeiert.

Die Kirche ist wunderbar schön; nirgends wie an diesem mächtigen Bau tritt mehr die Vereinigung von Größe und Schönheit in's Auge, Alles in wundervoller Harmonie geordnet, Alles kostbar und reich, ohne überladen zu sein. Der Tabernakel des Hauptaltars und die Taufkapelle mit der großen Porphyrschaale, die alten Mosaikbilder ziehen mächtig an. Die Kirche bietet mit ihren fünf Eingängen einen imposanten Prospekt und besitzt noch vieles Sehenswerthe. In der capella del presepe (in der Kapelle der Wiege), wo ich die hl. Messe las, ist die Krippe des Heilandes aufbewahrt. Die Einen behaupteten, sie sei auch jetzt noch da, die Andern meinten, sie sei anno 1870, um sie von der Liebenswürdigkeit der Piemontesen zu retten, in den Vatikan gebracht worden. In Maria Maggiore sahen wir viele Beichtende, die nachher ganz con amore mit den Beichtvätern sich unterhielten, namentlich auch junge Leute vom Lande. In Neapel sahen wir am Aschermittwoche viele Beichtende, die offen vor aller Welt vor dem Priester knieeten, der auf einem Stuhle saß, ihre Sünden still bekannten und nachher längere Zeit mit dem Geistlichen sich unterhielten. Ländlich, sittlich! Der Italiener liebt die Oeffentlichkeit, die sicher viel Gutes haben mag. Nachher wohnte ich dem Hochamt in St. Peter bei, nach welchem eine große feierliche Prozession mit dem Allerheiligsten stattfand, das zum 40stündigen Gebete ausgesetzt wurde. Die große Schaar der Ministranten verschiedener Klassen (in Roth) der Sängerchor von St. Peter, die Benefiziaten und Kanoniker der St. Peterskirche, 3 Bischöfe gingen dem Allerheiligsten voraus und ein zahlreiches Publikum folgte demselben. — In vielen Kirchen finden über die Fastnachtstage 40stündige Gebete statt. Die Beleuchtungen bei solchen 40stündigen Gebeten sind in Rom ganz außerordentlich großartig.

Am Nachmittag besuchte mich Oberst Schmidt von der

Schweizergarde, ein sehr aufmerksamer Herr, an den ich empfohlen war und den ich zweimal nicht zu Hause getroffen; er war mir auch noch zur Privataudienz beim Papste behilflich. Als Deutsche mußten wir noch vor Thorschluß die Pfarrkirche der Deutschen besuchen, mit der das deutsche Hospiz, die Anima verbunden ist. Viele Deutsche kehren da ein, viele deutsche Geistliche wohnen da; dem Hospiz steht ein Rector vor, welcher von mehreren Kaplänen unterstützt wird. Vom November bis Ende Juni wird in dieser Kirche alle Sonn- und Feiertage deutsch gepredigt. Der Kaiser von Oesterreich ist der größte Wohlthäter und Beschützer der Anstalt. Auch Ludwig I., König von Baiern, hat sich durch Wohlthaten hier verewigt. Hadrian VI., der letzte Papst aus Deutschland (regierte 1522—1523) und Friedrich, Herzog von Cleve liegen hier begraben und haben Denkmäler in der Kirche. In der benachbarten Kirche Maria della Pace (Maria vom Frieden) betrachteten wir ein wunderthätiges Muttergottesbild, einige schöne Fresken und die von Raffael's Meisterhand ausgeführten Sybillen. Neuvermählte Paare, sagt Molitor, pflegen in dieser Kirche am Tage nach ihrer Hochzeit eine hl. Messe zu hören, eine römische Sitte, die sich neben unsern nordischen Hochzeitsreisen vortheilhaft auszeichnet. Fürwahr, viele Ehen würden glücklicher sein, wenn sie anstatt mit Saus und Braus, mit oft übertriebener Großthuerei, mit Tanz und Lustbarkeiten (manchmal noch in kirchlich verbotener Zeit) begonnen worden zu sein, von Maria „vom Frieden" gesegnet worden wären. Viele Ehen sind heutzutage auch deßwegen nicht mehr im Himmel geschlossen, weil die angehenden (und oft angegangenen) Eheleute einander vorher schon zu gut kennen. Es sind eben nicht alle Jungfrauen, welche einen „Jungfernkranz" tragen. Doch wir sind ja in Rom, und vor der Kirche „zum Frieden" begegnete uns ein Todter, der zum ewigen Frieden getra-

gen wurde. Die Leichen in Rom sind eigener Art. Da sah ich einen eigenthümlichen Aufzug, voran ein Kreuz, zwei Männer in Schiffhut und weißer Krawatte, dann eine sehr kurze, aber schöne Fahne, auf der oben das Allerheiligste in der Monstranz, von zwei Engeln angebetet, dargestellt war, dann die schmerzhafte Gottesmutter und unten ein Todtenkopf. Es folgten etwa 50 Männer, 2 und 2 laufend, eine Bruderschaft, die ganz schwarz gekleidet waren und schwarze Masken trugen mit rothen Borden. Die Masken bedeckten den ganzen Kopf; nur für Augen und Mund war eine kleine Oeffnung gelassen. Ich war ganz frappirt, und dachte mir im Augenblicke nichts anders, als hier werde an Fastnachtsonntag ein Komödienzug gehalten und die Prozessionen verspottet. Aber das ist ja eine Leiche, sagte unser Begleiter, so sind die Bruderschaften gekleidet. Hinter den Männern der Bruderschaft gingen etwa 25 Geistliche, dann kam die Leiche. Der Sarg lag geschlossen auf einem Paradebett und war von Fackelträgern begleitet — es wurde ein Geistlicher zu Grabe getragen. Auch Laien werden so begraben.

Gleich darauf sollten wir Zeugen einer andern italienischen oder römischen Eigenthümlichkeit sein. Wir fuhren nämlich nach S. Nicolaus in carcere (St. Nikolaus im Kerker), jene Kirche zwischen dem Kapitol und der Tiber, welche dem deutschen Cardinal Hergenröther als Cardinaldiakon überwiesen wurde; die Kirche ist von alten Säulen in 3 Schiffe getheilt und eine der schönsten in Rom mit unzähligen hl. Reliquien. Das war es aber nicht, was uns allein anzog, es interessirte mich besonders die Predigt und Christenlehre, die hier gegen Abend gehalten wurde — ich wollte die Ignoranten hören. „Ignorant" heißt unwissend, beschränkt, dumm. Da die Dummen „nie alle" werden, brauchte man sie, denkt mancher Leser, nicht in Rom aufzusuchen; die trifft man auf allen Heerstraßen. Doch so ist die Sache

nicht gemeint. Die „Christenlehre“ ist fast überall das Kreuz der Geistlichen, und es haltet sehr schwer, die oft unbändige Jugend zu den Füßen der Seelsorger andächtig zu versammeln. In Rom suchen die Jesuiten durch Unterhaltung die Sache anziehend zu machen. Auf einer Art Tribune, auf welcher ein Kreuz errichtet ist, sitzen zwei Jesuiten, um Christenlehre zu halten vor einer ganzen Kirche voll Zuhörer aus allen Ständen, namentlich aber aus der niedern Klasse der Bevölkerung. Der eine fängt an, eine Katachese über den Zorn zu halten mit einer Lebhaftigkeit und Schnelligkeit, die bei uns selten getroffen wird; er schilderte die Sündhaftigkeit, die Erlaubtheit, die Arten, die Grade, die Schädlichkeit des Zorns. Neben ihm sitzt ein anderer Jesuit, der den Ignoranten, den Unwissenden, spielt und von Zeit zu Zeit in tiefem Baß allerlei Einwürfe, Bedenken macht, oft recht einfältige Fragen stellt, über welche das Publikum lacht. Der Erste widerlegt, beleuchtet die Einwürfe — und All das geschieht, um diese gewöhnlichen Leute zu fesseln, nach des Apostels Paulus Ausspruch Allen Alles zu werden und ihnen die Sache recht verständlich zu machen. Bei uns würde man vielleicht Anstoß nehmen, die lebhaften Italiener lieben diese Art, und die Katachese des Ignoranten wird fleißig besucht.

Für uns Deutsche ist es eine große Ehre, daß der Würzburger Professor Hergenröther Cardinal geworden. Dieser hochverdiente Mann hat mit der Würde auch eine große Bürde übernommen. Die Freiheit der Cardinäle ist in Rom ziemlich eingeschränkt. Cardinäle können nur in Wagen aus dem Hause und dürfen nur außerhalb der Stadt zu Fuß gehen. Ein Cardinal wohnt zwar in ansehnlichem Hause, hat Pferde und Diener, doch sind die meisten und unter ihnen wohl auch Cardinal Hergenröther arm. Wenn ein Cardinal kein Privatvermögen hat und er auf sein piatto von ungefähr 22,000 Franken angewiesen ist,

so ist er buchstäblich arm; er soll als Fürst leben, wie es seine Stellung nun einmal verlangt, und mit 22,000 Franken ist das eine Kunst. Die Engländer haben darum für ihren hochgeehrten Cardinal Newman große Kollekten veranstaltet, und auch aus Deutschland wird Cardinal Hergenröther beschenkt werden. Jedenfalls leben die von kirchenfeindlichen Blättern als stolz bezeichneten Cardinäle einfach; da gehts bei jedem jüdischen Bankier in Deutschland brillanter her. Die Erholungen der Cardinäle sind mäßig, die Arbeiten schwer und drückend, die Verantwortung groß. Die schwierigsten Fragen liegen ihnen zur Entscheidung vor; sie sind das Rathskollegium des Papstes, die ehrwürdigste Versammlung auf Gottes Erdboden.

Variatio delectat, die Abwechslung erfreut — von dem Ignoranten gingen wir in den Ghetto, das Judenviertel. Man hat mir schon oft vorgeworfen, ich könne die Juden nicht leiden; es ist das nicht richtig. Schon als kleiner Knabe bin ich gerne in die Judenschule meiner Vaterstadt gegangen, wo wir Jungen allerdings aus Unverständniß mehr gelacht, als uns erbaut haben. Später machten sich die Juden ein Vergnügen daraus, uns Studenten eine Bibel zu geben, wenn wir in die Synagoge gingen; nur den Hut vergaßen wir oft aufzubehalten.

An unserer höhern Bürgerschule hatten wir stets eine Menge Israeliten zu Mitschülern; wir durften ihnen eine Zeitlang nicht Juden sagen, sondern ausdrücklich „Hebräer" oder „Israeliten". Aber ein alter Heide schon sagt: Nitimur in vetitum, das Verbotene thun wir gern, und ich kann heute nicht begreifen, warum der Name Jude, der von Juda herkommt, denn verpönt sein soll. Voriges Jahr war ich Anfangs Oktober in der Residenzstadt Karlsruhe und ich ließ es mir nicht nehmen, am Freitag Abend in die Synagoge zu gehen; ich kam zu den Juden, welche nicht mehr fest am Alten halten. Es gefiel mir darin die strenge

Ordnung der Plätze; die Synagogenbesucher waren alle nobel gekleidet und zwei Ordner in schwarzem Schiffhut empfingen mich mit der größten Freundlichkeit und wiesen mir ganz vorn einen Ehrenplatz an.

Die Synagoge war nicht sehr besucht, und eigentliche Andacht habe ich offen gestanden nicht viel gefunden. Das deutsche Sabbathsgebet wurde sehr affektirt vorgetragen. Der Vorsänger sang die hebräischen Lieder unter Orgelbegleitung sehr schön mit prächtiger Tenorstimme. Es lag etwas ungemein Melancholisches, so eine Art Heimweh in der Melodie, vom Texte habe ich wenig oder gar nichts verstanden. Das Hebräische war nie mein Steckenpferd. Auch der Chor sang schön. Es war viel Abwechslung beim Gottesdienst, der sehr zeremonienreich sich gestaltete. Viele Juden sahen mehr auf mich, als auf ihren Vorbeter und Vorsänger.

Der Gottesdienst hatte etwas Theatralisches. In einem deutschen Schlußgebet kam die Stelle vor, daß Jehova möge bewirken, daß der Götzendienst von der Erde verschwinde, alles Fleisch seinen Namen bekenne und jeder Sünder sich bekehre. Mein Nachbar war so freundlich, mich dabei anzuschauen; ich war ihm für die zarte Aufmerksamkeit natürlich sehr dankbar. Der Schluß der sog. Andacht war ganz plötzlich, und draußen machte mir der „Schweizer" noch ein tiefes Compliment und fragte, wie mir's gefallen. Es war mir nicht neu, gab ich zur Antwort, ich bin schon hie und da einmal in einer Synagoge gewesen.

Die Juden in Rom wurden von der päpstlichen Regierung immer tolerant behandelt; dennoch waren sie nicht sehr dankbar. Hülskamp sagt in seinem Piusbuch darüber: „In den Blättern der Geschichte verdient das Benehmen der Juden zu Rom, welchen Pius so große Wohlthaten erwiesen hatte, verzeichnet zu werden. Kaum hatten sich die Piemontesen gegen alles göttliche und menschliche Recht

der Hauptstadt der Christenheit bemächtigt, als die Vertreter der römischen Judenschaft bei Cadorna (dem piemontesischen General) erschienen und eine Adresse an Viktor Emmanuel überreichten. In diesem Machwerk, welches von Schmeicheleien und Ergebenheitsversicherungen gegen den neuen Gebieter überfloß, war Pius in der undankbarsten Weise herabgewürdigt. Ein Jahr war kaum vorübergegangen, als am Tage des päpstlichen Jubiläums dieselben Juden von Rom vor den Thron des heiligen Vaters traten, um ihm nebst einem Festgeschenke ihre Huldigung und die Versicherung ihrer Dankbarkeit für seine milde Gerechtigkeit darzubringen und ihm aufs Neue ihre unwandelbare Unterthanentreue zu betheuren. Jetzt beim Wechsel des Glückes sind es dieselben Juden, welche das Mißgeschick ihres großherzigen Gebieters ausbeuten, um die Steine des Undankes auf den gebeugten, den Händen seiner Feinde preisgegebenen Greis im Vatikan zu werfen.“ Ich rechne es den Juden nicht so hoch an — es haben ja Leute den heiligen Vater im Stiche gelassen, die ihm ein wenig näher stunden, als die Kinder aus dem Kreise Jerusalem. Die Israeliten sind überhaupt Realpolitiker; sie hängen dem an, der ihnen am meisten verspricht oder bietet. Ich kenne einen jüdischen Kaufmann, der daheim ungemein liberal thuet und sogar in Altkatholizismus macht, wenn er aber bei „seinen lieben Geistlichen Herren“ in Hosen, Röcken und Kleidern macht, so weiß er diese Stoffe auch da nach dem Winde zu hängen. Bei mir macht er freilich keine Geschäfte, da ich meine Pappenheimer und sonstige Landsleute kenne. Das Judenviertel in Rom habe ich übrigens nicht so schmutzig gefunden, als es geschildert wird. Auch die Juden in Rom haben es, ohne daß sie im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brod essen, zu einem gewissen Wohlstand gebracht; die Presse der Juden ist gegen das Papstthum sehr gehässig. Früher durften sie nur im Ghetto

wohnen, mußten außerhalb des Ghetto's gelben Hut und gelben Schleier tragen, obwohl man sie sicher auch sonst gekannt hätte. Sixtus V. und Pius IX. erlaubten ihnen, sich überall in Rom anzusiedeln und Viktor Emmanuels Regierung war als „liberale“ und „geldbedürftige“ dem Volke Israel natürlich nicht abgeneigt. Der Ghetto wurde früher Nachts durch Thore geschlossen; das hat Alles aufgehört. Vor dem einen Thore dieser Judenstadt liegt S. Maria del Pianto, an deren Portal sich das Bild des Gekreuzigten in Fresco befindet und eine hebräische und lateinische Inschrift aus dem Propheten, wo der Herr sich über die Blindheit und Verstocktheit seines auserwählten Volkes beklagt. In dieser Kirche wurden nach Molitor auch in früherer Zeit seit Clemens VIII. allwöchentlich Predigten zur Bekehrung der Juden gehalten und es war Gesetz, daß wenigstens 100 jüdische Männer und 50 Frauen aus dem Ghetto der Bekehrungsrede beiwohnen mußten. Solche Bekehrungsversuche sind nicht mehr im Geschmacke unserer Zeit, so wenig als die Predigten der lutherischen Prädikanten, zu deren Anhörung in der Reformationszeit z. B. zu Nürnberg arme Nonnen gezwungen wurden.

Mit einem kleinen Besuch des Corso's und eines Café's schlossen wir auch heute unsere bunte Wanderfahrt in der Stadt. Beim Abendessen erhielt ich die Zustellung zu einer Audienz beim hl. Vater auf den andern Tage und war in der rosigsten Laune, als ich mit Dr. Kreuzwald und Mutz den deutschen katholischen Gesellenverein in der Anima besuchte und vor den allerdings nicht zahlreichen Mitgliedern, meist aus Oesterreichern und Rheinpreußen einen kleinen Vortrag hielt, war ich ja doch auch 3 Jahre in Waldshut Präses des dortigen Gesellenvereins gewesen.

22. Montag, den 24. Februar.

Rom, St. Peter, Privat-Audienz, Abschied.

Der Fastnachtmontag brachte mir also das große unverdiente Glück, von Leo XIII. in Privataudienz empfangen zu werden. Vorher zelebrirten wir nochmals zum Schlusse in St. Peter, besichtigten eingehend die Sakristei und die Schatzkammer der Weltkirche. An werthvollen Kostbarkeiten ist St. Peter natürlich reich. Wir sahen die Dalmatik Karls d. Gr., das Kleid, das er trug, als ihn Leo III. zum Kaiser salbte, ein prächtiges Meßornat, das die Stadt Bergamo Pius IX. schenkte, die Tiara, welche am Feste Peter und Paul der Petersstatue aufs Haupt gesetzt wird, reich geschmückte Kelche, mit Edelsteinen garnirte Monstranzen, eine Agraffe (Spange) mit dem größten Rauchtopas der Welt, eine Monstranz aus Bergkrystall, Kreuze und andere Kostbarkeiten.

Um 11 Uhr war ich in den Vatikan geboten; ich hatte meinen Peterspfennig in Papiergeld umgewechselt und trug denselben — 4076 Franken — wohl verschlossen in einer weißen Couverte; 300 M. hatte mir das Säckinger Volksblatt mitgegeben, 800 M. Dr. Stephan Braun, Redakteur des Freiburger kathol. Kirchenblattes geschickt und das Uebrige hatte ich durch die „Freie Stimme" selbst gesammelt. Auf meinem Erlaubnißschein stund nicht, ob der Papst mich in der allgemeinen Audienz oder im Vorbeigehen durch die Zimmer oder in Privataudienz zu empfangen die Gnade habe.

Ich studirte eine kurze lateinische Ansprache ein, empfahl mich in St. Peter dem lieben Heiland, der im hl. Sakramente ausgesetzt war, und ging freudigen aber schweren Herzens in die Sutanne, den römischen Mantel und den breiten Hut gehüllt die vielen Treppen des Vatikans hinauf.

Als ich kam, war schon große Gesellschaft da; beim Eingang nahm ein rothbefrackter Diener meinen Zettel in

Sicht und sagte: Avanti Signore, weiter vor, mein Herr. Nachdem ich durch zwei oder drei Zimmer des Corridors gegangen, schaute ich mich einmal etwas näher um und bemerkte, daß in den einzelnen Zimmern immer weniger Leute waren, je näher man dem Ende des Ganges kam, wohin man mich immer weiter vor wies. Im vierten Zimmer etwa gewahrte ich Monsignore Macchi, der mich freundlich empfing und mit einer Schnelligkeit, wie sie uns Süddeutschen wohl schwerlich zu Gebote stünde, italienisch und französisch abwechselnd sich entschuldigte, daß es so lange gegangen, bis es mir möglich geworden, den hl. Vater zu sehen. Mit einer Höflichkeit, wie man sie selten trifft, führte er mich dann in das letzte Zimmer des Ganges, in das Vorzimmer des Papstes und überließ mich dem Herrn van der Branden, Geheimkämmerer des Papstes, dem er mich mit einigen so empfehlenden Worten vorstellte, daß ich ganz roth hätte werden müssen, wenn ich es nicht schon vorher gewesen wäre.

In diesem Vorzimmer waren der Cardinal Lucca, der soeben vom Papste gekommen und mit Monsignore Macchi, der unermüdlich hin und her ging, empfing, verabschiedete, las, schrieb, Auskunft gab, sich kurz unterhielt und entfernte, ein Nobelgardist, der auf und abging und ein Priester aus Paris, der Vorstand einer Congregation; er trug ein großes Kreuz auf der Brust. Herr van der Branden unterhielt sich einige Zeitlang mit uns französisch, sagte uns aber auch nicht, daß der Papst uns in seinem Zimmer empfangen werde.

Es wurden viele Devotionalien in das Zimmer des hl. Vaters getragen, wieder herausgebracht; dann schellte es drinnen mehrere Mal. Ich war nun der sichern Meinung, jetzt komme der Papst heraus, um mit uns im Vorbeigehen zu sprechen. Statt dessen kam der Geheimkämmerer, nannte meinen Namen, nahm mich bei der Hand,

öffnete die Doppelthüre, führte mich, der nicht wußte, wie ihm geschah, hinein; ich stand vor dem hl. Vater Leo XIII., resp. ich fiel auf die Kniee; ich war allein bei ihm auf dem Zimmer in Privataudienz. Das Alles war das Werk eines Augenblickes. Diese Bevorzugung vor allen Andern hatte ich der warmen Empfehlung des hochwürdigsten Bischofs von Basel zu verdanken.

Bevor Monsignore van der Branden sich wieder zurückzog, hatte er meinen Namen genannt, gesagt, daß ich von Monsignore Lachat empfohlen und ein Vertheidiger der katholischen Sache sei. Ich wollte dem hl. Vater den Pantoffel küssen, er reichte mir aber seine Hand und den Ring zum Kusse dar. Die lateinische Rede war mir entfallen — so ergriffen, gerührt, von dem Eindrucke überwältigt, kniete ich vor dem vor mir stehenden vielgeliebten, in der ganzen Welt hochverehrten Vater der Christenheit. Gravis sane defensor, sagte er nun lächelnd, indem er die Hände ausbreitete und mir die Rechte aufs Haupt legte, „in der That ein gewichtiger Vertheidiger"; er drückte seine Freude darüber aus, daß ich trotz der aufreibenden Thätigkeit gesund und frisch aussehe und ermunterte mich so liebevoll und väterlich, die Sache des Glaubens durch Wort und Schrift stets muthvoll zu vertheidigen. Da ich immer noch mich nicht fassen konnte, erkundigte sich Seine Heiligkeit nach dem Bischof Lachat, dem er vom vatikanischen Concil her bekannt und befreundet sei und wie es in der Schweiz gehe. Ich erwiederte, daß ich nicht Priester der Diöcese Basel, dem Bischofe nur bekannt und empfohlen sei durch die Sammlungen für die vertriebenen Schweizergeistlichen des Jura. Der hl. Vater drückte seine Freude über diese Sammlungen aus und wünschte, daß sie in Zukunft nicht mehr nöthig seien. Dann erkundigte er sich nach unserm hochwürdigsten Bischofe, dem er besonders den Segen ertheilte, dessen er in liebevollen Worten gedachte. Ich hatte

immer noch meine weiße Couverte mit dem Peterspfennig in der Hand und fing nun meine lateinische Rede an, indem ich dem hl. Vater die Liebesgabe überreichte. Er dankte mit großer Freundlichkeit und sagte, wie er sich freue, so viele Beweise treuer Anhänglichkeit und opferwilliger Gesinnung gerade von den deutschen Katholiken zu erhalten, die er besonders liebe. Er fragte, wo, wie oft die „Freie Stimme“ herauskomme, wie lange sie existire, wie viele Abnehmer sie habe und ertheilte sodann mit väterlicher Freundlichkeit allen Spendern des Peterspfennigs, den Gründern, Lesern, Mitarbeitern des Blattes, meinem Reisebegleiter und seiner Familie, der Pfarrei Radolfzell, mir selber, allen meinen Verwandten und Freunden den apostolischen Segen. Darauf sagte er, nachdem ich mich bedankt: Esne contentus? Sind Sie nun zufrieden? Ich dankte nochmals mit gerührten Worten und erklärte mich überglücklich, den Stellvertreter Jesu Christi gesehen, mit ihm gesprochen zu haben, von ihm gesegnet worden zu sein. Als ich mit entfernen wollte, fragte der hl. Vater, wann ich abreise und nachdem ich erwiederte, diesen Abend noch, so gab er mir nochmals zum Zeichen seiner väterlichen Gewogenheit und zum Unterpfand des glücklichen Ausgangs meiner großen Reise seinen apostolischen Segen. Freudestrahlend ging ich durch die ziemlich große Reihe der Wartenden, zu denen der hl. Vater herauskam, nachdem er, wie ich erfuhr noch den Pariser Geistlichen in seinem Zimmer empfangen hatte. Könnte man als Priester vergessen, was der hl. Vater jedem Christen ist; die ehrwürdige majestätische Erscheinung Leos XIII. müßte einen gewaltigen Eindruck auf Jeden machen, der ihn sieht in seiner imponirenden Ruhe, in seinem leuchtenden Auge, seinen scharfen und feinen Zügen. Er ist ein Mann, mit seltenen Gaben des Geistes und Herzens von Gott ausgestattet, einer jener leuchtenden Charaktere, welche der Stolz der Menschheit, welche im

Priesterthume die Glorie der Kirche sind. Freund und Feind spenden ihm ein wohlverdientes Lob. Man rühmt an ihm einen untadelhaften Wandel, eine Hochherzigkeit, die der Erfolg nicht übermüthig macht, Trübsal und Widerwärtigkeiten nicht niederbeugen, eine Liebe zu den Seelen, die erfinderisch immer neue Wege zu dem einen höchsten Ziele findet, eine Würde der Erscheinung, die selbst dem Gegner imponirt und ihn mit Scheu und Ehrfurcht erfüllt. In schwierigen Zeiten hat er das Steuerruder des Schifflein Petri ergriffen; möge er des Petrus Jahre sehen!

Ich dankte dem Allerheiligsten für die große Gnade, seinen Stellvertreter gesehen zu haben, machte den Nachmittag noch einige Besuche und Einkäufe und Abends nach 10 Uhr fuhren wir drei, der Schlesier, Streicher und ich mit einem offenbar betrunkenen Droschkenkutscher, der wie toll in den Straßen herumfuhr und einmal eine andre Droschke höchst unsanft randelte zum Bahnhof, um nach Neapel zu kommen. Ade, mein liebes Rom, die Trennung war schwer; aber einmal mußte es sein. Es waren schöne, unvergeßliche Tage, dem lieben Gott sei Dank dafür!

---

23. Dienstag, 25. Februar.

Pompeji und Neapel.

Die Beschreibung Rom's und seiner Sehenswürdigkeiten ist mir unter der Feder größer geworden, als ich dachte; sie ist aber wohl auch für meine Leser das interessanteste. Wir reisen nun schneller, da ohnehin von Radolfzell mir die Nachricht zukam, unser lieber Pfarrherr, der leider jetzt allzufrüh gestorben ist, sei krank, und mein Reisegefährte sich zwar nicht nach den Fleischtöpfen Egyptens, aber nach seinen Kassenbüchern und Ellenwaaren ganz gewaltig sehnte.

Wir fuhren die Nacht hindurch nach Neapel, vorbei an den Albaner- und Volskergebirgen, an den pontinischen Sümpfen, an Velletri mit seinen Rebhügeln und Maulbeerbäumen, vorbei an Anagni, Frosinone, vorbei an Ceprano, vorbei an Monte Casino, das wir gerne besucht hätten, wenn die Witterung und die Zeit nicht dagegen gewesen wären. Die vom hohen Berge herabschauende berühmte Abtei, vom hl. Benedikt 528 gegründet, ist die ehrwürdige Wiege des Benediktinerordens und der Mittelpunkt der ganzen christlichen Bildung des Abendlandes. Gegenwärtig weilen die Beuroner Maler, welche die Konradikapelle in Konstanz restaurirt haben, im dortigen Kloster, um auch da die Kirche zu verschönern mit ihren berühmten Malereien — gewiß eine große Ehre für die deutschen Künstler, wenn sie nach Italien gerufen werden. Bald flogen wir, halb schlafend halb wachend — der Schlesier träumte wohl von ein „paar Zügen" — an Capua vorüber, einer der üppigsten Gegenden, wo das Heer Hannibals entnervt wurde und dann nicht mehr im Stande war, den Siegeszug mit der Wegnahme von Rom zu vollenden. Auch an Caserta fuhren wir vorbei und seinem berühmten königlichen Schloß, seinen Gärten und Kasernen und an den im Frühling und Frühsommer paradisischen Gefilden von Aversa — schon graute der Tag, da war der Vesuv in Sicht, und Neapel, die liebliche Stadt, von der der Dichter singt:

O Napoli, du selige Stadt!
Wie blicken deine Zinnen,
Wie winkst du mit schimmernder Berge Grat
Den wonnig entzückten Sinnen.

Aber Neapel interessirte uns vordersamst noch weniger; wir schauten nach dem Vesuv, der rauchte, über finstere Gedanken brütete und so alle paar Sekunden einen Feuerschein entsendete und das Morgengrauen eigenthümlich er-

leuchtete. Es waren nämlich Erdbeben und Stürme im Anzuge, und das kann der Alte nicht vertragen; da brummt er und wird unwirsch, wie wir später sehen werden. Kaum waren wir in Neapel angekommen, so mußte ich all meine Schnelligkeit und all mein Bissel Italienisch zusammen nehmen, um sofort am andern Ende des Bahnhofs 3 Billete nach Pompeji und zurück (à 3 Francs 5 Cent.) zu kaufen, da der Zug dorthin schon parat stund. Die Eisenbahn Neapel—Pompeji, die älteste Italiens, schon 1839 eröffnet, ist jedenfalls eine der schönsten der Welt mit prächtiger Aussicht auf's Meer, das außerordentlich stürmisch war; wir fuhren an den Stationen Portici (12,000 Einwohner), wo einmal Kaiser Karl V. eine Zeit lang wohnte, wo der Golf von Neapel sich wunderschön präsentirt, wo man an Pinien und Olivenwäldern und an orientalisch beanlagten Häusern sich ergötzt, an Torre del Greco (24,000 Einwohner) mit lebhaftem Korallenhandel, an Torre dell'Annunziata (16,000 Einwohner) mit seinen Maccaronifabriken vorüber und stiegen dann bei der vierten Station in Pompeji aus; es war noch ziemlich früh am Morgen.

Herculanum und Pompeji! hört man oft ungeduldige Leute im Aerger ausrufen; diese beiden Städte gehören zu den berühmtesten der Welt, und man ist eben auch in Rom gewesen und hat den Papst nicht gesehen, wenn man in Italien war und Pompeji nicht besucht hat. Es war im Jahre 79 nach Christus, also gerade 1800 Jahre, als Niemand an etwas Böses dachte, da begann der Vesuv, der von jeher kein gutes Leumundszeugniß besaß und schon oft wegen Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung und revolutionärer Umtriebe in's Geschrei gekommen war, drei Tage und drei Nächte mit solcher Gewalt Feuer zu speien, Steine und Aschenmassen auszuwerfen, daß drei Städte Pompeji, Herculanum und Stabiä förmlich begraben und überschüttet wurden und man keine Spur mehr von

ihnen sehen konnte. Der berühmte Naturforscher Plinius, ein alter Heide, wie die Studenten sagen, war damals Befehlshaber der bei Misenum aufgestellten Flotte; er wollte die Naturerscheinung näher beobachten, eilte nach Stabiä und fand dabei den Tod. Sein Neffe Plinius der Jüngere, der das Sprichwort kannte: „Weit vom Schuß gibt alte Soldaten“ hat sich die Sache etwas mehr in der Entfernung bei Misenum angesehen und das furchtbare Ereigniß der Nachwelt beschrieben.

Bis zum 18. Jahrhundert lagen die drei Städte begraben und man wußte nicht einmal mehr genau die Stelle, wo sie gelegen. Beim Graben eines Brunnens entdeckte man 1709 zuerst Herculanum, 1755 dann Pompeji. Zuerst suchte man Kostbarkeiten und erst 1808 —1815 ließ Murat eine planmäßige Ausgrabung durchführen. Der Staat verwendet jetzt jährlich etwa 50—60,000 Franken darauf, und etwa ein Drittel bis die Hälfte von Pompeji ist ausgegraben. Für Philologen und Alterthumsforscher ist natürlich Pompeji ein berühmter Wallfahrtsort; aber auch andere Menschenkinder interessiren sich darum; denn das Leben der Alten ist hier in seinem alltäglichen Lauf plötzlich überrascht begraben worden und Vieles von dem, was stehen blieb, ist aufs Säuberlichste bis aufs Pflaster hinunter erhalten.

Pompeji mußten wir sehen. Gleich am Bahnhofe konnten wir uns eine kleine Vorstellung von dem Bilde machen, das am 1. November 79 sich hier abspiegelte. Es wurde ganz unheimlich finster, wie vor einem schrecklichen Gewitter im Hochsommer, der Wind, der Sturm, nein der Orkan fegte die Straßen und wirbelte einen Staub auf, daß wir uns schleunigst in den Gasthof Diomedes retteten und der Schlesier unwillig ausrief: „Die Geschichte fängt schön an; ich trau dem alten Jungen, dem Vesuv nur halber.“ „Aber ums Himmels willen, sehen Sie aus,“ rief

Herr Streicher mir zu — und richtig mein Ueberzieher war ganz mit Asche und Staub bedeckt, so daß ich eher einem Aschenhändler, denn einem Kapellano gleich sah. Der Wirth zum Diomedes machte sich den zornigen Vesuv auch zu Nutzen; er nahm uns für unser Frühstück, das in Eiern, Maccaroni, Fleisch, Käse und Wein bestand, 10 Franken ab, und als der Sturm etwas nachgelassen und wir unsere Garderobe, so gut oder schlecht es ging, in leidliche Ordnung gebracht, gingen wir zur Porta della marina, um da die Eintrittsbillete à 2 Franken die Person zu lösen und einen Führer, ohne den man nicht hinein darf, mitzunehmen. Französisch, englisch, italienisch können diese vom Staate angestellten Führer, deutsch natürlich nicht. Wir nahmen also einen italienischen, der uns mit großer Liebenswürdigkeit und Unverdrossenheit Alles erklärte und sich sehr Mühe gab, mich zu verstehen und sich mir verständlich zu machen. Trinkgelder dürfen diese staatlichen Führer weder hier noch in Neapel annehmen, und sie nahmen auch in der That keines an. Der Custode führte uns zuerst in's sog. Museum, wo in drei Zimmern Thüren, Leichen, Amphoren, Töpfe, Tischfüße, Glaswaaren, Altäre, Masken, Früchte, Menschen- und Thierskelette, die man ausgegraben, aufgestellt sind. Das meiste ist übrigens im Nationalmuseum in Neapel. Im zweiten Saal sahen wir 5 Leichen unter Glas mit Gipsabdrücken. Man hat nämlich, wie unser Reisehandbuch uns belehrte und wir bestätigt fanden, die Hohlform, welche in der Aschenmasse sich in der ganzen Rundung der verschütteten Körper bildete, mit Gips ausgegossen und so ein völlig getreues Bild der Unglücklichen erhalten, so daß man an einigen Leichen noch den Todeskampf wahrnehmen kann.

Pompeji selbst macht den Eindruck einer abgebrannten Stadt; nur fehlen alle Spuren des schwärzenden Rauches. Kein Haus ist ganz, nirgends ein Dach, ein Plafond, nir-

gends Thüren, nur Wände. Die Straßen sind sehr schmal, die eingedrückten Wagenspuren auf dem Steinpflaster noch so frisch, als ob erst heute noch die Wagen gefahren wären, und doch sind schon 18 Jahrhunderte keine Räder mehr darüber gegangen. Links und rechts an den Straßen stehen die langen Reihen der Häuser, die sehr einander gleichen. Die Häuser der Privaten haben einen innern Hof, in dessen Mitte ein Badebassin sich befindet. Gewöhnlich ist dieser Hof mit einem Säulengang geziert, dessen Bedeckung durch die Aschenmasse eingedrückt ist. Die Fußböden sind mit Mosaik geziert, die Wände gemalt; die Darstellungen verrathen sehr oft jenes Laster, das unter Christen nicht genannt werden sollte, das man mit Recht das heidnische nennt. — Es gibt übrigens auch schöne Gemälde, die schönsten sind im Museum in Neapel. Auch die Inschriften der Häuser sind interessant; ich habe nur einige notirt, andere entnehme ich Rebbert's Italien pg. 375 und anderen Beschreibungen: Salve — sei gegrüßt, lautet eine; Scheffel hat einen ähnlichen Willkomm am Eingang seiner hiesigen Villa. Have (sei gegrüßt) lautet eine andere; im Kloster in Gurtweil, so lange es bestehen durfte, sagte man auch so statt des sonst üblichen „Herein" oder „Ja." Cave canem hüte dich vor dem Hunde — ruft uns eine andere Inschrift in Mosaik zu. Es muß also auch damals schon böse Hunde gegeben haben, oder wenn da ein Studio gewohnt haben sollte, so muß man auch in Pompeji schon, wenn der Student kein Geld im Beutel hatte, die Philister angepumpt haben. Andere Inschriften beziehen sich auf Anzeigen, wie wir sie jetzt in den Inseraten der Zeitungen lesen z. B. „Des Aedilen Suettius Certus Gladiatorengruppe wird am 31. Mai in Pompeji eine Vorstellung geben. Thierhetze findet statt und das Zeltdach wird ausgespannt sein. Heil allen Gaben des Nero." Auch Anzeigen von miethfreien Wohnungen, stattgehabten Diebstählen, Wah-

len, Geburten 2c. trifft man da. Interessant war uns auch, die Trümmer des Forums, der Basiliken, verschiedener Tempel aller möglicher Götter und Göttinnen zu sehen. Es wäre uns aber der Spaß bald theuer zu stehen kommen. Nachdem der Sturm sich ein wenig gelegt, fing er von Neuem an und brauste gewaltig in dem alten Gemäuer, und in dem Augenblick, wo wir auf die Trümmer eines Tempels zugingen, fielen mit furchtbarem Gekrach mehrere Mauern zusammen und überschütteten uns aufs Neue mit Staub. Wir waren glücklich einer ganz in der Nähe drohenden Lebensgefahr entgangen. Der Führer hatte noch mehr Angst als wir, und wir machten uns in's Freie, wo der Sturm wieder so heftig ging, wie ich noch nie einen erlebt. Wir konnten uns kaum aufrecht halten, so daß ich den Vorschlag machte, uns geradezu auf den Boden zu legen. Im Amphitheater glaubte der Führer, könnten wir etwas Schutz erhalten; dasselbe hat etwa Sitze für 20,000 Zuschauer.

Der Schriftsteller Dio Cassius berichtet, daß die Pompejaner beim Vesuvausbruch gerade im Theater gewesen seien, und man erklärte sich daraus die verhältnißmäßig geringe Zahl der ausgegrabenen Leichen (400—600); da nämlich das Amphitheater bei einem Thore lag, so konnten die Zuschauer leicht in's Freie kommen, und da im Anfang nur Asche fiel und erst später glühende Steine und Feuer, die meisten Pompejaner sich retten.

Müd und matt und ziemlich bestaubt kamen wir zu unserm Diomedes zurück und fuhren Nachmittags nach Neapel; das furchtbar aufgeregte Meer — man hat in ganz Europa den gewaltigen Sturm verspürt — sandte uns seine empörten Wogen fast bis in's Coupe und bot uns sogleich nach der Ankunft in der Stadt ein sehr interessantes Schauspiel. Wir hatten uns kaum im Hotel di globo, das außerordentlich billig, das billigste auf der ganzen Reise war,

zu einem menschenwürdigen Aussehen gebracht, so eilten wir an den Hafen, wo buchstäblich ganz Neapel versammelt war, um das aufgeregte Meer anzustaunen. Du großer Gott, was ist das Treiben in Mailand, Genua oder Rom so klein, gegen dem Treiben der Neapolitaner, die ½ Million zählend auf einem verhältnißmäßig engen Platz in 50,000 Häusern zusammenwohnen. Hunderttausend stunden am Hafen und betrachteten die hochgehenden Wogen, auf denen große und kleine Schiffe wie Nußschaalen tanzten, auf denen Trümmer der gescheiterten Schiffe, Barken, Schifflein schwammen; theils freudig erregt waren die Zuschauer, namentlich die losen Rangen, theils ängstlich und weinend, theils lärmend beschäftiget, theils neugierig schauend und hörend, aber immer in Bewegung, nie ruhig! Welch' ein Treiben, Wogen, Schreien, Lärmen theilweise bei strömendem Regen!

Was ist der einzelne Mensch in diesem Menschenknäuel, und doch hat jeder seine Wünsche, Gefühle, Gedanken, Empfindungen, Hoffnungen und eine unsterbliche, nach Gottes Ebenbild erschaffene, mit dem Blute Christi erlöste Seele, der herum lungernde Lazzaroni mit zerrissenen Kleidern, dem schmutzigen Hute, den schwarzgekräuselten Haaren, dem unheimlichen Blicke wie der feine Neapolitaner mit seinen Villen, Gärten und Creditbriefen. Schon in ruhigen Zeiten ist der Lärm in Neapel betäubend; heute war er geradezu entsetzlich; man konnte nicht genug Acht geben und ausweichen: da rast ein Fuhrwerk daher, dort eilen die schwer bepackten neapolitanischen Esel dahin, da bläst ein Dudelsackpfeifer, dort schreit ein Zeitungen verkaufender Junge; alles Mögliche wird ausgerufen, zu Dutzenden von Theatern, Vorstellungen eingeladen — es war ja Fastnachtdienstag; hier werden Aepfel, Orangen, Brod, Fleisch, alles Eßbare verkauft und ein aufmerksamer Stiefelputzer bietet seine Dienste an — und dazwischen hinein ziehet die

Todtenbruderschaft, diesmal in weißem Habit mit grau=gelbem Hute vorüber, um aus dieser tollen Unruhe heraus einen zur ewigen Ruhe zu tragen. Die Vegetation war noch nicht soweit vorgeschritten, als ich mir dachte; Italien hat einen langen Winter resp. fast beständigen Regen gehabt — doch blühende Blumen und reichliches Grün gab es auch schon im Februar, und mehr als ein Ding mahnte uns, daß wir im schönen Neapel uns befanden, die stechenden Augen, die bunten, wenn auch oft ärmlichen Trachten, die malerischen Gesichter und die lebendige Geberdensprache nicht zu vergessen. Bestohlen wurden wir nicht, obwohl man uns dies vielfach prophezeite, und wir oft mitten im Trubel der Menschen uns bewegten. Am Abend war das Gewühl noch ärger; die Käsperletheater, Bänkelsänger, Taschenspieler, Pudeldressirer, Lohnkutscher, Ausrufer leisteten was zu leisten war, wie die Universitätsprofessoren den Stipendien besitzenden Studenten bezeugen, und auch der Vesuv that seine Schuldigkeit, er leuchtete Nachts von Zeit zu Zeit — aufs Feuerspeien verzichteten wir gerne: wir hatten heute an der Asche schon mehr als genug bekommen.

---

21. Mittwoch, 26. Februar.

Neapel.

Da nach unserm Reiseplan nur zwei Tage für Pompeji und Neapel angesetzt waren, mußten wir auch heute an Aug und Ohr, an Füße und Magen etwas große Anforderungen machen. Es ist heute Aschermittwoch, unser erster Gang geht in die Kirche, in den Dom von Neapel.

In Neapel werden unter den Heiligen außer der Mutter Gottes hauptsächlich die hl. Lucia als die Patronin der Schiffer und Fischer und der hl. Januarius (S. Gennaro) verehrt. Der heiligen Lucia zum Lobe haben die Neapolitaner schon ein ganzes Heer unsterblicher Lieder ge=

dichtet und gesungen, dem hl. Januarius aber zu Ehren haben sie einen prächtigen Dom gebaut. In diesem Dome lasen wir die hl. Messe und ließen uns dann von den Reliquien des großen heiligen Januarius zeigen, was wir sehen durften, nämlich seine kostbare Statue, den einen Finger des Heiligen und seine überaus reiche Kapelle. Der hl. Januarius erlitt im Anfang des 4. Jahrhunderts als Bischof von Benevent in der Verfolgung des Diokletian mit einigen Genossen den Martertod. Seine Enthauptung durch das Schwert fand zu Puteoli nicht weit von Neapel statt. Christen sammelten mittelst Schwämmen sein Blut in gläserne Fläschchen und wußten auch den Leib des Martyrers zu bekommen. Beides ruht nun getrennt im Dome zu Neapel. Am 1. Sonntag im Mai (Uebertragung seiner Reliquien) und am 19. September (Tag des Todes) finden unter einem unermeßlichen Zulauf des Volkes seine Hauptfeste statt. Dabei ereignet sich das bekannte Wunder, daß sein Blut, welches geronnen in einem Glasfläschchen aufbewahrt wird, wenn man es in die Nähe des Hauptes desselben Martyrers stellt, auf eine wunderbare Weise (admirandum in modum, wie das Brevier sagt) flüssig wird und Blasen wirft, als wäre es eben vergossen, wie man dies bis auf den heutigen Tag sieht. Spotten und läugnen hilft da nicht; weder durch das Eine, noch durch das Andere wird das Wunder des hl. Januarius aus der Welt geschafft, über das z. B. der Convertit Hurter als Augenzeuge ausführlich berichtet; die Bollandisten haben mit der größten Gewissenhaftigkett alle Berichte aus den verschiedensten Jahrhunderten gesammelt; es sind schon viele Bücher darüber geschrieben worden, sogar chemische Untersuchungen und Experimente wurden gemacht, um „den Betrug“ zu entlarven. Vergebens! Jedermann kann sich überzeugen, der an einem der genannten Tage anwesend ist. Gsell-Fels, der Verfasser des trefflichen Reisehandbuchs, spricht mit Ach-

tung und Respekt von dem Wunder, dessen Zeuge am 4. Mai 1872 nach dem großen Vesuvausbruch er gewesen. In der unterirdischen Kapelle sahen wir außer dem Finger des Heiligen, dem wir unsere Verehrung bezeugten, die Statue des Cardinals Carafa, die Gebeine des hl. Maximus, einen Dorn von der Krone des Erlösers. Die Kapelle des hl. Januarius, die cappella del tesoro (des Kirchenschatzes) genannt, ist eine Votivkapelle der Stadt Neapel, welcher der Heilige bei Pest, Vesuvausbrüchen und sonstiger öffentlicher Noth schon so oft gnädig gewesen, und kostete 2½ Millionen Franken, die messingene Gitterthür allein 32,000 Dukaten; die Mitra, welche an den großen Festen dem Heiligen aufgesetzt wird, ließ ihm die Gemeinde gleichfalls machen; sie enthält 3328 Diamanten, 198 Smaragde, 168 Rubine und andere kostbare Edelsteine.

Der Bischofsstuhl in der Domkirche ist sehr interessant; aus den Vorbereitungen, die getroffen wurden, schlossen wir, daß der Erzbischof in die Kirche komme, und richtig unsere Ahnung hatte uns nicht getäuscht. In einem großen Zuge wurde der Erzbischof Guilelmo San Felice, der würdige Nachfolger des im Rufe der Heiligkeit verstorbenen Cardinals Sforza abgeholt. Nie habe ich noch eine imposantere Erscheinung gesehen, als dieser verhältnißmäßig noch junge Kirchenfürst ist; eine hohe, stattliche Figur in der Größe des hochseligen Bischofs von Mainz; er trug blos die Sutane mit langer Schleppe; aber feierlicher, gravitätischer kann man nicht in einen Tempel treten und zugleich so freundlich und herablassend. Die Regierung erkannte diesen frühern Ordensmann erst nicht als Erzbischof an; er funktionirte, vom Papste berufen, trotzdem weiter, lebte vom Almosen und hatte einige Zimmer im Priesterseminar zur Wohnung.

Als König Humbert dem Attentate des Passanante in Neapel entging, war der Erzbischof einer der ersten, der

ihm seine Theilnahme ausdrücken ließ — König Humbert legte dann den Streit bei, und die Neapolitaner begrüßten mit Freuden vor dem erzbischöflichen Palais den Erzbischof Wilhelm, der unter dem Thronhimmel segnend an uns vorüber schritt zur Feier des Aschermittwochs. Er nahm Platz auf dem erzbischöflichen Throne, setzte die gelbe Mitra auf, 2 Domherren in weißer Mitra stunden ihm zur Seite, und da empfing er erst die Huldigungen des zahlreichen Klerus. Im Chore im Halbkreise saßen etwa 20—24 Geistliche in blauen Meßgewändern und weißer Mitra, die letzten zwei hatten blaue Pluviale an und waren gleichfalls mit weißer Mitra (Bischofsmütze) geschmückt. Das waren aber offenbar nicht alle Bischöfe, sondern nur Domkapitulare; das ganze Domkapitel in Neapel ist infulirt. Der Gottesdienst begann unter großer Feierlichkeit; wir mußten leider uns entfernen, da die Zeit drängte.

Interessant ist in Neapel, wie fast in allen italienischen Städten der Gottesacker, vielleicht der größte der Welt, terassenförmig gebaut, wunderschön gelegen, im Anblick des Meeres, voll zierlicher Kapellen und sinnreicher Grabmäler, mit Alleen von Cypressen und mit Rabatten duftender Blumen geschmückt. Was soll ich aber erst vom Nationalmuseum sagen, das eines der reichsten der Welt ist? Es enthält die Schätze der Ausgrabungen zu Pompeji und Herculanum, ist für antike Wandmalereien und Bronzen die wichtigste Sammlung auf Erden und hat in Edelsteinen und Kostbarkeiten die herrlichsten Sachen. Es sind so viele Säle, daß man müde wird vom Durchlaufen, vom Anschauen und Studieren will ich gar nicht reden. Der Eintritt kostet nur 1 Lira.

Außer den namentlich für Alterthumsforscher interessanten unzähligen Wandmalereien und Inschriften von Pompeji und Herculanum, den prächtigsten Mosaikarbeiten führe ich nur an: den Farnesischen Stier und den Farne-

sischen Hercules, zwei der berühmtesten Marmorstatuen der alten Welt, so wichtig wie die Laokoonsgruppe, eine zugleich das größte erhaltene Denkmal aus Marmor, die Tausende von Marmorstatuen, darunter 2 hochinteressante Reiterstatuen, Statuen der Götter und Göttinnen, Heroen, Dichter, Kaiser, Künstler, die Mosaik der Alexanderschlacht am Issus; von den Waffensammlungen, Renaissance-Arbeiten, antiken Glassachen, Terrakotten, Bronzen, der Bibliothek nenne ich blos die Namen. Da befindet sich auch eine Sammlung der in Pompeji aufgefundenen Lebensmittel, ein Glasgefäß von Oel, 1800 Jahre alt, anno 1872 ausgegraben, Mehlreste, Gefäße mit Gerste, Feigen, Mandeln, Rosinen, Weinbeeren, Fleischreste, Knöpfe, verkohlte Seide, Leinwand, Geldbörse, Zucker, Faden, Eier, Kuchen, Mandeln, Zwiebeln, Bohnen, &c.

Die Kupferstichsammlung enthält allein 19,328 Stiche in 225 Bänden; die Gemäldesammlung birgt viele Tausende von Bildern aus allen Schulen. Wir schenkten hauptsächlich den Bildern von Correggio, Tizian, Raffael, Domenichino einige Aufmerksamkeit. Die Sammlung der Kameen, (erhaben geschnittene Steine) und der Gemmen (vertiefte Gravirungen) wäre für Freunde dieser Art Mammon und für Damen sicher hochinteressant; die Münzsammlung enthält etwa 40,000 Stück Münzen: griechische, römische, mittelalterliche. Als wir meinten, endlich fertig zu sein, kam die zweite Abtheilung der Gemäldesammlung aus der bolognischen, toskanischen, florentinischen, altneapolitanischen, deutschen, niederländischen, flämischen Schule. Mitten in einem Saale stund, was uns im unermeßlichen Reichthum des hier Gebotenen auffiel, ein großer Nußbaumschrank, eine mittelalterliche Arbeit eines Klosterbruders vom heil. Augustinus. Am untern Theil und an den 36 Säulen, die ihn zieren, ist das Leben des hl. Augustinus skulpirt. Die Engelsköpfchen und sonstige Ornamente sind prachtvoll.

Da könnten Möbelschreiner Vieles und Schönes lernen von diesem finstern Klosterbruder. Die Vasen, Leuchter und Bronzegeräthe sind Legion der Zahl nach — da sollte man nicht Stunden, sondern Monate und Jahre sich aufhalten können. Das Alterthum mit seinen Leistungen auf allen Gebieten der Kunst tritt einem da in seiner Großartigkeit vor die Augen. Aber jetzt genug; wir fuhren vor dem Mittagessen noch auf einige öffentliche Plätze z. B. den Danteplatz, den Corso Vittorio Emmanuele, wo ein schreckliches Gewusel war, vor den königlichen Palast, um dann nach demselben hinaus auf die Höhe zu fahren, um die Schönheit Neapels außerhalb Neapels zu sehen.

Wir stiegen zu drei in eine der leichtfüßigen neapolitanischen Droschken, die aber etwas schmal waren und weil ein Regen niederging, war das Vergnügen schon etwas theuer erkauft, abgesehen davon, daß es für den Nachmittag nur 4 Franken alle drei kostete. Nach Camaldoli konnten wir nicht fahren, da das Wetter zu schlecht war; dem trügerischen Meere wollten wir uns noch weniger anvertrauen, um allenfalls in die blaue Grotte nach Capri zu gelangen, und den Vesuv zu besteigen haben uns alle Herren in Campo Santo abgerathen; es sei eine übermenschliche Anstrengung, theuer und lebensgefährlich. Wir entschlossen uns also auf den benachbarten Hügel zu fahren, an dessen Fuß Neapel sich ausbreitet, nach S. Martino zur wundervollen Karthause, aus der freilich die Karthäuser vertrieben sind — italienische Soldaten fluchen vielleicht auch da, wo fromme Mönche einst gebetet haben. Da ist uns ein Abenteuer begegnet, das unter Umständen schlimm hätte ausfallen können. Als wir die Droschke verließen, stund eine Menge zudringlicher Cicerone da, die uns ihre Dienste aufnöthigten und besonders Einer, der ein Mundstück wie ein Scheermesser hatte, war nicht wegzubringen. Um auf das Castell S. Elmo zu kommen, wo man eine der

schönsten Aussichten der Welt hat, muß man unten im ehemaligen Kloster seinen Namen eintragen und um die Erlaubniß nachsuchen, in Begleitung eines Soldaten die Festung zu besuchen; man könnte ja leicht des Landes Blöße auskundschaften. Ich weiß nicht mehr, habe ich das übersehen oder war mein Italienisch nicht verständlich oder die Soldaten im Bunde mit dem Cicerone, den wir schon mehrmals abgewiesen — kurz die Soldaten ließen uns nicht hinauf, der Cicerone schwätzte in Einem fort hinein: da riß dem Schlesier der Geduldsfaden; mit einer fuchsteufelswilden Miene und einer Stimme, die ich ihm nicht zugetraut, fuhr er auf Deutsch den Cicerone an, daß dieser erst zornentflammt mit den Füßen stampfte und dann einen Hagel von italienischen Schimpfworten über unsere sündhaften Häupter ergoß. Die Situation war angesichts des Vesuvs und des silberglänzenden Meeres — der Regen hatte ganz aufgehört — außerordentlich peinlich. Da schaute Herr Streicher dem diensthuenden Soldaten auf die Achselklappe und notirte sich mit einer gewissen Ostentation die Nummer seines Regimentes in das Notizbuch. Das wirkte; der Soldat, der offenbar meinte, wir würden uns über seine Abweisung beschweren, wurde freundlich; ich riß ein Blättchen Papier aus meinem Notizbuch, schrieb unsere drei Namen darauf und das italienische Ersuchen uns hinaufzulassen, um die Aussicht zu genießen. Der Soldat salutirte, der Cicerone schob brummend ab und eine Begleitung führte uns den steilen Berg hinan.

Das Fort S. Elmo, ein wahres Felsenneſt, hat eine Aussicht, die unbeschreiblich ist. Es ist mir noch nie in meinem Leben die Wahrheit des Kindersprüchleins so klar vor Augen getreten:

O Gott, wie groß, wie gut bist du,
Wie schön ist Deine Welt!...

Hier sieht man die Stadt zu seinen Füßen, das Land umher, den Golf von Neapel und den Vesuv, der noch Schneereste zeigte, links bergige krumme Gestade bis zum Vorgebirg von Sorrento, rechts die vorlaufende Landzunge des Berges Posilippo, hinter ihr die Küste von Bajä und das hohe Vorgebirge Misenum, welches durch einen langen Isthmus mit dem Ufer zusammenhängt. Die Inseln Capri, Ischia, Procida verschönern noch diese Aussicht, deren Größe das Auge fesselt, deren Lieblichkeit es erquickt. Da ist wahrhaft ein Stück Himmel auf die Erde gefallen, da begreift man den Ausruf: Neapel sehen und dann sterben! Wir freuten uns übrigens des Lebens, lachten und scherzten über unser Abenteuer und wandelten lange lange auf dieser schönsten aller Festungen. Die Sünde und ihre Beschwerden abgerechnet, kann's im Paradies nicht schöner gewesen sein. Doch ewig konnten wir auch auf S. Elmo nicht bleiben. Die untergehende Sonne mahnte zur Rückkehr und nachdem wir dem Soldaten gedankt — ein Trinkgeld nahm er durchaus nicht an, was in Italien schon zu den Seltenheiten gehört — ließen wir uns wieder in's Gewühl der Stadt hinunterführen, besorgten einige Einkäufe in sog. Lawa und Korallen, schlenderten auf dem Markte und am Hafen, bis uns zuletzt der Lärm doch etwas zu bunt wurde. Auch unserm Hotelier, der sehr zu empfehlen ist, waren wir noch einige Rücksicht schuldig, und Abends um 9 Uhr saßen wir wieder auf der Eisenbahn, um nach Rom zurückzufahren. Neapel steht bei uns im besten Angedenken.

---

25. Donnerstag, 27. Februar.

Assissi.

Das war eine schreckliche Nacht im Eisenbahnwagen von Abends 9 bis Morgens gegen 7 Uhr. Ich hatte mein

Reiseplaid in Rom liegen gelassen und fror die ganze Nacht, während die Andern wenigstens theilweise schliefen. Zudem sitzt man auf diesen Eisenbahnen sehr unbequem; kurz ich konnte fast den Morgen nicht erwarten. Eilends fuhren wir vom Bahnhof nach Campo Santo, wo der Schlesier erst „einige Züge" that, um sich von den Strapazen zu erholen, und ich durch Cafe nero mich wieder etwas erwärmte. Wir nahmen unsere 7 Sachen zusammen, sagten all den Lieben und St. Peter das letzte Lebewohl, und Streicher und ich fuhren um 9 Uhr unter einem ganz ausgiebigen Hagelwetter — auf dem nahen Berg lag frischgefallener Schnee — an den Bahnhof zurück. Der Schlesier, der über Civitavecchia, Pisa nach Florenz fuhr, versprach, uns dort wieder zu treffen und blieb noch bis gegen Abend in Rom. Er und Streicher hätten auf Aschermittwoch zum Papst kommen können, wenn sie dagewesen wären. Sie mußten sich nun mit der öffentlichen großen Audienz benügen.

Das Wetter war fortdauernd trüb und regnerisch, unlustig und winterlich. Der Anblick von Monte rotondo, wo 1867 Garibaldi die päpstlichen Truppen überfiel, konnte mich nicht freudiger stimmen. Der Soracte, den schon Horaz und Virgil oder wie die Philologen jetzt schreiben, Vergil besungen, streckte sein schwer mit Schnee bedecktes Haupt einsam und melancholisch in die Lande. Von da wird die Landschaft lieblich und reizend; Narni (10,000 Einwohner) eine der alten Hauptstädte Umbriens schaut düster und kriegerisch vom steilen Felsen auf die schöne Gegend nieder. Auch Terni (15,000 Einwohner) liegt reizend; die Lieblichkeit der Landschaft erstreckt sich selbst auf die Sprache und wundervoll hängen die Städte und Städtchen an den Felsen. Der Wasserfall von Terni, von der Eisenbahn 1½ Stunden entfernt, soll einer der schönsten in Europa sein. Der Wasserfall vom Himmel her, den

uns der Jupiter Pluvius sendete, war schon minder schön. Von Terni gehts zum Monte Somma; grandiose Felspartieen, burgartige Dörfer in der Höhe, schöne Eichwälder und Nadelhölzer beleben diese herrliche, reizende Gegend. Da muß es wundervolle Spaziergänge geben.

In Spoleto (21,000 Einwohner) auf einer malerischen Höhe, einer ächt italienischen Stadt, gedachte ich der Päpste Leo's XII., der hier geboren wurde und Pius IX., welcher am 21. Mai 1827 zum Erzbischof von Spoleto ernannt wurde und bis zum Schlusse des Jahres 1832 den Hirtenstab dort führte.

Nach Trevi zieht die Bahn durch das Thal des Clitumnus, wo noch heute die allbekannten, weißen breitgehörnten Rinder, die schon Virgil besungen, in größerer Zahl getroffen werden. Der Schnee lag auf den hübschen Gebirgen ziemlich weit hinunter. Foligno, ein Eisenbahnknotenpunkt, wo's nach Ancona und Loretto geht, ist eine reiche, industrielle Stadt mit 22,000 Einwohnern, hat ein ganz modernes Aussehen, obschon es schon zur Römerzeit ein Municipium war. Es liegt in schöner, fruchtbarer Ebene am Topino in den gepriesenen Auen des Clitumnus. Berühmt ist der Name Foligno geworden durch ein Bild Raffaels „die Madonna von Foligno", die wir im Vatikan in Rom getroffen. Wunderschön liegt das Städtchen Spello, thurmreich an den Berg hin gelagert — endlich hieß es Assissi, wir waren am Ziel unserer heutigen Reise. Die Stadt Assissi ist in mehr als einer Beziehung äußerst interessant. Die Lage der Stadt, die trotz ihrer 16,000 Einwohnern mir sehr todt vorkam, ist prachtvoll; ungemein malerisch liegt es da mit seiner rauchgrauen Häusermasse am fruchtbaren Abhang des kahlen Subasio-Gebirgsstockes mit prächtiger Aussicht auf das umbrische Thal und nach dem auf hohem Hügelsporn liegenden Perugia hinüber, wo Leo XIII. Erzbischof war. Der Regen hatte

etwas nachgelassen, dagegen kamen wir beim Austritt aus dem Bahnhof in ein förmliches Hagelwetter italienischer Zudringlichkeit und Bettelei. Es stunden etwa 10 halberwachsene Schlingel da, die uns förmlich das Gepäck aus den Händen rissen, schrieen, lärmten, brummten, surrten, hin und her rannten, schwirrten, als ob wir von einem ganzen Schwarm Wespen überfallen worden wären. Selbst in Italien kam mir das so ungewöhnlich vor, daß mir anfangs der Verstand still stund, und um schließlich aus den Händen dieser wüthenden Kerls zu kommen, von denen ein Drittel „den Löwen," ein anderes den „Subasio" und der Rest ein unverständliches Wirthshaus empfahl, rissen wir ihnen das Gepäck, das sie zum Theil schon in die schmutzigen Omnibus geworfen, wieder aus den Händen und übergaben es dem Stationsvorsteher.

Dann besuchten wir die ganz in der Nähe des Bahnhofs, der unten im Thal liegt, befindliche großartige, weithin sichtbare Portiuncula-Kirche. Es gibt oft Leute, welche die Portiuncula für eine Heilige halten, im besten Falle aber nicht wissen was sie ist. Denen will ich nur kurz bemerken, daß der hl. Ordensstifter Franziskus von Assissi 1182 daselbst geboren, der kindlichste Verehrer des göttlichen Jesuskindes, der Erfinder der Weihnachtskrippen, der Träger der Wundmale Christi, der große Zeitgenosse des hl. Dominicus, der Liebhaber der hl. Armuth, der seraphische Heilige, ein kleines Kirchlein in der Ebene von Assissi von den Benediktinern erhielt und dasselbe mit inniger Zärtlichkeit seine Portiuncula d. h. seinen kleinen Antheil, Erbtheil nannte. In diesem Kirchlein legte er den Grund zu seinem dreifachen Orden; hier betete er oft Tag und Nacht, hier gab er der hl. Clara das Ordenskleid, hier nahm er Schüler auf; hier wurde der Portiuncula-Ablaß von Christus bewilligt, den der Papst bestätigte und hier am 1. August 1223 durch sieben Bischöfe fei-

erlich verkünden ließ. (Siehe Rebbert pg. 113). Bei dieser Gelegenheit weihten auch die sieben Bischöfe das Kirchlein. Von da an strömten alljährlich und auch heute noch am 1. und 2. August Tausende von frommen Pilgern nach Portiuncula, um den vollkommnen Ablaß zu gewinnen, der auch den armen Seelen zugewendet werden kann. Da das Kirchlein, in dem wir auch beteten, gar klein ist, wurde eine große herrliche Kirche zur hl. Maria von den Engeln darüber gebaut. Ueber dem Eingang des Kirchleins steht: „Hæc est porta vitæ æternæ“ (das ist die Thüre zum ewigen Leben). Hier starb auch der hl. Franziskus am 4. Oktober 1226, indem er den 141. Psalm Davids sang. Kaum waren wir aus der Kirche, so standen die Wegelagerer schon wieder da und schrieen „Löwe“, „Subasio“; die Geschäfte müssen schlecht gehen in Assissi, daß man die Fremden so maltraitirt. Es begann abermals zu regnen und wir fuhren den Berg hinan in die Kirche des hl. Franziskus, von deren Umgebung die Aussicht außerordentlich schön ist. In der Kirche trafen wir einen Franziskanerbruder, der uns erst vor das Grab des hl. Franziskus führte, wo wir unser Gebet verrichteten und uns dann die großartige Kirche zeigte, welche eigentlich aus drei übereinander gebauten Kirchen besteht, der Krypta mit dem Grab des Heiligen, der mittlern und der obern Kirche. Der Eindruck ist ein sehr ernster und düsterer, wozu allerdings der Abend und die regnerische Witterung beigetragen haben mag. Berühmt sind die Malereien der Kirche, in der die ganze toskanische Malerschule zum Schmuck der Wände thätig war. Die zwei berühmten Maler Cimabue und Giotto schufen die Hauptbilder. Die Kirche ist im italienisch-gothischen Stil aufgeführt und eine der merkwürdigsten, die es gibt. An der Kirche liegt der Sacro convento, das Kloster, zur Zeit von 20 Franziskanerpriestern und fünf Brüdern bewohnt. Der Klosterbruder, den ich

fragte, ob im Löwen oder im Subasio die Geistlichen einkehren, bot uns eine Herberge im Kloster an, die ich angenommen hätte, wenn ich allein gewesen wäre und nicht um Mitternacht mit dem Zug weiter hätte reisen wollen; er meinte, es sei nicht gut für das Kloster, wenn er ein Wirthshaus vor dem andern empfehlen würde; wir sollten unser Glück selber probiren.

Der Mann hatte eigentlich recht; nach Wirthshausbequemlichkeiten sollte man im Kloster nicht fragen. Der Klosterbruder drückte seine Freude aus, daß sein Orden im Kloster bleiben dürfe; wenn man ihnen auch die Güter nehme oder stutze, so viel sie brauchen, hätten die Franziskaner immer, und Gott und gute Leute sterben nicht aus, setzte er scherzend bei. Er wollte das kleine Trinkgeld nicht annehmen, das wir ihm gaben, bis ich ihm sagte, wir gehörten auch zu den guten Leuten, die ihm das Almosen herzlich gönnen.

Als wir vor die Kirche kamen, stund der Cicerone schon wieder da — und empfahl den Löwen. O wenn wir Menschen auch so ausdauernd um die überirdischen Güter wären! Doch weder der Löwe, noch ein anderes wildes Thier sollte uns vorerst in seine Klauen bekommen — die Sonne zeigte sich plötzlich aus den Wolken und ein reizendes Stück Umbriens lag im Abendsonnenschein vor uns. Hier hat der hl. Franziskus gelebt, auf diesen grünen Hügeln hat er sich getummelt als die Blume der Jugend, froh und lebenslustig, von hier hat er auch einstens wonnetrunken in das blühende Tiberthal hinab geschaut, bis ihm eines Tages plötzlich die vorige Schönheit von der Gegend gewichen schien und die vorigen Gefährten als Thoren vorkamen. Jetzt wurde er der povĕro di Dio, wie ihn Dante nennt, der Arme Gottes, theils als Narr verlacht, theils als Heiliger verehrt, jedenfalls einer der wunderbarsten Männer, die je gelebt haben. In der Kirche und im Klo-

ster St. Damian lebten die hl. Clara und ihre fromme Schwester Agnes; beide empfingen vom hl. Franziskus das hl. Kleid und die hl. Clara war die Oberin des 2. Ordens vom hl. Franziskus, der Klarissinnen. Der englische Convertit und frühere Freimaurer Lord Ripon hat das Kloster der italienischen Regierung abgekauft, um darin ein Waisenhaus zu errichten. In der Kirche S. Chiara sahen wir den Leib der hl. Ordensstifterin und bekamen ein Andenken mit; auch das Haupt der hl. Agnes ist dort zu sehen.

Ueber dem Haus, wo der hl. Franziskus wohnte, ist die chiesa nuova gebaut. Etwas aber haben wir in der Eile ganz vergessen, nämlich die deutschen armen Kapuzinerinnen von Assissi zu besuchen, welchen die Regierung auch ihr Klösterlein wegnahm und die nun ganz arm leben. Die meisten dieser armen Nonnen sind aus Baiern. Nachts sahen wir uns ernstlich nach einem Wirthshaus um — da war der „Löwe" schon wieder da, und wir folgten endlich seinem Rufe. Der Gasthof ist sehr empfehlenswerth; nur war die Frau Wirthin mit Photographien, Bildern, Medaillen etwas zudringlich, der Cicerone bettelte etwas für sich — und als wir um Mitternacht uns wecken ließen, bettelte der Kellner noch ein Trinkgeld und am Bahnhof der Omnibusführer noch einmal eins. Bettelt denn hier Alles? Nur der Bürgermeister nicht, sagt ein bonmot von einem deutschen Orte — und der hat keine Schuh, sonst ginge er auch betteln. Der Kellner und der Omnibusführer fingen schon bei Zeiten an — Nachts um die zwölfte Stunde! Doch Assissi ist uns trotzdem im besten Andenken: in religiöser und landschaftlicher Beziehung überragt es Hunderte von Städten. Addio! Da möchte ich einmal im Frühjahr oder Spätsommer einige Wochen bleiben können!

26. Freitag, den 28. Februar.

Florenz.

45 Minuten nach Mitternacht stiegen wir in Assissi ein, 45 Minuten nach 6 Uhr Morgens waren wir in Florenz, unterwegs mußten wir in einen andern Zug einsteigen — aber nie kam ein Schaffner oder sonst ein „Personal" uns zu Gesicht; kein Mensch fragte nach Billet, kein Mensch hieß uns aussteigen, absolut gar Niemand kümmerte sich um uns. So geht es auf diesen Nachtzügen der Linie Assissi—Florenz.

In Perugia, wo einst Leo XIII. so lange Erzbischof war, der Hauptstadt Umbriens mit 50,000 Einwohnern, einer bedeutenden Stadt, die besonders im Mittelalter eine Rolle spielte, hat sich in neuester Zeit der Gemeinderath berühmt gemacht, indem er mit Gewalt aus allen Kirchen der Stadt alle religiösen Gemälde und Reliquien, denen man einen künstlerischen Werth beilegte, wegnehmen und in's Museum bringen ließ. Im Ganzen hat man 67 Gemälde gestohlen. Der Papst wird sehr erbaut darüber sein. An dieser Station stieg in unser Coupé eine ganze Karawane von Manns- und Weibsbildern, Knaben und Mädchen mit Sack und Pack ein. Ja was diese Koffer, Schachteln, Kisten, Körbe, Pakete und dgl. hatten! Bei uns wären sie bei den Schaffnern schön angekommen! Wir saßen eingepfercht wie die Schafe zwischen Reisesäcken, Schachteln und Kisten. Das genirte aber die Peruginer nicht. Sie zündeten ein Licht an und fingen an zu singen und zu jauchzen, wie bei uns die Rekruten, nur natürlich nicht so schön, und die jungen und alten Damen sangen am wackersten mit. Da nichts ewig dauert auf Erden, verließ uns auch diese Gesellschaft wieder, und der weltbekannte Trasimener See zeigte sich trotz der Nacht unseren Blicken. Der Trasimener See ist der größte See Italiens in prächtiger Gegend und in der Geschichte berühmt, weil hier der kar-

thagische Feldherr Hannibal, vielleicht der größte aller Feldherren, 217 v. Chr. im zweiten punischen Krieg die Römer durch eine verstellte Flucht in den Hinterhalt lockte und elend schlug. 15,000 Römer wurden erschlagen, 6000 gefangen. Flaminius hieß der Anführer der Römer; er stürzte sich in sein eigenes Schwert, konnte also weder seinen Feind noch sich bezwingen, und die Ebene heißt heute noch das Blutfeld.

Auch Arezzo, eine hübsche Stadt von 40,000 Einwohnern auf der Route nach Florenz ist berühmt durch ihre Lage, ihren trefflichen Wein und ihr köstliches Obst; berühmt durch Mäcenas, der Schutzherr des Dichters Horaz, Petrarca und Guido, welcher die Noten zum Singen erfunden, stammen daher.

Der Morgen brachte uns einen überraschenden Anblick in's wundervolle Chiana-Thal und zu den Gestaden des lieblichen Arno — wir näherten uns Florenz, wohl der schönsten Stadt des schönen Landes Italia. Der Regen hatte aufgehört, wir waren wie neu geboren; mein Reisebegleiter jubelte laut auf, als er das Coupé verließ; er behauptete nämlich immer, wir seien in einem Stalle gefahren — so schlecht war dieser Wagen II. Klasse, der die Ehre gehabt hatte, uns zu beherbergen. Florenz (eigentlich die „blühende") am hier 130 Fuß breiten Arno gelegen mit etwa 170,000 Einwohnern, umgeben von anmuthigen Hügeln und mit Villen besäeten Bergen ist unter den Städten, die ich gesehen, offenbar die eleganteste, schönste, lieblichste. Sie hat die schönsten Gebäude, die prächtigsten Paläste und eine Umgebung, wundervoll und entzückend. Man rühmt an den Toskanern überhaupt die schöne Sprache, den feinen Anstand, die sittliche Haltung; in Florenz soll man auf den Straßen nie einen Betrunkenen sehen, und nie kleine Buben sich herumbalgen. Florenz ist die Heimath schöner Bauten und eleganter Erzarbeiten. Ein französi-

scher Marquis v. Beauffort ruft im Anblicke von Florenz aus: „O Florenz, wie bist du so schön durch deine Paläste, schön durch die Meisterwerke, deren Museum du bist! Hier reden die Steine, Michel Angelo (der Baumeister der Peterskuppel, der lange in Florenz wirkte) macht den Marmor denken, Donatello und Ghiberti (Künstler aus dem 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts) machen das Erz athmen. Ich wiederhole es: Florenz ist ein Museum, die Steine reden, das Erz athmet, die Leinwand lebt. Es gibt hier ein ganzes Statuenvolk, ebenso lebendig und aufgeweckt, als das Volk in den Städten und dazu noch viel schöner." Es ist wahrlich Schade für diese elegante Stadt, daß sie sich in solche Riesenschulden gestürzt hat, weil sie eine Zeitlang das Vergnügen genoß, Hauptstadt Italiens zu sein. Sie soll jetzt 49 Millionen Staatsunterstützung erhalten. Wir logirten im Hotel Roma auf einem öffentlichen Platze schief hinüber von der Kirche S. Maria Novella. Der Besitzer ist ein Württemberger, ein Kellner mit blonden Haaren deßgleichen — es schwäbelte also stark. Der Gasthof ist gut, aber theuer; überhaupt haben wir gefunden, daß die deutschen Wirthe sehr einnehmend gegen ihre Landsleute sind und man in der Regel etwas theurer gehalten wird, als bei Italienern und Franzosen. Merkwürdig ist, daß dort in Florenz der Kellner keine Steuern bezahlt, was bei uns zu Lande „es nicht gibt," wie der Münchner sagt. Wir frugen zuerst nach dem Schlesier — er war noch nicht da.

Dann besuchten wir sogleich den Dom, ein herrliches Bauwerk von außen, der aber im Innern weit hinter dem Pisaner zurücksteht; er ist zu dunkel; am hellen Tag sieht man wenig oder nichts darin. Aber imposanter kann kaum eine Kirche sein, als der Florenzer Dom. 1298 wurde der Bau von dem Baumeister Arnolfo di Lapo, der von deutscher Herkunft war, begonnen, 1434 vollendet und von

Papst Eugen IV. eingeweiht. Die Kirche ist wie der Glockenthurm von außen mit weißem und schwarzem Marmor bekleidet, was sich prächtig macht. Die Kuppel, das Werk von Brunnelesco, ist imposant, majestätisch und voll stolzer Würde. Michel Angelo sagte, schöner als die Kuppel von Florenz könne und wolle er die Peterskuppel nicht machen.

Der Glockenthurm, das Meisterwerk von Giotto, reiht sich würdig dem Dome an; als man dem Künstler die Arbeit übertrug, hieß es: „Die florentinische Republik, selbst die erhabensten Vorbilder überbietend, will ein Gebäude errichtet sehen, so gewaltig an Höhe und Beschaffenheit, daß es Alles übertrifft, was jemals solcher Art in den Zeiten höchster Macht von Griechen und Römern geschaffen worden.“ Wahrhaft ein stolzes Wort! Ob es nicht in Erfüllung gegangen? Die Höhe des Thurms beträgt 84 M., der Umfang 58, es führen 414 Stufen zur Plattform. die Taufkapelle ist besonders durch ihre Erzthüren berühmt; man kann in diesem Genre kaum etwas Vollendeteres sehen und lernt das Mittelalter schätzen und lieben! Im Dom zu Florenz wurde 1439 das allgemeine Concil gehalten, wo es sich um die Wiedervereinigung der griechischen Kirche mit der römischen handelte. Die Hauptunterschiede zwischen beiden sind die Lehre vom Ausgang des hl. Geistes und vom Primat des Papstes. Das Concil brachte eine Einigung zu Stande, die aber leider von kurzer Dauer war.

In der Kirche Orsanmichele sahen wir die vollendetsten Marmorskulpturen, die es geben kann und erinnerten uns auf dem Hauptplatz der Stadt, der piazza della Signoria, dem Forum der Republik, der alten Florentiner Herrlichkeit, von der noch der Neptunsbrunnen, die Reiterstatue Cosimo's I., die Loggia dei Lanzi und der palazzo vecchio Zeugniß geben.

Aber was soll ich erst von den Florentiner Gallerien sagen? Der Palazzo Pitti — so genannt von seinem ersten Besitzer — ist ein Gebäude von über 100 Schritt Fronten-

länge und zählt 900 Zimmer, Säle und Räume, ganz angefüllt mit Kunstwerken aller Art. In 5 großen und viel kleinen Sälen ist die von den Mediceern angelegte Gemäldesammlung, eine der schönsten der Welt. Damit verbunden ist die Galleria degli Uffici, eine Gemälde- und Statuengallerie. Da sieht man Meisterwerke von Fiesole, Andrea del Sarto, Raffael, Tizian, Correggio, Albrecht Dürer, Filippo Lippi, aus allen Schulen! Von den berühmtesten Skulpturen befinden sich hier die mediceische Venus, die Statuen der Niobegruppe, der Kopf des sterbenden Alexander. Mehrere Säle sind mit lauter Künstlerbildern angefüllt; in einem Saale sahen wir 4 schöne Tische in alter florentinischer Mosaikarbeit; der schönste in der Mitte, ein Prachtwerk wurde im Anfang des 17. Jahrhunderts vollendet und zwar in 25 Jahren von 22 Arbeitern; er kostete 40,000 Zechinen. Der Reichthum dieser Sammlungen ist unermeßlich; von der Großartigkeit kann man sich keinen Begriff machen, wenn man sie nicht gesehen hat. Aus der Galleria Pitti führe ich nur an: die Kreuzabnahme, ein Bild von Perugino, Raffael Madonna del Baldacchino, Raffael die Vision des Propheten Ezechiel, die Madonna della Seggiola, Madonna del Granduca und mehrere Bilder von Tizian.

Als wir am Nachmittag nach Hause kamen, war der Schlesier richtig eingetroffen und dann gings per Wagen nach S. Miniato, einen der schönsten Aussichtspunkte in Florenz. Auch die Florentiner Wagen sind elegant und bequem. Der „Deutsche Hausschatz" hat im 10. Heft dieses Jahres ein Bild und eine Beschreibung von Florenz von S. Miniato ausgegeben. Ja es ist ein unvergeßlicher Anblick über das thurmreiche Florenz und die breite mit Villen besäete Thalebene und die kolossale Domkuppel, über das herrliche Florenz im Kranze seiner Gärten, im Schmucke seiner Zinnen. Ja man vergißt es ganz, daß man in

S. Miniato auf dem Gottesacker steht, auf dem Felde der Todten, wo sie so sanft ruhen, alle die Seligen! So ein italienischer Gottesacker mit den prächtigen Marmorgrabmälern und deren herzigen Inschriften hat was merkwürdig Ergreifendes an sich; wie lautet so schön der oft wiederkehrende Spruch: Pregate pace a questa anima, es klingt so schön, erbittet den Frieden dieser Seele! Der Sturm vom Dienstag hatte auf diesem hochgelegenen Gottesacker arg gehaust; manche Cypressen lagen gebrochen und manches Kreuz war zertrümmert; ja die Elemente hassen das Gebild aus Menschenhand. Der Tod stürzt die Menschen und der Sturm die Grabmäler derselben! O schönes Florenz und Gottesacker St. Miniato mit der Grabkirche daselbst, ihr werdet uns unvergeßlich sein! Der Schlesier war ganz weg — er dankte in den begeistertsten Worten, daß wir ihn hierhergeführt und ihm diesen Genuß verschafft haben. Gegen Abend fuhren wir in die Stadt zurück und besuchten noch den alten Markt, nicht weit vom Domplatz. Was da ein Leben herrscht; da wird nur auch Alles verkauft in den offenen Buden auf freier Straße; die Metzger Bäcker, Wildprethändler, Garköche, Wirthe, Krempler, Kaufleute, Fischhändler — Alles bunt durch einander, aber reinlich und hübsch. Da werden die Hühner und Hähne, für welche die Italiener eine eigene Vorliebe haben, getödtet, gerupft, geputzt, gewaschen, gekocht, verkauft, gegessen — in kurzer Zeit ist alles vorüber. Wie glücklich wäre manche deutsche Hausfrau, so was nur einmal sehen zu können! Und was für schöne Läden in Goldarbeiten, Perlen, Brillanten, Korallen, nachgeahmten Diamanten hat Florenz! Auch die Alabasterwaaren sind berühmt, Schirme, Hüte und Schuhartikel und viel billiger und eleganter als bei uns. Man möchte gerne kaufen, aber wer schleppt Einem all den Kram mit nach Hause? Das Leben einer großen Stadt muß man Nachts sehen. Wir profitirten das gut, und

kehrten erst spät in unser Hotel zurück, wo meine Reisegefährten für sündhaft theures Geld ein Wiener Bier sich bestellten, das erst nicht gut war, während ich am Toskaner Chianti meine Lebensgeister erfrischte. Wir plauderten noch lange nnd auch der blondgelockte Kellner aus Schwäbisch-Hall erzählte seine Leiden und Freuden vom Gestade des gleichfalls gelblichen Arno!

27. Samstag, 1. März.

Florenz.

Zwei Wochen sollte man in Florenz bleiben können, uns waren nur zwei Tage beschieden! Ich mußte darum schon in aller Früh den Reiseplan machen, während die Kollegen noch den Schlaf des Gerechten schliefen. Man sollte nicht meinen, was Einem im schönen Florenz Alles erschrecken kann! Es träumte mir, ich sei bei Professor Stolz im Pastoralexamen durchgefallen und war ordentlich froh, nicht an der wasserarmen Dreisam, sondern am wasserreichen Arno erwacht zu sein und das Pastoralexamen seit 15 Jahren hinter mir zu haben. Der Schlesier und ich celebrirten im Dome, wo wir viele Priester, aber wenig Laien fanden; die Bettler frequentiren auch hier die Kirchen sehr.

St. Croce, die Kirche zum hl. Kreuz war ursprünglich Franziskanerkirche, im germanisch-toskanischen Baustil aufgeführt, ist eine der herrlichsten Baudenkmale, die es gibt. Maler und Künstler haben sich vereinigt, um da ein wahres Kunstmuseum zu errichten, und die Florentiner haben ihre großen Männer da begraben. St. Croce ist das berühmte Pantheon ausgezeichneter Florentiner und die Grabmäler derselben vollendete Kunstwerke. Der Marmor ist da wahrlich nicht gespart und schon die äußere Marmorfaçade imponirt gewaltig; die Fresken im Innern zählen

zu den berühmtesten. Da liegt u. a. Michelangelo begraben, vielleicht der größte Baumeister, der je gelebt († 14. Februar 1564 in Rom). Nicht weit davon hat ein Denkmal der Dichter Dante, der 1265 hier geboren wurde und 1321 als Verbannter in Ravenna starb. Seine Vaterstadt war gegen ihn hart im Leben, im Tod hat sie ihm ein Denkmal gesetzt und im Mai 1865 seinen 600jährigen Geburtstag großartig gefeiert. Den Dichter Dante, der sich durch seine „göttliche Komödie" einen unsterblichen Namen gemacht, beschlich in der Verbannung oft ein unsägliches Heimweh nach seiner irdischen Heimath Florenz und nach des Himmels schönerer Heimathstätte. Florenz sah er nicht wieder (wegen politischer Kämpfe 1302 verbannt), die Ruhe des Himmels hat er wohl sicher gefunden. Einst stand er im Kreuzgang des Franziskanerklosters zu Corvo, gepeinigt von den Stürmen der Welt und des Gemüthes. Der Mönch, der ihn fragte, was er suche, bekam zur Antwort: den Frieden. Er fand ihn bei den Franziskanern, in deren Ordenskleid er begraben sein wollte. Die Florentiner wollten seinen Leichnam, der Papst Leo X. verweigerte ihn, und so ruht der große Dichter in Ravenna.

So klein war seiner Mutter Lieb,
Daß nur ein fremdes Grab ihm blieb.

Dante war ein politischer Gegner einiger Päpste, aber ein katholischer Dichter aus seines Herzens Grunde. Auch der Dichter Alfieri († 1803) hat ein Grabmal von Canova in St. Croce. Nicht weit davon liegt der Florentiner Niccolo Macchiavelli, geb. 1469, der ein Politiker gewesen und durch sein Buch „il principe" (der Fürst) berühmt oder berüchtigt geworden. Dieser Staatsmann, der übrigens auch des „Schicksals Tücke" auf Erden erfahren, ist der Begründer jener Politik, welche Alles erlaubt hält, was Vortheil bringt. Der Vortheil ist ihm der Gott der Politik, berech-

nende Klugheit ihr oberster Rathgeber, und ohne Rücksicht auf die Forderungen der Ehre und Sittlichkeit jedes Mittel anwendbar, sobald es zum Zwecke führe. Es hat Männer gegeben, welche behaupteten, Macchiavelli sei es mit dieser Theorie nicht ernst gewesen, er hat aber viele Politiker gefunden, die ihn praktisch nachgeahmt und die Welt in unsägliche Kriege gestürzt haben. Friedrich II. von Preußen schrieb den „Antimacchiavelli" gegen ihn, befolgte jedoch seine Grundsätze vielfach selbst. Macchiavelli soll als Ungläubiger und Spötter unter Gotteslästerungen gestorben sein; auf seinem Grabdenkmal, das dann allerdings nicht sehr gut in eine Kirche paßt, steht geschrieben: Tanto nomini nullum par elogium d. h. einem solchen Namen kommt keine Grabschrift gleich. Die Marmorkanzel und ein Tabernakel in St. Croce sind wundervoll; die Sakristei enthält viele Kunstwerke. Die schönsten Fresken, die Giotto (1276—1337) je malte sind in dieser Kirche. Doch wir haben noch eines Mannes zu gedenken, der auch hier begraben liegt, des Galileo Galilei; ihn benützen die Kirchenfeinde bekanntlich gerne, um gegen die Kirche zu lügen und zu verläumden. Galileo Galilei aus adeligem Geschlechte, 1564 geboren, zeichnete sich schon in frühster Jugend durch seine großen Anlagen für Mathematik und Naturwissenschaft aus, erfand im 19. Lebensjahre bereits das Gesetz über die Pendelschwingungen und wurde Professor der Mathematik zu Pisa, Padua und Florenz; er entdeckte die Gesetze des Falles und des Wurfes, konstruirte 1609 das nach ihm benannte Fernrohr und machte wichtige Entdeckungen über einige Planeten und die Mondflecken. Mit besonderem Eifer vertheidigte er das System des Copernicus, daß sich die Erde um die Sonne bewege, während man bis dahin das Gegentheil annahm. Die hl. Schrift, die vom Auf- und Untergang der Sonne redet, schien der Ansicht Galilei's zu widersprechen, wenn der Ausdruck wörtlich genommen wird. Jeder-

mann weiß jetzt, daß hier eben das Wort Gottes sich der Redeweise des gewöhnlichen Lebens, der Sprache der Anschauung sich bedient, wie ja auch jetzt noch alle Welt sagt und schreibt: Die Sonne geht auf und unter. Die Lehre Galilei's schien auch nach dem damaligen Standpunkt der Physik nicht haltbar, und seine Gegner verklagten ihn in Rom. In Rom wurde er freundlich aufgenommen, Papst Paul V. bezeugte ihm persönlich seine Werthschätzung, die Sachverständigen aber verwarfen seine Ansicht als zuwider der Physik und dem Schriftwort. Diese Entscheidung war aber wie Vosen in seiner Frankfurter Broschüre nachweist, nur ein Gutachten, kein Endurtheil der Kirche, die sich überhaupt nie darüber amtlich ausgesprochen hat. Wenn in kirchenfeindlichen Zeitschriften von Gewaltmaßregeln berichtet wird, die man gegen Galilei getroffen, so ist das eben einfach eine der vielen Geschichtslügen. Alle mögliche Milde und Rücksicht ließ man dem berühmten Manne angedeihen, und wurde von ihm weiter nichts verlangt, als daß er nicht mehr von jener Uebereinstimmung zwischen der hl. Schrift und dem neuen Systeme spreche. Galilei schwieg von 1616—1632. Dann trat er in einer neuen Schrift für Copernicus auf und ward abermals nach Rom geladen; er wohnte im Palaste des toskanischen Gesandten, Papst Urban VIII. bewies ihm viel Wohlwollen, und Galilei selbst schrieb 1633, daß er vom Papst als ein „seiner Achtung würdiger Mann“ behandelt worden sei. Im Gespräche mit dem Gesandten äußerte sich der Papst, Galilei habe unklug gehandelt, daß er seine Meinung, die eben damals doch noch nicht wissenschaftlich genug begründet war und die z. B. der sog. Reformator Luther, der ja auch damals lebte, als eine Narrheit bezeichnete, mit einer solchen Bestimmtheit ausgesprochen und mit solcher Heftigkeit vertheidigt habe; hiemit habe er den Befehl übertreten, den er 1616 vom Cardinal Bellarmin bekommen. Von

Ketzerei oder Glaubensabfall sprach der Papst nie, betrachtete überhaupt den Fall nur als ein Vergehen gegen die Kirchendisciplin. Die Inquisition verurtheilte ihn zur Abschwörung seiner Lehre — und das that er am 23. Juni 1633. Daß er gleich ausgerufen: E pur si muove (und sie bewegt sich doch, die Erde nämlich) ist eine Tendenzlüge, das hätte der Charakter Galilei nicht erlaubt — er unterwarf sich.

Das Wort „e pur si muove und sie bewegt sich doch" gilt vielmehr von der altkatholischen Bewegung, die bewegt sich — aber fragt mich nur nicht wie, sagt der Dichter Heine. Das Urtheil über Galilei, zu dem man Kerker und Folter gelogen, um die Sache pikant zu machen, hat mit der Kirche nichts zu schaffen. Kein Papst hat das Urtheil bestätigt, vielmehr ist es später zurückgenommen worden. Florenz hat noch viele andere berühmte Männer — aber jetzt habe ich genug, sagte der Schlesier, der diesen Mittag noch über Pisa, Genua, Turin, Mailand abreisen wollte. Wir richteten seinen und unsern Reiseplan so, daß wir in Verona wieder uns treffen wollten. Leider war es ihm dadurch nicht vergönnt, mit uns vielleicht das Schönste in Florenz, nämlich S. Marco und die Fresken Fiesole's zu sehen. Florenz ist reich an schönen Plätzen; einer der schönsten ist die piazza dell' Annunziata (Platz der Verkündigung), auf dem ein großes Findelhaus, eine schöne Reiterstatue und die überaus reiche Kirche Maria Verkündigung stehen, mit den berühmten Fresken des Andrea del Sarto und einem Gnadenbild des Erlösers. Auf dem Markusplatz besuchten wir S. Marco, die Kirche des unter den Mediceern hochberühmten Dominikanerklosters, gleichfalls reich an allerlei Kunstschätzen. Doch viel berühmter ist das 1869 leider aufgehobene Dominikanerkloster, das die Regierung annexirte und die Mönche einfach vertrieb. Sein Hauptwerth liegt in den herrlichen religiösen Fresken des

Dominikaners Fra Giovanni Angelico da Fiesole, dessen Grabmal wir in Rom getroffen haben. Gänge und Zellen, Speise- und Kapitelssaal hat er ausgemalt mit Bildern, die zu den größen Kunstwerken aller Länder, Völker und Zeiten gehören. Ueber der Thüre des großen Refektoriums ist Christus mit den Wundmalen dargestellt, im Kapitelsaal die Kreuzigung Christi zwischen den zwei Schächern, rechts die hl. Dominicus, Hieronymus, Zenobius, Augustinus, Franziscus, Benedikt, Bernhard, Romuald, Thomas v. Aquin, Petrus (lauter Ordensstifter), links die drei Marien, Marcus, Johannes, Laurentius, Cosmas und Damian, ein wundervolles Bild, vor dem man staunend stehen bleibt! Wahrlich, man meint Fiesole sei erst im Himmel gewesen und habe die Heiligen in ihrer Verklärung geschaut, bevor er seinen Pinsel gleichsam in's Sonnenlicht getaucht und das zarte Kolorit über die Figuren gegossen! Alles ist von ergreifender Schönheit, reich an Individualität der Geberden und an Grazie in Gestalt und Gesichtern. Ich konnte mich fast nicht trennen von diesen himmlischen Gestalten.

Die 42 einfachen Klosterzellen, die nun leer sind, haben als kostbare Zierde 52 Fresken, wovon 22 von Fiesole herrühren. Meist trifft man das Bild des Gekreuzigten mit St. Dominicus; einmal knieet er zu den Füßen des Kreuzes mit blutig gegeißeltem Rücken; in einer andern Zelle ist die Krönung Mariens, unten lauter Dominikanerheilige. Bei unserm Rundgange kamen wir auch in die Zelle des Savonaróla, den die Feinde der Kirche noch mehr malträtirt haben, als seine politischen Gegner. In der Zelle sahen wir ein Bild des berühmten Mönches mit seinem geistreichen excentrischen Blicke und ascetischem Gesichte, einen Theil seiner geschriebenen Predigten, einen Rosenkranz und ein Stück von seinem Feuerpfuhl. Hieronymus Savonarola wurde 1452 zu Ferrara

geboren und trat in Bologna in's Dominikanerkloster; außerdem war er in Brescia und von 1489 in S. Marco zu Florenz. Durch sein streng-religiöses Leben, noch mehr aber durch seine gewaltigen Predigten erregte er ein ganz ungeheures Aufsehen und ward erst Prior und dann durch Papst Alexander VI. 1493 zum Generalvikar der toscanischen Dominikaner-Congregationen ernannt. In ganz Italien hatte damals Niemand größeres Ansehen, als der strenge Sittenprediger Savonarola, dessen Leben mit seinen Predigten harmonirte. In seinen Predigten trat er übrigens auch als Gegner der Mediceer auf, die in Florenz herrschten; sie zu stürzen und eine Art religiöser Republik in Florenz zu gründen war sein Bestreben. Als 1494 die Mediceer aus der Stadt fliehen mußten, wurde der Dominikanermönch Savonarola Gesetzgeber und Herrscher in Florenz. Ein Rath von Tausend wurde eingesetzt, Christus zum König von Florenz erklärt, die Liebe zum Nächsten als Rechtsprinzip, Gebet als Regentenweisheit proklamirt; mönchische Sittengesetze waren Savonarola's Programm. Viva Christo, viva Firenze — es lebe Christus, es lebe Florenz war von nun an der begeisterte Volksruf. Drei Jahre lang leitete der Mönch den Staat; es war eine für die die Geschichte der Stadt merkwürdige Zeit. Eine solche Begeisterung, Aufopferung und Liebe herrschte, daß selbst Todfeinde sich umarmten, unrechtmäßiges Gut massenweis zurückerstattet wurde. Feste und Spiele stellte man ein, selbst die Wettrennen am Johannistage; es herrschten die strengsten Sitten, Mädchen heiratheten und blieben Jungfrauen, Andere gingen in's Kloster, die Frauen legten die anstößigen Trachten ab, die Jugend besuchte kompagnienweise die Kirchen, die Florentiner sangen die geistlichen Lieder Savonarola's in den Straßen, reiche Jünglinge traten in den Dominikanerorden ein. Der berühmte Maler Fra Bartolomeo warf seine nackten Figuren in's Feuer,

Hunderte empfingen täglich die hl. Kommunion, über der Domkanzel stand: Jesus Christus, König von Florenz.

Der Papst Alexander VI. berief Savonarola nach Rom; er ging nicht — und das war ein Fehler von ihm, wenn er auch in sittlicher Beziehung hoch über Alexander VI. stund, der einen seiner hohen Stellung sehr unwürdigen Lebenswandel führte und einer der wenigen Päpste ist, die durch ihr Leben ihre Würde befleckten. Allerdings sind seine Fehler und Sünden arg übertrieben, und ihm Vieles angedichtet worden, was nicht wahr ist. Aber schon das erwiesene Wahre ist arg genug, um auf ewig den Fluch auf das Andenken Alexanders VI. zu werfen. Trotzdem war er Papst, und Savonarola hätte ihm folgen sollen. Als er das nicht that, entzog ihm der Papst die Erlaubniß zum Predigen. Savonarola folgte abermals nicht, griff vielmehr in seinen Predigten den unwürdigen Lebenswandel des Papstes an. Der Papst exkommunizirte den Mönch, und von da ging es abwärts mit ihm; auch er erfuhr, was ein unzuverlässiges Ding die Volksgunst sei. Pest und Hungersnoth verheerten die Stadt, seine Gegner wurden immer zahlreicher, bei den Neuwahlen der Volksvertretung bekamen sie die Mehrheit; bei einem Volksaufstand wurde S. Marco gestürmt und Savonarola gefangen, als Volksaufwiegler und Volksverführer mit zwei andern Dominikanern zum Tode verurtheilt, an Christi Himmelfahrt 1498 gehängt, dann die Leiche verbrennt und die Asche in den Arno gestreut. Sic transit gloria mundi, das ist das Ende der Weltherrlichkeit!

Doch wir sind noch nicht am Ende. Savonarola hörte sein Urtheil gelassen an, er bereute seine Verirrungen und bereitete sich wie ein Heiliger auf den Tod vor. Mit einer glühenden Andacht empfing er das hl. Altarssakrament und auf dem Gange zum Richtplatz den Segen und die Verzeihung des Papstes.

Diesen Savonarola haben die Geschichtsfälscher zu einem Vorläufer Luthers gemacht, und sein Bild ist neben Ulrich v. Hutten, der an der Lustseuche starb, und neben Philipp von Hessen, der zu gleicher Zeit zwei Weiber hatte, auf dem Lutherdenkmal in Worms im Habit der Dominikaner. Schon aus Obigem erhellt, daß Savonarola am allerwenigsten zum Lutherdenkmal gehört. Es beobachtete Niemand strenger die Ordensgelübde als Savonarola; Freund und Feind bestätigten dies und Benedikt XIV. zählt ihn den größten Männern bei. Das Fasten hielt er streng, die Jungfräulichkeit war eine leuchtende Tugend, im Beichthören war er unermüdlich und im Glauben intakt. Allerdings hat er Alexander VI. nicht gefolgt — aber grundsätzlich läugnete er nie den Primat und das Ansehen des Papstes, und den Ungehorsam bereute und widerrief er. Die Anklage der Ketzerei, mehrmals gegen Savonarola erhoben, endete damit, daß unter Paul IV. nach Untersuchung seiner Werke nur einige Predigten wegen allzugroßer Strenge getadelt wurden. Savonarola lebte und starb als Ordensmann. „O hl. Gewand", rief er aus, als er auf Befehl seiner Obern vor dem Hingang zum Tode das Habit ablegte, „o hl. Gewand, das ich unbefleckt bewahrte, bis zu dieser Stunde, lebe wohl!" Gehört dieser Dominikanermönch zum Wormser Lutherdenkmal? Sicher nicht!

Die Klosterbibliothek in S. Marco ist an alten Meß- und Chorbüchern voll köstlicher Miniaturen sehr reich. Doch nun Ade du liebes S. Marco! möchtest du bald wieder Dominikaner beherbergen!

Wir bewunderten noch einige der schönsten Paläste in Florenz z. B. den Palazzo Riccardi, die ehemalige Wohnnung der Mediceer und ihre Grabmäler bei S. Lorenzo, deren Hauptwerth in der kostbaren Marmorbekleidung besteht und die capella dei principi, die Kapelle der Großherzoge von Toscana, dann die große Markthalle, eine Art

Glaspalast und besuchten nochmals den Markt. Mein Reisebegleiter ging dann nach Hause, ich sah mir aber, obwohl auch bis zur Erschöpfung müde, S. Maria Novella, die sehr interessante ehemalige Dominikanerkirche an, welche 1420 Martin V. einweihte, das reinste und zierlichste Werk der sog. toscanischen Gothik. Sie ist an Fresken gleichfalls reich z. B. das jüngste Gericht, das Paradies von Orcagna und enthält die berühmte Madonna des Cimabue um 1270 gemalt. Das angebaute Kloster hat einen prächtigen Kreuzgang; in der cappella degli Spagnuoli, dem ehemaligen Kapitelssaal, sind bedeutende Fresken aus dem 14. Jahrhundert; da ist unter Anderm der hl. Dominicus als Triumphator der Kirche dargestellt, indem er die Domini-canes (d. h. zweideutig die Hunde des Herrn) als weiße und schwarze Hunde auf die feindlichen Wölfe treibt, um ihnen die entrissenen Schafe wieder abzujagen. Ich betete dann in der Kirche mein Brevier, mit dem ich noch im Rückstande war — und Abends 8 Uhr fuhren wir über die Apenninen beim Mondschein oft durch lange und mächtige Tunnels und eine hübsche Gegend; von Pracchia, dem höchsten Punkt der Bahnlinie bis Bologna überschreitet die Bahn 19 Mal den Reno und durchsetzt 23 Tunnels, welche zusammen eine Länge von 7916 Meter haben.

Voll der besten Eindrücke von Florenz und von der Fahrt kamen wir gegen 1 Uhr Morgens im großen Gasthof Brun, einem der eleganteſten Hotels der Welt in der Stadt Bologna an.

---

28. Sonntag, 2. März.

Bologna.

Bologna ist eine sehr große, prächtig gelegene Stadt mit etwa 116,000 Einwohnern, berühmt durch seine Wohlhabenheit (wenigstens früher, daher ihr Beiname la grassa

die fette und durch seine ausgezeichnete Universität (daher la dotta, die gelehrte). Im Mittelalter hatte Bologna 12,000 Studenten und war eine Autorität in Rechtsfragen. Bologna hat 120 Kirchen und macht durch seine alten und weiten Bogengänge einen orginellen, von andern neuern Städten sehr verschiedenen Eindruck. Ich habe in ganz Italien keine kräftigern, schönern Männer gesehen, als in Bologna und nirgends mehr Männer in der Kirche, als im Dome St. Petronio, wo die schöne Praxis herrscht, daß von 6—12 Uhr fortdauernd hl. Messen gelesen werden, aber jeweils eine, jedes Mal an einem andern Altar. Die Kirche entleerte sich alle halbe Stunde und war nach kurzer Zeit wieder angefüllt. Nachher besichtigten wir die außerordentlich belebte und sehr reinliche Stadt, besuchten den großen Viktor-Emmanuelsplatz, der ganz von mittelalterlichen Gebäuden umgeben und sehr malerisch ist. Reiches Leben herrschte da, und trotz der Fastenzeit Lärm, Musik, Vorstellungen und anderer Unfug; auch Käsperletheater und Masken fehlten nicht.

Im Dome St. Peter war wie in St. Petronio um die Kanzel ein großes Zelt gezogen, eine Vorbereitung zu den beginnenden Fastenpredigten. Für Prediger und Zuhörer ist das in diesen großen Kirchen sicher bequem, aber schön sieht es nicht aus. Bologna hat zwei schiefe Thürme, nach den Baumeistern (oder Erbauern?) Asinelli und Garisendi genannt, von verschiedener Größe. Sie neigen sich bedenklich gegen einander wie zwei Chinesen. Göthe meint darüber: „Jeder wollte auch mit einem Thurme prangen, und als zuletzt die geraden Thürme gar zu alltäglich wurden, so baute man einen schiefen. Auch haben Architekt und Besitzer ihren Zweck erreicht; man sieht an den vielen geraden, schlanken Thürmen hin und sucht den krummen.“ Ganz nahe dabei ist die Mercanzia, das Handelshaus, ein Prachtbau in völlig ausgebildetem gothischen Stil des 14.

Jahrhunderts, unten mit der Loggia für die Handelsbörse. Interessant ist die gleichfalls nahe Kirche S. Stefano eigentlich sieben Kirchen, die erste vom Gekreuzigten, über acht Stufen hinab, die zweite S. Sepolcro (das hl. Grab) aus dem 10. Jahrhundert mit den Reliquien des hl. Petronius, die dritte von dem hl. Petrus und Paulus mit einem Krucifix, an dem geschrieben steht: „Angeheftet am Holz leide ich für dich; Simone (von Bologna) hat dies Werk gemacht, gedenke, daß du Staub bist und zum Staub zurückkehrst, thue Buße und du wirst in Ewigkeit leben.“ Die vierte Kirche heißt: Vorhof des Pilatus, die fünfte unter der ersten die Confessione mit den Gebeinen der hl. Martyrer Vitalis und Agricola, die sechste Santuario della consolazione (Heiligthum des Trostes) mit einem Madonnabild von Galasso und alten Malereien, die siebente ist der hl. Dreieinigkeit gewidmet. Der Kreuzgang aus dem 12. Jahrhundert ist sehr schön.

Unter andern Kirchen ist noch sehr interessant S. Domenico mit den kostbaren Reliquien des hl. Ordensstifters Dominicus und St. Giacomo mit vielen Altären, einem schönen Muttergottesaltarbild von Francesco Francia und einer Vermählung der hl. Katharina von Francucci. Die Bildergallerie, zu der uns ein äußerst freundlicher Herr den Weg zeigte und ganze Straßen weit mitging, ist nicht so reich wie in Rom, Neapel und Florenz, enthält aber nebst manchen neuen Bildern, welche mehr materialistischen Grundsätzen huldigen, manche schöne alte Werke berühmter Künstler z. B. die hl. Cäcilia von Raffael, Perugino Madonna in gloria, Guido Reni „der Gekreuzigte“, Reni „Simson“ u. a. mehr! Auch auf der Universität Bologna sind wir gewesen, haben aber weder die Rechte dort studirt, noch wie man aus Unrecht Recht macht — wir haben uns die Sache nur mal angesehen.

Beim Mittagessen zählte ich dem Reisekollegen die

Bologneser Berühmtheiten auf, z. B. eine eigene Race Hunde, die Bologneser genannt, dann die berühmte Bologneser Mortadella (eine Wurst), die Bologneser Ballspiele und die Bologneser Blitzkuchen. Das rührte ihn alles nicht; da zählte ich die berühmten Männer auf: Ajus Rusticellus, Freund Cicero's, Redner und Rechtsgelehrter wohnte 50 v. Chr. schon hier. Auch Gratian lebte hier und vollendete im 12. Jahrhundert die nach ihm benannte Sammlung kirchenrechtlicher Dekrete, mit denen angehende Theologen und Juristen sich plagen, hie und da es aber auch bleiben lassen.

Aus Bologna war der große Papst Benedict XIV., der Maler Guido Reni liegt da begraben; der Cardinal Mezzofanti † 1849, das Sprachenwunder ist ein Bologneser, Aloisio Galvani geb. 1737 gleichfalls. Er steht in der ersten Reihe der Naturforscher durch seine 1790 gemachte Entdeckung des nach ihm benannten Galvanismus, auf die er zuerst durch Beobachtung geleitet wurde, daß frisch präparirte Froschschenkel, die er mittelst kleiner kupferner Hacken an einem eisernen Geländer aufhing, lebhafte Zuckungen machten. Aus Bologna ist auch der aus dem Judenthum zum Christenthum bekehrte Mortara, dessen Taufe in der kirchenfeindlichen Welt so vielen unnützen Staub aufgeworfen hat.

Bologna hat endlich einen sehr blühenden katholischen Jünglingsverein, überhaupt viel katholisches Leben. Präsident dieses Jünglingsvereins ist der berühmte Dr. Acquaderni. Ein solcher Verein ist in Bologna nöthig, da die Stadt politisch sehr aufgeregt ist und einen allzeit skandalbereiten Pöbel hat, dessen souveräne Launen die Katholiken schon vielmal empfinden mußten. Unsere katholischen Vereine in Süddeutschland wollen, namentlich in den kleineren Städten und Städtchen nicht mehr gedeihen (die liberalen gemeinnützigen übrigens auch nicht); es hängt fast Alles

an den Geistlichen und diese lassen's dann vielfach auch hängen. Zu Bologna saß auch Enzio 22 Jahre gefangen, der natürliche Sohn des deutschen Kaisers Friedrich II., des Hohenstaufen, dem Namen nach Statthalter von Italien; er ließ bekanntlich 1241 die nach Rom zum Conzil reisenden Bischöfe auf Befehl des Vaters ergreifen, in den Kerker werfen und zum Theil tödten. Bei Fossalta wurde er selbst von den Bolognesen gefangen und trotz aller Anerbietungen des tiefbetrübten Vaters bis zum Tode als Gefangener gehalten (bis 15. März 1572); er überlebte den Untergang der Hohenstaufen. Wir wollen keine Vergleichungen anstellen, sondern die Zeit benützen, auf den Bologneser Gottesacker zu fahren, welcher der interessanteste in Italien ist.

Draußen vor dem Thore, wo einst ein Karthäuser Kloster war, ist seit 1797 der vielleicht schönste Gottesacker der Welt, der Campo Santo della Certosa (der Gottesacker der Karthause) in Bologna. Der große Klosterhof, der ursprünglich zum Gottesacker bestimmt war, mußte schon vielmal erweitert werden — denn es sollen, wie der Führer mir sagte, 320,000 Bologneser Menschenkinder hier bereits begraben sein. Der größte Theil des Gottesackers ist mit herrlichen Säulenhallen aus Marmor überbaut. „Unter diesen Säulenhallen (siehe Rebbert pg. 41) reiht sich nun gleichsam endlos Grab an Grab, das eine noch schöner mit Marmor bedeckt als das andere. Auf den Gräbern erheben sich Denkmäler, Statuen, Büsten aus feinstem Marmor, zum großen Theil vollendete Meisterwerke . . . Besonders kunstvoll erschien uns die Statue einer am Grabe knieenden Mutter, deren tieftrauernde Züge man durch einen Schleier wahrnahm, und dieser naturgetreue Schleier und das durch ihn wahrnehmbare trauererfüllte Antlitz war aus Einem Stück Marmor gemeißelt! Kurz ein Kunstwerk überbietet das andere an Pracht." Gerade das ist's aber auch, was

an einem Gottesacker nicht recht angebracht ist; es liegt etwas darin, was dem Christenthum nicht ganz entspricht, der Eitelkeit der Ueberlebenden schmeichelt und die Armen kränkt. Die Armen nämlich werden in Bologna „besonders" begraben, weil sie die Obigem entsprechenden Kosten nicht aufbringen. Unsere Zeit bringt zu sehr auf's Aeußere; wenn recht viel, namentlich vornehme Leute mit der Leiche gehen, ob sie schwätzen, lachen oder was sonst Alles treiben (nur nicht beten) dann war's eine schöne Leiche, und wenn dann noch ein Grabstein vielleicht ohne christliches Zeichen das Werk vollendet, dann hat die arme Seele Ruhe? Keinen Stein wollen die Seelen im Fegfeuer, sondern Blut, das Blut des Erlösers im hl. Opfer der Messe. Die Garibaldianer, welche bei Mentana fielen, bekommen hier auch ein Monument, an dessen Stelle aber einstweilen erst das Gypsmodell da steht.

In einer Rotunde sind die Brustbilder berühmter Bolognesen angebracht z. B. Rossini, Galvani, Mezzofanti u.a. Ein Familiengrab für 4 Personen kostet 100 Fr.

Vom Gottesacker fuhren wir hinauf nach St. Michele in Bosco, einer Kirche und einem schönen freien Platz auf aussichtsreicher Höhe; früher war auf diesem prachtvollen Punkte, wo man wie etwa vom Schloßberg in Freiburg die ganze Stadt übersieht, ein Kloster, jetzt ein königliches Lustschloß. Wir ließen das Schloß Schloß sein und schauten beim prächtigsten Frühlingswetter die schöne Stadt und ihre Umgebung an mit ihren vielen Thürmen, Kuppeln und Kirchen; ich zählte etwa 50 himmelanstrebende Gebäude, die über die übrigen hervorragten. Aber die Zeit drängt; wir wollten noch die hl. C a t h a r i n a von Bologna besuchen. Das deutsche Volksblatt hatte mich auf dieselbe aufmerksam gemacht; es heißt dort so schön in Nr. 14 vom 18. Jänner d. J. (also kurz *vor* meiner Abreise zu meiner Kenntniß gekommen):

„Mitten im unruhigen Bologna aber ist ein gar stiller Ort, das Kloster der Clarissinnen. Und hier wartet auf dich eine ganz eigenthümliche Scene. In einer Zelle des Klosters sitzt auf einem Stuhl unbeweglich eine todte Klosterfrau, eine todte! Sie sitzt schon seit 400 Jahren da. Kein Märchen, wie bei Barbarossa im Kyffhäuser, sondern Wahrheit. Im 15. Jahrhundert starb diese Nonne, es ist die hl. Katharina von Bologna, und ihr Leichnam ist nicht verwest und nicht begraben, sondern befindet sich wie gesagt, in einem zur Kapelle hergerichteten Raum, aufrecht dasitzend. Es läßt sich nicht wegstreiten, sie sitzt nun einmal da, man kann sie sehen, man kann sich davon überzeugen. Als Pius IX. einmal hier war, sagte er: magnum miraculum, ein großes Wunder."

Ein Wunder allerdings, aber eine Thatsache, sie sitzt da: auf dem Haupte trägt sie eine Krone, in der rechten Hand ein Crucifix, in der linken Hand, die auf dem Knie ruht, ein von ihr selbst geschriebenes Buch. Gesicht, Hände, Füße sind sichtbar. Die Haut blieb 70 Jahre nach dem Tode weiß, ist jetzt geschwärzt, der Mund ausgenommen. Die Priester küssen ihre Hände, die Laien die Füße der Heiligen. Der Anblick macht einen ganz unvergeßlichen Eindruck. Man bewahrt in der Zelle, wo sich ihr Leichnam befindet, mehrere Gegenstände auf, die ihr zu Lebzeiten gedient haben, so auch ein Saiteninstrument, auf dem sie einstens ihre Weisen zum Lob Gottes ertönen ließ. Ihre eigene Seele war eine reingestimmte Lyra, auf welcher der göttliche Geist seine wunderbaren Melodien spielte. Ueber ihrer armen Zelle strahlte immerdar jene ewige Sonne, die keinen Aufgang und Niedergang kennt, und machte die Blumen der Liebe, der Selbstverleugnung und Abtödtung sprießen. Diese Nonne wußte doch, warum sie lebte, und genoß glückliche Tage genug in ihrer Verborgenheit, während einer der Fürsten der modernen Bildung, Alexander von Hum-

boldt, ausruft: „Das ganze Leben des Menschen ist der größte Unsinn. Wüßten wir nur wenigstens, wozu wir in der Welt sind. Das größte Glück ist das, als Flachkopf geboren zu sein.“ Wer von beiden hat Recht? In dem Heiligthum der hl. Katharina beten stets zwei Nonnen aus dem strengen Clarissenorden, die sich jedoch stets zurückziehen, wenn Besuche kommen. Das ist allerdings ein Gebetsort. Diese Figur, so unbeweglich inmitten einer lautlosen Stille thronend, über welche die ruhige Majestät des Todes ausgebreitet ist, während doch die Verwesung von ihr ferne bleibt, diese wunderbare Figur webt geheimnißvolle Fäden um das Herz, sie facht die Seele zur Andacht an, wie Windeshauch das glimmende Feuer und führt sie über den Horizont des sichtbaren Lebens weit hinaus. Wie nahe doch die Gegensätze in diesem Leben bei einander wohnen! Welcher Unterschied zwischen dieser Heimstätte des Friedens und der ruhelosen Straße draußen, zwischen diesen weltabgeschiedenen Klosterfrauen und der revolutionären Volksmasse auf den Gassen der Stadt. Vielleicht fühlt man es nirgends mehr, als hier, was für ein Unterschied ist zwischen den Menschen, welche die Garibaldihymne und denen, welche das Salve Regina singen.

Am Sonntag, darauf wurde das Patrozinium der Heiligen gefeiert; sie starb am 9. März 1463 und wurde von Clemens XI. heilig gesprochen. Spott und Läugnen helfen auch da nicht über das Wunder hinaus. Es kann's ja Jedermann sehen, und mutatis mutandis möchte man da sagen:

Konstanz liegt am Bodensee,
Wer's nicht glaubt, soll selbst hingeh'.

Als Andenken nahm ich mir ein Büchlein „Souvenir de Bologne, notice sur sainte Catherine de Vigri“ mit, eine kurze Lebensbeschreibung. In unserer Begleitung war ein Priester, ein lahmer Mann und eine Frauensperson. Wir

fuhren zum Gasthof zurück, bezahlten unsere etwas theure Rechnung, hatten aber im elegantesten Hotel von ganz Italien gewohnt und fuhren diesen Abend von 5 bis nach 11 Uhr nach Venedig. Schon in Bologna sahen wir, trotzdem der Kalender ersten Fastensonntag zeigte, einige Wagen mit Masken, bei der Station Corticella aber einen förmlichen Maskenzug, wie ich noch keinen größeren gesehen. Da ich dem Grundsatz huldige: „Alles zu seiner Zeit" war ich über die Maskerade nicht sonderlich erbaut, die aber noch da und dort stattfand, weil das schlechte Wetter am Dienstag die Züge gestört habe. An Ausreden ist man ja nie verlegen.

Die Gegend ist auch hier sehr schön; der Reno ist durch seine Fluß- und Kanalbauten bekannt. Der Po scheidet die Romagna (früher päpstliches Gebiet) von Venetien; in Rovigo ist schon wieder eine größere Gemäldegallerie. Vor der Stadt fährt man über die Etsch und dann gehts in die paduanische Ebene nach Padua über die Brenta nach Dolo, Marano und Mestre, einem lebhaften Flecken von 10,000 Einwohnern mit schönen Häusern und Villen. Hier wartete der Zug sehr lang auf den von Triest, und endlich fuhren wir spät in der Nacht vorbei am Fort Malghera, „dem Schlüssel zum adriatischen Meer" über das Wunderwerk der 3600 Meter langen Lagunenbrücke hinein nach Venedig. Zur Herstellung der Brücke wurde für den Pfeilerbau die obere Schichte von thonigem Schlamm abgehoben und in den Sandgrund 80,000 Lärchenstämme eingerannt, auf die man Rostwerke von Eichenholz legte, von denen die Quaderpfeiler aufsteigen. Eine Zollrevision, vor der man uns unnöthige Sorgen gemacht, fand nicht statt — auf einer Gondel fuhren wir durch verschiedene Kanäle beim Mondschein in's Hotel Italie — und schliefen in der einst so mächtigen Inselstadt mit 130,000 Einwohnern ganz vortrefflich.

29. Montag, 3. März.

Venedig.

Venedig ist eine ganz eigenthümliche Stadt, sie hat, wie Alban Stolz in seiner Weise sagt, so viel Phantastisches und melancholische Schönheit, daß sie auch die graueste Prosastimmung überwältigt. Wenn es wahr ist, daß die Reisestimmung auch vom Wetter abhängt, so hatten wir es gut getroffen. Ein schöner Tag ging über die vielen Häuser (28,000), Schornsteine, Kanäle und Gondeln von Venedig auf; Wagen trifft man da keine. Wie man in andern Städten durch die Straßen fährt, so rudert man auf den weltbekannten Gondeln durch Kanäle (157 im Ganzen). Die große Hauptwasserstraße, 3470 Meter lang, ist der canale grande. 390 Brücken gehen über das Wasser; man zählt außerdem 2094 enge Sträßchen, in denen selbst Einheimische sich nicht immer zurechtfinden. Venedig hat 137 größere und 159 kleinere Plätze, von denen der Markusplatz der bedeutendste und größte ist; derselbe ist 553 Fuß lang und über 200 Fuß breit, mit weißem Marmor gepflastert. Es gibt in Italien keinen Platz, der so von Prachtbauten eingerahmt ist wie St. Markus in Venedig, im Süden die alten Prokurazien und der Uhrthurm, im Norden der Markusthurm, im Osten die Markuskirche, daneben der Dogenpalast und gegenüber der prachtvolle Renaissancebau der ehemaligen Bibliothek. Nachts herrscht da ein reges, buntes Leben; die Beleuchtung hat was Blendendes und Berückendes — wie ein Zauber einer schönen Traumwelt.

Doch erst wollen wir in die Markuskirche, in das eigentliche Nationalheiligthum der Venetianer, die 828 gebaut zu werden begann, als die Reliquien des hl. Markus aus Alexandria nach Venedig kamen. Die Kirche wurde 1071 vollendet. Bevor wir an das Portal der Kirche

kamen, hatten uns mindestens schon 10 Cicerone ihre Dienste angeboten, einer war mir bis zur Sakristei gefolgt und hätte mir ministrirt oder gar diakonirt, wenn ich's verlangt resp. ihn nicht zurückgewiesen hätte. Zudringlich sind diese venetianischen Fremdenführer, wie lästige Fliegen; hat man Einen mit Güte fortgebracht, so stehen drei andere da. man wies mir den Sakramentsaltar zum Celebriren an; beim Gang zum Altar hat man sich sehr in Acht zu nehmen, da der Fußboden (Mosaik) sehr glatt und uneben ist und es Einem sehr leicht begegnen könnte, coram publico mit diesem Boden etwas unliebsame Bekanntschaft zu machen. In unserm Kirchenkalender hatten wir de ea, die Venetianer das Fest der hl. Martyrin Fusca. Auch da zelebrirte jeweils nur ein Priester. Das Meßbuch war nur so groß wie ein Brevier und das Ciborium zur Aufbewahrung der hl. Hostien außerordentlich klein. Es empfingen viele Gläubige die hl. Kommunion. Keine Kirche ist an kostbaren Säulen, Mosaiken, Gemälden und andern Verzierungen wohl reicher als St. Markus. Am Aeußern und Innern sind über 500 Säulen angebracht, von Porphyr, verde antico, Serpentin, Cipollino u. s. w. Die Kirche hat 3 Eingänge, über dem mittlern stehen vier antike Rosse, das einzige aus alter Zeit erhaltene Viergespann, in Kupfer gegossen und einst vergoldet. Sie stammen aus Konstantinopel. „Ein herrlicher Zug Pferde, sagt Göthe. Was mir sonderbar scheint, ist, daß sie in der Nähe schwer und unten vom Platze leicht wie die Hirsche aussehen." Die Franzosen unter Napoleon I., der nicht immer die altfränkischen Begriffe von Mein und Dein mit der Gewissenhaftigkeit eines Erstkommunikanten auseinander hielt, nahmen sie nach Paris mit. Im Jahre 1814 kamen sie wieder zurück. In der Vorhalle der Kirche fand die bei Alessandria bereits besprochene Aussöhnung zwischen Kaiser Friedrich Barbarossa und dem Papst Alexander III. statt. Der

vor dem Papste knieende Kaiser soll gesagt haben: Non tibi sed Petro (nicht dir, sondern dem Petrus), worauf Alexander noch schlagfertiger zurückgab: Et mihi et Petro (sowohl mir, als dem Petrus). Fünf Kuppeln von Goldmosaik überdeckt, überwölben die Kirche, welche mit einer außerordentlich verschwenderischen Pracht ausgestattet ist; man hat den realen Werth der Kirche auf 240 Millionen Mark geschätzt. Die Venetianer waren eben ehemals die reichsten Herren der Welt, während jetzt bei immerhin großem Reichthum vieler Einzelner in Venedig sehr große Armuth herrscht.

Die Mosaiken nehmen einen Flächeninhalt von 4000 Quadratmeter ein und stellen hauptsächlich das Leben Jesu und die Geschichte der Apostel dar. Auch Bilder aus dem alten Testament sind vertreten. Paradies und Hölle und der Stammbaum Jesu fehlen gleichfalls nicht. Man kann sich dieselben wie auch die Rosse in Begleitung des Meßmers in der Nähe ansehen. Die Aussicht auf dem Glockenthurm, der 360 Fuß hoch in eine Pyramide endigt und sehr bequem zu besteigen ist — Heinrich IV. von Frankreich ritt fast ganz hinauf — ist überaus merkwürdig. Zunächst sieht man da vor sich die wunderbare Stadt, den Markusplatz, die fünf byzantinischen Kuppeln der Markuskirche, den Dogenpalast, die vielen Kirchen, den Lido, den großen Kanal, die trichterförmigen Schornsteine, den Wasserspiegel der Lagunen mit seinen Dampfern, Küstenfahrern, Gondeln, Barken und all den kleinern Inseln, dann das Meer, dann die entfernten Berge und Städte, Padua und Treviso, die Kalkhügel bei Vicenza, die Berge bei Verona bis zum Monte Baldo, die Tiroler Alpen, sogar die istrischen Berge und als Schlußstein den Monte Maggiore, in's Meer sich verlierend. Ist die Fluth aufs Höchste gestiegen, so bleibt nur die Oberlage Festland, alle Häuser scheinen zu schwimmen und die kleinen Hochbrücken gleichen den Ankern. (Gsell Fels.) Ein freundlicher Herr aus Oesterreich,

ein Sekretär aus der Wiener Neustadt, der oft schon Venedig besucht, erzählte uns gar Vieles da oben; er meinte, die Venetianer haben mit der italienischen Herrschaft nicht viel gewonnen, Oesterreich nicht viel verloren, und außerdem war er mit der bosnischen Annexion nicht ganz einverstanden. An den großen St. Markusplatz schließt sich nach dem Meere hin der kleine St. Markusplatz an. Dort erheben sich zwei hohe Granitsäulen, von denen die eine die Statue des hl. Theodor, des Schutzpatrons von Dalmatien, die andere den bronzenen Löwen des hl. Markus trägt. Die Venetianer sprechen sehr schön, wenigstens hat ihre Aussprache etwas Kindliches, Liebliches, Weiches und eigenthümlich Wohllautendes; namentlich der Gesang am Abend — wir hatten Mondschein, wenn auch nicht Vollmond — von den Gondolieri macht sich prächtig. Die Venetianer haben etwas Nobles, Vornehmes, Aristokratisches an sich — und wenn auch von Reichthum und Macht längst nur in Liedern und Sagen erzählt wird, der Venetianer fühlt sich; er tröstet sich mit der Vergangenheit und der Geschichte. Außer dem Kirchenstaat hat keine bestehende Dynastie länger geherrscht als die Republik Venedig mit ihren stolzen und oft grausamen Dogen (dux-Heerführer, Herzog, Fürst). Die Stadt wurde 452 gegründet, als die Hunnen in Italien einfielen und Aquileja zerstörten; der erste Doge Paulucius Anafestus regierte von 697—716 n. Chr.; die großartige Stellung hat Venedig durch die Kreuzzüge bekommen. Im 11. Jahrhundert kamen Istrien und Dalmatien unter Venedigs Botmäßigkeit. Unter dem Dogen Enrico Dandalo (die Geschichte der Dogen und ihrer Parteikämpfe ist, nebenbei bemerkt, mit Blut geschrieben) 1192—1205 stand Venedig auf dem Gipfelpunkt seiner Macht. 1203 eroberte unter seiner Führung (er war über 90 Jahre alt) die venetianische Flotte Konstantinopel; ungeheure Reichthümer kamen nach Venedig. Das Quartier Pera in

Konstantinopel, eine Menge griechischer Inseln und Kandia fielen den Venetianern zu, welche nun den Handel beherrschten, die erste Handelsmacht der Welt wurden. Im 14. Jahrhundert setzten die auf ihre Macht eifersüchtigen Dogen den Rath der Zehn ein, ein furchtbares Vehm- und Polizeigericht, das nach und nach in eine Schreckensherrschaft ausartete und mit Blut und Gefängniß die Spuren seines eisernen Daseins bezeugte. Selbst Dogen fielen ihm zum Opfer z. B. der 80jährige Marino Falieri anno 1355. Harte Kriege hatte Venedig gegen Ende des 15. Jahrhunderts mit den Türken zu bestehen. Die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien um die Südspitze von Afrika und die Entdeckung Amerikas brachten die Republik um ihren Welthandel; die Türken drangen immer weiter vor und schwächten Venedigs Macht, wenn sie auch am 7. Oktober 1571 in der Seeschlacht von Lepanto energisch geschlagen wurden. 1575 wüthete eine große Pest in Venedig, wobei 40,000 Menschen, u. a. auch der Maler Tizian starben. Auch mit den Päpsten hatte Venedig zeitweilen Streitigkeiten. 1630 war die Pest noch schrecklicher, als 1575; in Venedig allein starben 44,000 Menschen. Neue Kämpfe mit den Türken brachten die Republik dem Verfalle nahe, und seit dem Frieden von Passarowitz 1718 hörte Venedig auf eine bestimmende Macht zu sein. Napoleon I. brach den Rest der Macht zusammen; im Friedensvertrag mußten die Venetianer 3 Millionen in Geld, 3 Millionen in Schiffsbedürfnissen, 3 Kriegsschiffe, 2 Fregatten, 20 Gemälde und 500 Manuskripte nach Napoleons Auswahl hergeben. Das goldene Buch wurde verbrannt, die Republik aufgehoben 1797. Venedig kam an Oestreich, im Frieden von Preßburg 1805 zum Königreich Italien; 1814 wurde unter Oesterreichs Scepter das lombardisch-venetianische Königreich gegründet. 1848 in der Revolutionszeit gab es wieder kurz eine Republik S. Marco; im Kriege 1866 trat Kaiser

Franz v. Oesterreich Venedig an Napoleon III. ab; Napoleon arrangirte das Lustspiel einer Volksabstimmung, und 1867 den 7. April zog Viktor Emmanuel in die Stadt ein. Ein klassischer Boden ist diese Inselstadt!

Den Nachmittag fielen wir einem Cicerone in die Hände, der uns all die Herrlichkeit von Venedig zeigte und sehr zu empfehlen ist; er spricht italienisch, französisch und deutsch. Er war als österreichischer Soldat in der „Bundesfestung" Mainz und heißt Triadano Rossi, zu treffen beim Sandwirth oder im Cafe Swizzero.

Zunächst geleitete er uns in den Dogenpalast, dessen Front gegen den kleinen Markusplatz 216 Fuß beträgt. Da wohnten einst in diesen Hallen die stolzen Dogen von Venedig; aber hier durfte man nicht singen:

In diesen heiligen Hallen
Kennt man die Rache nicht!

Denn hier kannte man die Rache, die fürchterliche und grausame Rache nur zu gut! Der Hof des Palastes ist sehr interessant. Auf der sog. Riesentreppe gelangt man in die obern Hallenumgänge. Die erste überwölbte Treppe heißt die goldene Stiege, so genannt von dem Reichthum der vergoldeten Verzierungen, und weil sie nur Diejenigen beschritten, welche in's goldene Buch der rathsfähigen Adelsfamilien eingetragen waren. Der Conciliumssaal hat die schönsten historischen Gemälde. Interessant ist das „Paradies von Tintoretto", das größte Bild der Welt mit 720 Figuren. Von der Bibliothek, der Münzsammlung, dem archäologischen Museum, den wundervollen sonstigen Gemälden, von den Bildern sämmtlicher Dogen, Karten u. s. w. rede ich nicht, das würde zu weit führen. Aber ein Wort soll darüber gesagt werden, was für traurige Erinnerungen das Gemach der Staatsinquisitoren mit ihren Spionen und Denunziaten in jedem Besucher her-

vorrufen muß. Da war die Bosheit oft Ankläger, das Parteiinteresse Zeuge, die Tyrannei Richter und die unmenschliche Härte Vollstrecker der grausamen Urtheile. Die Bleidächer, unter denen so viele Opfer seufzten, existiren nicht mehr; aber die schrecklichen Gefängnisse und die Seufzerbrücke sind noch Beweise dafür, wie hart der Mensch werden kann, und was für Elend in der Welt schon geherrscht hat. Die Seufzerbrücke, welche den Dogenpalast mit dem nur durch einen Kanal von ihm getrennten alten Kriminalgefängniß verbindet, schwebt hoch in der Luft und ist von außen sichtbar. Die Gefangenen wurden auf dieser Brücke aus ihren schrecklichen Zellen vor die Richter gebracht. Da sahen sie nochmals das Tageslicht und die bläuliche Fluth der Kanäle — der letzte Seufzer der armen Opfer gab der Brücke den Namen. Hochtragisch schilderte das Alles der uns begleitende Cicerone. Zu den Verurtheilten sagten die Richter, behauptete er: Wenn du frei sein willst, so gib den Kuß der Gerechtigkeit. Sie mußten dann eine Statue der Gerechtigkeit, welche auf der gedeckten Brücke stand, umarmen und in dem Augenblick wurden sie von Messern zerschnitten. Das Blut floß in den Kanal, in welchen auch der zerstückelte Leichnam fiel. Die Gefängnisse, welche man uns als die Straforte leichter Verbrechen zeigte, sind wahrlich schon schrecklich, daß man keinen Hund so wo hineinsperren sollte; den schweren Verbrechern hat man Licht und Luft entzogen und sie noch unter Wasser gesetzt. Diese Steingräber hatten nur ein einziges rundes Loch in der Dicke eines Ofenrohrs, durch welches nur die allernöthigste Luft einströmte. Durch zwei eiserne Gitter hindurch hörte der Priester die Beicht des verurtheilten Opfers und reichte ihm die hl. Kommunion. Unten in der Tiefe waren Grüfte für Lebendige, höllisches Gefängniß und Mord — und oben darauf die prächtigsten Säle mit Vergoldung und Gemälden der ersten Maler der Welt. Wahr-

haftig! Darauf mußte der Fluch Gottes ruhen, und Venedigs Macht untergehen. Uebrigens ging man nicht nur in früheren Jahrhunderten, man geht auch da und dort noch heutzutage wüst mit den Leuten um.

Doch hinweg von diesem Denkmal menschlicher Größe, menschlichen Reichthums und menschlicher Grausamkeit — wir gehen in's Arsenal, das die Venetianer anno 1106 gründeten; in der Blüthezeit der Republik hatte dasselbe 16,000 Arbeiter, jetzt, wo Venedig ein Hauptstationsort der italienischen Marine ist, noch etwa 2000. Den Eingang schmücken 4 marmorene Löwen. Da sieht man Modelle aller Fahrzeuge von dem leichtesten Kahn, den man bei uns zu Lande nicht ohne Grund „Seelenverkäufer" nennt, bis zu den schwersten Panzerschiffen. Die Modelle von alten Galeerenschiffen, Kauffahrteischiffen und Kriegsschiffen sind auch für den Laien interessant, nicht weniger die Schwimmdocks und die schöne Waffensammlung aus dem Blüthenalter der Republik, Helme, Panzer, Schilde, Schwerter, Köcher, Pfeile, Pulverhörner, Pistolen, Degen. Auch eine Nachbildung des Bucintoro ist zu sehen, d. h. des berühmten venetianischen Staatsschiffs, von welchem der Doge zur Vermählung mit dem adriatischen Meer jährlich am Himmelfahrtstag den Ring in's Wasser warf. Die Fahne, welche man bei Lepanto 1517 den Türken abnahm, war mir eine liebe historische Erinnerung. Hinterlader aus dem 16. Jahrhundert, alte Revolverkanonen belehren uns, daß diese Mordinstrumente kein ausschließliches Privilegium unserer Zeit sind.

Doch jetzt zum Canal grande auf eine venetianische Gondel, eine Art leichter, zierlicher und feingearbeiteter Kähne mit gepolsterten Sitzen. Alle Gondeln sind schwarz. Mitten auf der Gondel erhebt sich meist ein längliches Kästchen, von dünnem Stoff faltig überspannt, mit bequemen schattigen Sitzen. Die Gondelführer sind sehr geschickt, in

diesen engen Kanälen auszuweichen und um die Ecken herumzukommen. Beim Einlenken rufen sie sich die Ausweichsworte zu: sia stai (schon da) als Warnung, rechts sia premmi, links sia li. Das lange Ende des Gondelschnabels ist mit Eisen beschlagen. Die schwarze Farbe der Gondel, der taktmäßige Schlag des Ruders, das eintönige Rufen, die einst schönen aber vielfach verlassenen Paläste stimmen die Seele etwas melancholisch und haben doch wieder einen besonderen Reiz. Göthe meint:

Diese Gondel vergleich ich der sanft einschaukelnden Wiege,
Und das Kästchen darauf scheint ein geräumiger Sarg:
Recht so zwischen der Wieg und dem Sarg wir schwanken und schweben
Auf dem großen Kanal sorglos durchs Leben dahin.

Wir besuchten die interessante Kirche S. Giovanni e Paolo (Johannes und Paulus) mit den schönen Grabdenkmälern der Dogen und die leider durch einen Brand am 16. August 1867 zerstörte wundervolle Rosenkranzkapelle mit 10 Marmorreliefs, die zu den schönsten gehören, die es gibt. Tizians Bild „Martyrium St. Peters von Verona“ und Bellini's schönstes Madonnabild, zwei Hauptwerke venetianischer Kunst sind mitverbrannt. Den großen Kanal, links und rechts von Palästen umgeben, fuhren wir durch und sahen auch die Kirche S. Maria dei Frari, schön und reich an Monumenten, worunter die Canova's und Tizian's, der 99 Jahre alt an der Pest starb (1576); ein Tizianisches Madonnabild (Madonna des Hauses Pesaro) ziert den einen Altar und schöne Chorstühle aus dem 15. Jahrhundert die Kirche. In der Sakristei, die eine der prächtigsten der Welt sich nennt, sind ganze Massen von Kunstdenkmälern. Auch die Perlen- und Mosaikfabrik am großen Kanal besichtigten wir eingehend, wo man ähnlich wie in Rom, mit den einfachsten Instrumenten mittelst eines

leicht zu dirigirenden Flämmchens ganz schnell die schönsten Quincaillerien (Schmuckwaaren) fertigt. Man hat unentgeltlich Zutritt und Erklärung, muß aber dann oben im prachtvollen Waarenlager angekommen, „Schanden halber“ etwas kaufen. Ich nahm eine Krawatte aus Glas und ein Mosaikkreuz zum Andenken mit. Interessant ist auch die Kirche der Scalzi neben dem Bahnhof, eine Stiftung von 6 Adelsfamilien, in überladener Pracht dekorirt mit allen Ausschweifungen des Barockstiles und einem Aufwand von 200,000 Dukaten, Alles reich in Marmor. Der Hochaltar allein kostete 60,000 Dukaten, ist aber geschmacklos. Der Fleisch- und Fischmarkt zogen uns auch an; ganze Körbe voll Aale sahen wir da, den mächtigen Thunfisch, die Schollen, Sardinen, Sardellen, Krebse, Hummern, Seethiere aller Art, Muscheln und Schnecken und was sonst noch schwimmt und kreucht auf Erden. Die Rialto-Brücke in Venedig kennt Jedermann; sie ist auf 12,000 Ulmenpfähle gebaut und über 22 Meter breit und 48 Meter lang; auf derselben sind 24 Ladengewölbe, sie bildet den Mittelpunkt des großen Kanals und zeigt stets ein reiches Leben. Im 15. Jahrhundert war sie das „Herz von Venedig“, die Lagerstätte des Reichthums, der Sammelplatz der reichen Kaufleute. Tempi passati! In der Akademie der schönen Künste, ehemals das Kloster Charita, wo Alexander vor Friedrich I. sich verborgen hatte, sind ausgezeichnete Gemälde, besonders die Himmelfahrt Mariä von Tizian.

Die Kirche S. Maria della Salute mit 2 Kuppeln und zwei Thürmen vom Senat nach der Pest von 1630 erbaut, und Maria „zum Heile“ geweiht, steht auf einer Million Pfählen und hat $1/2$ Million Golddukaten gekostet. Unser Cicerone begleitete uns noch auf ein ostindisches Auswandererschiff, das im Hafen lag und mit Negern bemannt war; sein Reiseziel war Calcutta. Die englischen Offiziere waren sehr freundlich und zeigten uns resp. ließen uns alle

Räume und die ganze Einrichtung sehen. Wir kauften uns noch Stereoskopenbilder, die hier spottbillig sind und sechs Schildkröten, von denen aber eine schon in Innsbruck ihr jugendliches Leben lassen mußte, und die andern fünf an die Seenebel sich nicht akklimatisiren konnten und ihrer Kollegin nachfolgten. Nach der table d'hote, die um 6½ Uhr stattfand, gingen wir wieder auf den Markusplatz, um hier bei der wirklich schönen Abendbeleuchtung das italienische Leben der Großstädte mitanzusehen, und uns an den prächtigen Läden mit Mosaikarbeiten, Korallen, Muscheln, Goldwaaren, Uhren, Photographien und den zahlreich besuchten Cafés etwas zu unterhalten. Die höhere Welt und die demi-monde bewegen sich Abends auf dem Markusplatz; um 10 Uhr noch sieht man Damen, die übrigens auch fremde sein können, in Cafés sitzen und auch rauchen. Sonst sind die italienischen Frauenzimmer viel zurückgezogener und mehr auf das Leben im Kreise der Familie beschränkt, als die Töchter der Thusnelda, Theodolinde, Hulda und anderer moderner Germaninnen. Zu dem ungemein bewegten Leben auf dem Markusplatz nahm sich die feierliche Todtenstille im Dogenpalast und um denselben herum sehr eigenthümlich aus.

Was hat er nun davon
Von seinem Violon,
Zerbrochen ist der Bogen —
Und er hat ausgegogen.

In Venedig sind viele Arme: 25,000 Unterstützungsbedürftige leben in der Stadt, welche als wohlthätig geschildert wird. Auch die Frömmigkeit vieler Venetianer und Venetianerinnen wird gerühmt.

---

30. Dienstag, 4. März.

Venedig und Padua.

Auf diesen Morgen, wo ich in der Kirche S. Moise celebrirte, hatten wir eine Fahrt nach dem Lido auf unserm

Programme, aber der Wind blies uns etwas zu märzlich, und wir gingen also wieder auf den Markusplatz, wo um 9 Uhr die in Schaaren von den Prokurazien (prächtige Wohnungen der frühern Würdeträger der Republick auf dem Platze, jetzt Miethwohnungen und Läden) herabfliegenden Tauben gefüttert wurden. Dieselben, ein Wahrzeichen des Markusplatz, waren sehr zudringlich und zutraulich; sie setzten sich dem Futterer auf die Hand, auf die Schulter, auf den Rücken — es sind schwarzgräuliche Tauben der gewöhnlichsten Sorte. Auf dem Markusplatz sind aber nicht blos die Tauben, sondern auch die Menschen in Gestalt von Verkäufern zudringlich; namentlich wird man mit Schmuckgegenständen aus Muscheln und Schneckenhäuschen förmlich maltraitirt, und wenn man nur den Drittel oder Viertel von dem bietet, was sie verlangen — ist man „ringefallen." Sehenswerth ist der Uhrthurm auf dem Markusplatz mit den Darstellungen der Erde, der Sonne, des Mondes und anderer Himmelskörper. Der Bogen unter dem Uhrthurm führt zur Merceria (Kaufplatz), wo die besuchtesten Kaufläden und immer ein sehr lebhaftes Menschengewoge in den verhältnißmäßig engen Straßen zu treffen sind. Auch unser Cicerone Rossi stellte sich ein — er hatte wieder keine Arbeit, wie sovielmal in diesem Jahre und gab uns um Geld und gute Worte noch allerlei nützliche Rathschläge. Da meine Kopfbedeckung die Strapazen der Reise sehr angegriffen hatten, kauften wir einen venetianischen Hut ziemlich wohlfeil — derartige Waaren sind bei uns viel theurer, dagegen ist die deutsche Reichspost bedeutend wohlfeiler und besser, als die Post in Italien, die noch sehr im Argen liegt. Ich wollte den alten Chapeau, wie einst der Doge den Ring der Republik mit dem Meere vermählen — der Cicerone aber meinte, er hätte eine bessere Verwendung dafür, und er lauft nun mit dem Kaplanshut stolz im stolzen Venedig als Führer der Fremdlinge einher. Er versicherte,

er sei ein guter katholischer Christ und habe die geistlichen Herren gern — und er scheint mir für allenfalsige venetianische Reisepilger empfehlenswerth zu sein.

Als ich im Hotel meine Effekten packte resp. meinen Reisegefährten, der dieses Geschäft sehr trefflich versteht, packen ließ — sangen auf der Terrasse ein gebrechlicher Greis zur Baßgeige, ein blinder Mann in mittlern Jahren zur Guitarre, und eine die beiden führende Frauensperson gar rührende Lieder; ich hörte ihnen etwa eine Viertelstunde zu — und still und ruhig geleitete uns dann die melancholische Gondel durch die schwermüthig stimmenden Kanäle — wir waren selber nachdenklich geworden, wir sollten ja vom schönen Lande Italien mit seinen sympathischen Bewohnern (trotz Bettelei und Zudringlichkeit mancher derselben) Abschied nehmen! Nach dem Reiseplan, den für die Heimreise des Friedens und der Abwechslung wegen der Herr Collega Streicher machte, hätten wir diesen Nachmittag noch in Venedig bleiben sollen. Mich trieben aber der hl. Antonius von Padua und der schlesische Kreisvikar mächtig hin zu den trüben Gewässern des Bacchiglione.

Nach 1 Uhr fuhren wir also von Venedig fort, da nach dem Reiseplan der Schlesier, der Padua besuchen wollte, um 1/2 3 Uhr dort eintreffen mußte; wir hätten ihn, der uns verabredeter Maßen erst um Mitternacht in Verona begegnen sollte, gern überrascht. Also fort nach Padua! Der Zug war schon im Fahren, als mir zum Schrecken einfiel, was wir in Vendig vergessen hatten! Wir wollten nämlich im „rothen Ochsen" einkehren, da man dort am besten Cäco spielt. Wenigstens pflegten wir Studenten, wenn einer recht gut und glücklich spielte, jeweils zu sagen: „So spielt man im rothen Ochsen zu Venedig!" Daß mir das erst so spät wieder einfallen mußte! Doch auch italienische Lokomotiven sind unerbittlich, möge ein Anderer von der Zunft gelegentlich das Versäumte nachholen! Zu Pa-

dua, einer 66,000 Einwohner zählenden sehr alten, aber todten und langweiligen Stadt, ging es uns, wie Einem, dem man nach einer reich besetzten Tafel noch eine Suppe aufstellt — die Stadt hat viele Merkwürdigkeiten, aber wir hatten übergenug gesehen und langweilten uns anfangs so ziemlich. Am Bahnhof war der Schlesier nicht, und in dem Gasthof alle due croci bianchi (zu den zwei weißen Kreuzen) auf dem St. Antonioplatz trafen wir ihn auch nicht. Wir liefen nun ziemlich planlos in der etwas ausgestorben scheinenden Stadt umher, besahen uns den Dom, die Post, den Gemüseplatz, verschiedene Paläste, die Universitätskirche mit ihren Fresken und kehrten dann auf den Hauptplatz, die piazza del Santo — der hl. Antonius heißt in Padua kurz und schön einfach „der Heilige" — zurück, und siehe da stand der Kreisvikar vor der Kirche in seinen Gsell-Fels vertieft. Er hatte eine große Freude, uns beim hl. Antonius, dem Patron der Verlierenden und Suchenden, wieder zu finden und erzählte uns rasch seine Abenteuer, wie er seinen kostbaren Plaid verloren, ein Andenken an seine Schwester, wie er in Genua vor dem Erzbischof und dem gesammten Domkapitel im Chor celebrirte, wie er der Zudringlichkeit eines Kulturkämpfers und seiner Dulcinea sich erwehrt und wie ihm großmüthig die Wirthe und Kellner fürstliche Rechnungen gemacht. Dafür hatte ihn sein Geschick in einen erbärmlichen Gasthof zu Padua geführt, wo wir ihn sofort ausquartirten und zu den zwei Kreuzen placirten. Dann gings zurück zur prachtvollen Basilika des hl. Antonius mit den sieben herrlichen Kuppeln, der schönsten der 96 Kirchen in Padua.

Heiliger Antonius von Padua!
Hilf mir suchen, was ich verloren ha'

— habe ich schon als kleiner Knabe hie und da gesagt, ohne daß ich mir hätte träumen lassen, je einmal nach

Padua zum Heiligen zu kommen und zu dessen Dom, an welchem 17 Franziskaner noch die Seelsorge versehen dürfen. Die Kirche des hl. Antonius, namentlich sein Altar und seine Kapelle im linken Seitenschiff mit den 9 prachtvollen Marmorreliefs, darstellend die Wunder des hl. Antonius, gehören zu den reichsten in ganz Italien. Sebastian Brunner, der bekannte Wiener Reisebeschreiber, einer der originellsten katholischen Schriftsteller aller Zeiten, sagt darüber: „Die Kirche des hl. Antonius zu Padua hat an Gemälden, Skulpturen, Monumenten und Erzplastik allein einen größern Reichthum, als (St. Stephan ausgenommen) sämmtliche Kirchen Wiens zusammengenommen." Der hl. Antonius von Padua, der am 13. Juni 1231 daselbst starb, und am Dienstag, den 17. Juni begraben wurde, und der besonders am Dienstag verehrt wird, zählt zu den größten und bekanntesten Heiligen der Kirche. Er war eigentlich nicht von Padua, sondern von Lissabon in Portugal, und daselbst von vornehmen Eltern geboren. Zuerst trat er bei den Augustinern der Heimath in den Orden, und als er da zu viel Besuch von seinen Freunden bekam, zog er sich nach Coimbra zurück, wo er in den Franziskanerorden eintrat, weil ihm dieser die Gelegenheit verschaffen sollte, wie er hoffte, Missionär in Afrika zu werden. Eine schwere Krankheit hinderte ihn den Entschluß auszuführen, und der Guardian versetzte den Heiligen, der seine Tugenden und großen Kenntnisse aus Demuth verbarg, in ein kleines Kloster bei Bologna. Als er einmal bei einer Priesterweihe aus Gehorsam gegen den Bischof predigen mußte, zeigten sich seine himmlische Beredsamkeit und tiefe Weisheit, von denen Niemand eine Ahnung hatte. Seine Oberen bestimmten ihn nun zum Professor der Theologie und zum Prediger. In Italien, Frankreich, Spanien schlug er seine Lehrkanzel auf; er war ein lebendiges Evangelium. Selbst der Papst nannte den hl. Mann die Arche des Bundes;

der Zulauf zu seinen Predigten war so groß, daß aus allgemeiner Begierde ihn zu hören, die Werkstätten und Kramläden, die Gerichtssäle und öffentlichen Plätze leer standen, wenn er predigte, und daß zuweilen über 30,000 Personen im Freien ihm zuhörten. Merkwürdige Bekehrungen bewirkte er und selbst in den höchsten Ständen, sogar auf Ezzelino, den gefürchteten Statthalter und Schwiegersohn des Kaisers Friedrich, machte er einen gewaltigen Eindruck. Antonius begleitete eine Zeitlang die Stelle eines Ordensprovinzials in der Romagna. Die letzte Zeit seines Lebens brachte er in Padua zu, wo er erst 36 Jahre alt im Rufe der Heiligkeit starb. Bei seinem Tode liefen die Kinder durch die Stadt und riefen wie durch göttliche Eingebung: Der Heilige ist gestorben, der Heilige ist gestorben! und im fernen Lissabon sollen alle Glocken von selbst geläutet haben. Als Antonius an Pfingsten 1232, noch kein volles Jahr nach seinem Tod durch Papst Gregor IX. feierlich heilig gesprochen wurde, waren bereits 50 Wunder gerichtlich festgestellt. 32 Jahre nach seinem Tod übertrug man die Reliquien in das jetzige Grabdenkmal, und da wurde wie beim hl. Johann v. Nepomuk die Zunge des Heiligen noch ganz unverwest und roth aussehend gefunden. Der hl. Bonaventura, welcher als Ordensgeneral der Franziskaner zugegen war, nahm die Zunge in die Hand, küßte sie ehrerbietig und sprach: „O glückselige Zunge, die du immer Gott gelobt und Andere zu dessen Lob gebracht hast, nun zeigt sich offenbar durch deine Unverweslichkeit, wie angenehm dein Dienst vor Gott war.“ In der Kirche trafen wir einen deutsch sprechenden Ordensbruder, der in Würzburg bei den Franziskanern gewesen und nun die Tempelwache beim hl. Antonius hat. Die Kapelle des Heiligen ist vielbesucht, eine Menge Votivtafeln (per gracia ricevuta für erhaltene Gnaden) sind da, und oft werden Briefe in der Kapelle und auf dem Altar gefunden, die an den hl.

Antonius im kindlichen Glauben geschrieben werden. Wir beteten auch bei seinen hl. Reliquien und sahen uns dann noch ein wenig die Stadt an.

Padua ist die Heimath des römischen Geschichtsschreibers Livius, hat eine sehr besuchte Universität und birgt in der prächtigen Kirche der hl. Justina, einer der schönsten Renaissance-Kirchen mit Marmorboden, den Leib des hl. Evangelisten Lucas und einen bedeutenden Theil der Gebeine des hl. Apostels Mathias. Ganz in der Nähe ist der schöne Platz Prato della valle (jetzt Viktor Emmanuelsplatz genannt), der 88,826 Quadratmeter umfaßt, einst die Stätte des antiken Theaters und im 13. Jahrhundert der ersten geistlichen Schauspiele war; auch Wettrennen fanden da statt. Der kolossale Platz ist mit 74 Marmorstatuen geziert.

Der Kutscher und sein Roß, die uns in der Stadt herumführten, waren so ziemlich das Gegentheil von den römischen und neapolitanischen, langsam, schwerfällig, langweilig, darin ihnen aber gleich, daß ihm die ausgemachte Bezahlung zu wenig war. Wir kauften uns noch einige Andenken an Padua und begaben uns dann, nachdem wir gemüthlich uns mit einem ehemaligen österreichischen Soldaten unterhalten, frühzeitig zur Ruhe. Denn nach Mitternacht sollten wir auf der Eisenbahn sein und in einer Tour bis Abends 7 Uhr nach München fahren. Gute Nacht! morgen wieder in Deutschland!

---

31. Mittwoch, 5. März.

Von Padua nach München.

Heute ist mein Namenstag! begrüßte ich nach 12 Uhr meine Reisekollegen, die nur ungern vom Lager sich erhoben und erst nach und nach meinem Namenstag zu lieb eines bessern Humors sich beflissen. In einem Bummelzug

fuhren wir beim Mondschein über die lombardische Ebene vorbei an Vicenza mit seinen klassischen Gebäuden zurück nach Verona. Das Rundreisbillet konnten wir als Andenken behalten — dagegen hatten wir ein kleines Abenteuer mit dem Schalterbeamten, der unserm Schlesier für sein Billet nach München zu viel Geld abnahm, wie letzterer behauptete, ersterer aber nicht zugab. Da die Rückfahrt dieselbe war, wie die Hinfahrt, so können wir bald in der Heimath sein. Bei der Douane in Ala half uns der Bruder Schlesinger mit einigen guten Witzen über jede Kontrole hinaus. Die Oesterreicher hatten an dem preußischen Landsmann offenbar auch ihre Freude. Wir trafen von Ala bis Lindau Schnee und zwar mehr als im Februar. In Trient schauten wir uns nach der Muttergotteskirche um, wo 1545—1562 das Tridentiner Concil gehalten wurde. In Brixen stieg ein alter Goldwaarenhändler in's Coupé ein, der uns bis München begleitete; er war offenbar Protestant und nationalliberal; wir unterhielten uns trefflich mit einander — er hat viele Städte und Länder gesehen — und er kredenzte uns zur Feier meines Namenstages einige Fläschchen Tirolerwein, den er seiner Frau mitbringen wollte. Es war ein prächtiger Tag, hell beschien die Sonne die Schneefelder, und hell und freudig war auch unser Humor, der nicht gestört wurde, als wir von einer Lawine hörten (aber nicht von der bekannten altkatholischen in Thiengen und Umgegend), die zwei Tage vorher ein Bahnwartshäuschen zugedeckt, und eine Frau mit ihrem Kinde und dem Viehe verschüttete. Mir fiel dabei der Tiroler Leichenstein bei Seb. Brunner ein:

Hier liegt vom Tunder derschlagen
A Kitz, a Goas und a Bua,
Herr gib ihnen allen Dreien
Die ewige Rua!

Hoffentlich wird der niedergebeugte Bahnwart, der mit Noth der gleichen Gefahr entrann, liebevoller und poetischer sein, als ein Bauer, der seiner Ehehälfte den Denkspruch widmete:

Der Tritt von einer Kuh
Hier auf der Adelshofer Bahn
Lehrt, wie so schnell zur ewigen Ruh
Ein Weib hinüberschlummern kann.

Auch vor dem letzten Tunnel der Brennerbahn vor Innsbruck machte uns der Goldwaarenhändler Angst; dasselbe könne zusammenstürzen, wann es wolle. „Nanu, diesmal wird's noch halten," sagte der Schlesier, und er hat Recht gehabt: pons non ruit, die Brück' ist nicht gebrochen.

Bei Innsbruck gedachte ich der lieben Herren von Beuron, die in Volders ganz eingeschneit waren und auf die Frühlingssonne, welche die Eisrinde des Kulturkampfs schmilzt, wohl noch lange warten müssen als exules filii Evæ, als verbannte Söhne Evas. Ein österreichischer General fuhr mit uns bis nach München, und unterhielt uns durch seine interessanten Erlebnisse ganz außerordentlich — wir nahmen von den alten Herren am Bahnhof München gerührt Abschied und langten nach der 18stündigen Fahrt glücklich im Oberpollinger an, wo der Schlesier, der München noch nie gesehen, nun an der Quelle des Gambrinus saß und mehr als einige Züge dazu schmauchte. Da mein Namenstag gefeiert wurde, mußte ich natürlich auch Bescheid thuen.

32. Donnerstag, 6. März.

München.

Erst celebrirten wir beiden Geistlichen heute im Dom zu München, und dann wurde Rath gehalten, wie wir diesen letzten Tag gemeinschaftlich zubringen wollten. Da ich

von der Reisegesellschaft allein schon in München gewesen, schlug ich vor, eine Droschke zu nehmen und das Wichtigste im Fluge sich anzusehen. Die Droschken sind in München bedeutend theurer; unser Führer verlangte erst 2 M. 50 per Stunde (in Rom 1 Frank 60 Cent.) und dann, als wir auf einige Stunden mit ihm akkordirten, 2 Mark. Herr Streicher setzte sich zu ihm auf den Bock, und wir fuhren durch die schneebedeckten Straßen in offener Droschke, was mir zu guter Letzt noch einen Katarrh zuzog, der mich 4 Wochen lang an Baierns Hauptstadt erinnerte. Wir fuhren zur Mariensäule, nach St. Peter, wo ein Gottesdienst vor ausgesetztem Allerheiligsten stattfand, der ganz außerordentlich zahlreich besucht war, zum Rathhaus, zur Post, zum Hoftheater, zur Residenz der Königin Mutter, in die Maximiliansstraße, zu den 4 Jahreszeiten, dem größten Münchner Gasthof, sahen uns kurz das Nationalmuseum an, das Wilhelmsgymnasium, das Maximilianeum, die Hofkirche und Hofgärten, die Königsresidenz, die Theatinerkirche, an der Döllinger Probst war, die Feldherrnhalle, das Palais des Herzogs Max, das Kriegsministerium, die Bibliothek, die Ludwigskirche, die Universität, das Siegesthor, die alte und neue Pinakothek (die noch Interessantes bieten, selbst wenn man aus Italien kommt), den Obelisk, das katholische Casino, die Wohnung des Generals von der Tann, die Glyptothek, die Propyläen, die Bonifaziuskirche, den Glaspalast, das Karlsthor und den schönen Gottesacker, wo die Leichen unter Blumen ruhen, und die prächtigen Denkmäler. Auch die Bavaria und das neue großartige Schlachthaus besichtigten wir und die hübschen Glasgemälde der lieblichen Auerkirche. Dann gingen wir in Begleitung eines Konstanzer Herrn, den wir zufällig trafen, zum Hofbräuhaus, um auch dieses Treiben mitanzusehen, wo man sich selbst den Literkrug holt, ausspült und stehend das köstliche Bier, das damals 22 Pfennige kostete, unter der laut

lärmenden Volksmenge trinkt. Um 5 Uhr verabschiedete sich unser lieber Schlesier, um die Nacht durch nach Prag zu fahren. Er ist glücklich wieder nach St. Schömmerich gekommen. Auf diesem Wege die freundlichsten Grüße! Wo werden wir uns wieder sehen?!

Den Abend gingen wir in eine Wirthschaft neben dem Hofbräu, wo vielleicht 150 Personen in einer niedern Stube versammelt waren, Alles rauchte, und Jedermann einen Literkrug vor sich stehen hatte. Die vornehmsten Herren saßen in diesem Qualme. Es sollen die Einwohner der lieben und getreuen Haupt- und Residenzstadt München im letzten Jahre 956,355 Hektoliter Bier getrunken und dafür 25 Millionen und ungerade Pfennige bezahlt haben. München zählt 198,000 Einwohner, und es trifft somit im Jahr auf einen Münchner 484 Liter Bier. Das ist allerdings viel Bier, wenn man denkt, daß nach „Kopf" gerechnet ist; aber das Münchner Bier ist auch darnach, daß man es auch trinken mag, und dann ist es wenigstens kein Schnaps und kein Gift.

---

33. Freitag, 7. März.

Von München nach Hause.

Glücklich sind wir wieder in die liebe Heimath zurückgekommen, reich an mancherlei Lebenserfahrungen, hoch erfreut an den edlen Genüssen des schönen Landes Italia, freilich auch müde und matt ob der vielen Anstrengungen.

Gott sei tausendmal Dank, daß Alles so glücklich von Statten ging; wir sind nicht krank geworden, nicht unter die Räuber gefallen, nicht bestohlen worden und haben vielleicht die schönsten Tage unseres Lebens jenseits der Alpen zugebracht. Ja wir haben die Hoffnung nicht aufgegeben, wieder einmal über die Berge zu gehen und von Neuem am Felsen Petri uns im Glauben zu stärken, unsere Kennt-

nisse zu erweitern, im Lande voll Sonnenschein uns zu erwärmen. Nur möchte ich mir dann mehr Zeit, mehr Geld und bessere Sprachkenntnisse wünschen. 600 Mark haben wir den Italienern etwa gelassen — die schöne, liebe Erinnerung ist nicht zu theuer bezahlt!

Druck von Wilh. Moriell, Radolfzell.

Man könnte am besten [illegible]
– [illegible].

Abendmahlbild S. 37.
Tasso's Sterbezimmer S. 108.
Raffaels Mutter — " 126.
Kirche, wo Paulus gefangen S. 184.